

DAS ARGUMENT 99

Faust-Diskussion

Probleme der Ästhetik (V)

Editorial 731

**Gert Mattenklott
Literarische Komplexität und der Komplex Ökonomie 734**

**Gerhart Pickerodt
Geschichte und ästhetische Erkenntnis 747**

**Heinz Schlaffer
Fausts Ende 772**

**Gerhard Bauer und Heidegert Schmid Noerr
Faust, Ökonomie, Revisionismus und Utopie 780**

**Bruno Frei und Lutz Winckler
Zum Stand der Exilliteraturforschung 793**

Dokumentationsarchiv des deutschen Widerstandes 1933–1945 805

**Frank Niess
Die Rekonstruktion des Weltmarkts und die USA 807**

Gulliver: Ankündigung und Aufruf zur Mitarbeit 822

Diskussion: Ernest Bornemann: Replik 828

Tagungsbericht: IMSF-Kolloquium zur Monopoltheorie 836

Besprechungen 838

**Schwerpunkte: Film-Theorien; Psychologie der Schule;
Psychoanalyse; Novemberrevolution; Gewerkschaften und
Mitbestimmung; Grundgesetz; „Lebensqualität“**

Zeitschriftenschau

18. Jahrgang September/Oktober 1976

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgeber:
Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter:

Wolfgang Abendroth (Frankfurt/Main), Wilhelm Alff (Bremen), Günther Anders (Wien), Hans Dieter Boris (Marburg), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/Main), Bruno Frei (Wien), Peter Furth (Berlin/West), Helmut Gollwitzer (Berlin/West), Manfred Hahn (Bremen), Heinz-Joachim Heydorn † (Frankfurt/Main), Klaus Holzkamp (Berlin/West), Urs Jaeggi (Berlin/West), Baber Johansen (Berlin/West), Lars Lambrecht (Hamburg), Thomas Metscher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Kurt Steinhaus (Düsseldorf), K. H. Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Hannover)

Verlagsleitung und Anzeigen:

Dr. Christof Müller-Wirth, Postfach 21 0730, 7500 Karlsruhe 21,
Telefon 0721/55 59 55, Fernschreiber 7 825 909

Redaktion:

Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Dr. Frigga Haug, Dr. W. F. Haug
Dieter Krause, Karl-Ernst Lohmann, Rolf Nemitz, Prof. Dr. Friedrich
Tomberg, Gerhard Voigt

Redaktion dieses Heftes: Prof. Dr. Jörg Jochen Berns, Walter Busch,
Dr. Herbert Claas, Jobst Dahle, Karl Heinz Götze, Rainer Kawa,
Prof. Dr. Gerhard Pickerodt, August Soppe

Redaktionssekretariat:

Karl-Ernst Lohmann, Rolf Nemitz

Redaktionsanschrift: Altensteinstraße 48 a, 1000 Berlin 33.

Telefon 030/8 31 49 15



ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1976 in 6 Heften (alle 2 Monate) mit einem Jahresumfang von insgesamt 1056 Seiten. Kündigung des Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist nur zum Jahresende möglich. — Preis des Doppelheftes 9,— DM; Schüler und Studenten 7,— DM (im Abonnement 7,50 DM bzw. 6,— DM). — Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit am Argument, kann aber für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung übernehmen. Eingesandte Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinenschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand versehen sein. Aufsätze sollen nicht mehr als 25 Manuskriptseiten, Rezensionen nicht mehr als 2 Manuskriptseiten umfassen. — Für unverlangt eingesandte Besprechungsbücher kann keine Haftung übernommen werden. — Copyright © Argument-Verlag GmbH, Berlin-Karlsruhe Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Deutsche Bank, Filiale Karlsruhe 105114, Postscheckkonto Karlsruhe 136360—759. — Gesamtherstellung: C. F. Müller, Großdruckerei und Verlag GmbH, 75 Karlsruhe 21, Rheinstraße 122, Telefon 0721/55 59 55.
1.—H. Tausend Oktober 1976

Bellagenhinweis

Diese Ausgabe enthält eine Bestellkarte des Argument-Verlages sowie einen Prospekt vom Campus-Verlag, Frankfurt; Päd. Extra, Frankfurt; und Pahl-Rugenstein, Köln.

Editorial

Faust-Diskussion

Widerspiegelungs-Diskussion, Sozialismus-Diskussion — Faust-Diskussion. Der Titel dieses Heftes nimmt sich merkwürdig aus neben den anderen aktuellen Diskussionsschwerpunkten des *Argument*. Die Diskussion über des deutschen Oberlehrers Lieblingskind neben den Diskussionen darüber, wie die Welt erkannt werden kann und in welche Richtung, durch welche Mittel sie verändert werden muß, wird nicht nur die aus der antiautoritären Studentenbewegung übriggebliebenen ewigen Schlagetot der Poesie befremden. Leben wir nicht immer noch in jenen finsternen Zeiten, „wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es das Schweigen über so viele Untaten einschließt“? Und ist nicht Heines Bild gut gewählt, wenn er Goethe einen Baum nennt, den man „am allerwenigsten zu einer Barrikade benutzen konnte“? Wird nicht gegenwärtig genug über Bäume geschrieben, auf daß man nur den Wald nicht sehe?

In der Tat: Die Zeiten in der BRD sind finster genug, die Publikationsmöglichkeiten für diejenigen, die über den Wald statt nur über die Bäume schreiben wollen, sind wieder gering geworden. Die letzte Buchmesse zeigte, daß das zahlungsfähige Interesse an politischer Literatur ab-, das an schöner Literatur zunimmt. Wir haben uns dennoch zur Faust-Diskussion entschlossen. Und zwar nicht als Konzession an jenen Trend, sondern, aus dem gleichen Interesse heraus, aus dem auch die Hefte zu marxistischer Erkenntnistheorie und sozialistischer Strategie konzipiert worden sind. Zugespißt formuliert: Die Faust-Diskussion ist in gewisser Hinsicht Sozialismus-Diskussion und Widerspiegelungs-Diskussion im Bereich der Literatur- und Kunsttheorie. Sozialismus-Diskussion ist sie insofern, als am Beispiel von Goethes Faustdichtung gestritten wird über die Frage, was vom bürgerlichen literarischen Erbe aufzunehmen ist und was am Fortschreiten hindert, also überwunden werden muß. Anlaß ist Thomas Metschers „Faust und die Ökonomie“¹. Metscher begreift Faust als Symbol der bürgerlichen Gesellschaftsentwicklung. „Zur Frage“, so formuliert er einleitend, „steht die Erkenntnis des

1 Thomas Metscher, Faust und die Ökonomie, in: Argument-Sonderband AS 3, Vom Faustus bis Karl Valentin. Der Bürger in Geschichte und Literatur (1976), S. 28—155.

menschlichen Individuums in seiner bürgerlichen Phase“ (AS 3, 34). Nicht wenig also steht zur Diskussion, die Erkenntnis eines zentralen, immer noch nicht überwundenen Abschnitts der Menschheitsgeschichte. Er kann nicht überwunden werden, ohne massenhaft erkannt zu sein. Die Frage ist, was von Goethes gestalteter ästhetischer Erkenntnis dieser Phase gelernt werden kann, aber gleichzeitig auch, was von ihr nicht mehr gültig ist, vielleicht nie gültig war. Diese auf Aneignung bedachte Überprüfung kann nicht ein für allemal vorgenommen werden. In jeder Phase ändern sich ihre Kriterien. Nicht von Grund auf, aber sie ändern sich. Vergangene Stufen der auch auf der Linken lebhaften Diskussion, zeitgenössische in der DDR gehen in die hier zu führende ein, aber machen sie nicht überflüssig.

Thomas Metscher hat Vorschläge zur Aneignung gemacht. Sie werden in den Beiträgen dieses Heftes von verschiedenen Standpunkten aus unter die Lupe genommen, teilweise aufgegriffen, teilweise kritisiert und verworfen. Die Beiträge sind unabhängig voneinander entstanden, sind Ergebnis unserer Aufforderung zur Diskussion. Überschneidungen waren demzufolge dort nicht zu vermeiden, wo die gleichen Argumente innerhalb unterschiedlicher Konzeptionen der Deutung auftauchen. So erfreulich es ist, daß unser Aufruf zur Diskussion beim Wort genommen wurde, verdeckte Kontroversen ans Licht treten und fruchtbar werden können, so bedauerlich ist, daß der Appell, Fraktions- und Intellektuellenreibereien dem gemeinsamen Interesse an der Weiterentwicklung der materialistischen Ästhetik und unseres Verhältnisses zum „bürgerlichen Erbe“ zu opfern, nicht immer befolgt worden ist. Brechts Tui-Kritik erweist auch hier ihre Aktualität (die uns im übrigen bewog, einen Sonderband dazu herauszubringen²). Bei der Faust-Diskussion gab das Interesse an der Breite der Kontroverse und also daran, daß die kontroversen Positionen überhaupt *in einem Organ* zusammentreffen, den Ausschlag. So dokumentiert dieses Heft notgedrungen zugleich Formen der Auseinandersetzung, die wir verändert wünschen.

Sinnvolle Aneignung verlangt Klarheit über das Anzueignende. Eine ganze Bibliothek von Sekundärliteratur beweist, daß diese Klarheit im Falle des „Faust“ nicht umstandslos zu erreichen ist. Faust ist Dichtung und nicht politische Philosophie oder Wirtschaftsgeschichte. Gerade dies, daß hier historische Erkenntnis und humanistische Objektivierung in die ästhetische Form der Dichtung eingeschlossen sind, bestimmt ja auch unser spezifisches Interesse an diesem Stoff und seiner heutigen Rezeption.

Metscher geht bei seiner Deutung von der realistischen Abbildtheorie ästhetischer Erkenntnis aus. Die Antworten, die er evoziert, setzen insofern am konkreten Objekt und unterm Aspekt konkreter Leistung der methodischen und erkenntnistheoretischen Grund-

2 Vgl. AS 11, Brechts Tui-Kritik (November 1976).

begriffe die Widerspiegelungs-Diskussion fort. Auch die Auffassung des Verhältnisses von wissenschaftlicher und ästhetischer Erkenntnis wird weiterentwickelt.

Die Kontroverse ist nicht abgeschlossen. Nicht von der Sache her und nicht in dieser Zeitschrift. Metschers verdienstvoller Essay und die an ihn anknüpfenden kritischen Diskussionsbeiträge zeigen: Es geht hier nicht mehr, wie noch vor zehn Jahren, um bloße Ideologiekritik, um Kritik bürgerlicher Wissenschaft, sondern hier wird ein traditionelles Gebiet der bürgerlichen Literaturwissenschaft, einer ihrer zentralen, kanonisierten Gegenstände angeeignet und bearbeitet.

Noch ein Wort zum Beitrag von Frank Niess in diesem Heft. Wir bringen ihn aus dem aktuellen Anlaß eines der sich häufenden Skandale der Abwürgung der Freiheit kritischer Wissenschaft durch die Anhänger jenes reaktionären Bundes, der nach dem Rezept des Etikettenschwindels die „Freiheit der Wissenschaft“ im Namen führt. Der Fall Niess beschäftigt inzwischen die Gerichte. Wir veröffentlichen in diesem Heft ein Kapitel seiner Dissertation (gekürzt), ergänzt um kritische Auseinandersetzung mit der Habilitationsschrift von Prof. Junker, auf dessen Gutachten sich die Ablehnung der Dissertation von Niess, die von seinen „Doktorvätern“ mit „magna cum laude“ (sehr gut) bewertet worden war, stützte.

Junker begründet seine Verdammung u. a. implizit damit, daß Niess kein Anhänger der Normen des „Kritischen Rationalismus“ sei. Im Fall Jürgen Harrer hat das hessische Kultusministerium seine Ablehnung Harrers am 15. 4. 1976 u. a. explizit damit begründet:

„Vom wissenschaftstheoretischen Standpunkt des kritischen Rationalismus her betrachtet habe die Arbeit“ — die indirekte Rede rührt daher, daß das Ministerium sich hier auf ein — weiterer Skandal! — anonymes Gutachten gegen Harrer bezieht — „überhaupt keinerlei Erkenntniswert...“, weil die Fragestellung sich auf ein Scheinproblem richte.“

Deutet sich hier, nach der Bevorwortung eines Sammelbandes des „Kritischen Rationalismus“³ durch den sozialdemokratischen Bundeskanzler, eine bundesrepublikanische Staatsphilosophie an?

3 G. Lühr u. a., Kritischer Rationalismus und Sozialdemokratie, Vorwort v. Helmut Schmidt, J. H. W. Dietz Nachf., Bonn-Bad Godesberg 1975. — Zur Auseinandersetzung mit dem „Kritischen Rationalismus“ vgl. auch W. Haberditzl, Sir Karls neue Kleider, in: Argument 88/1974 und F. Tombergs Rezension von Hans Albert, Traktat über kritische Vernunft, in: Argument 54/1969.

Gert Mattenkloft

**„Auf den Füßen gehts nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen“**

(Goethe: Faust I, 4370)

Literarische Komplexität und der Komplex Ökonomie

Seit ich 1963, im 26. Heft dieser Zeitschrift, Thomas Metschers Aufsatz über „Geschichte und Mythos bei Beckett“ gelesen habe, bin ich ein respektvoller Leser seiner Beiträge zu Problemen einer marxistischen Ästhetik; mit Hochachtung zumal vor der Beständigkeit ihrer Blickrichtung, die sich seit damals in der Konzentration auf die Gesellschaftlichkeit der Kunst durch keine der seither in Geltung, Inflation und Verfall geratenen irrlichternden Innovationen hat ablenken lassen. Metschers Auseinandersetzung mit der wohl lautersten und produktivsten Gestalt bürgerlicher Philologie in der BRD nach dem Zweiten Weltkrieg, dem literaturwissenschaftlichen Werk Peter Szondis, und seine Aneignung der gesellschaftlichen Positionen und wissenschaftlichen Fragestellungen, die der Widerspiegelungstheorie zugrunde liegen, dürfen vermutlich als paradigmatische Lernschritte auf dem Weg zur Begründung der Philologie als einer Gesellschaftswissenschaft gelten, und sie mögen für nicht wenige Studenten dieser Disziplin diese Bedeutung bildungsbiographisch auch bereits erlangt haben.

Ich schicke diese Versicherung meiner Anerkennung voraus, weil die bürgerliche Tradition gerade auch der Literaturwissenschaft die Streitgespräche von Kollegen als Versuche gegenseitiger Vernichtung von konkurrierenden Kontrahenten in Mißkredit gebracht hat. Ich möchte mich stattdessen bemühen, meine Anmerkungen zu Metschers Faust-Essay als einen Beitrag zur Verstärkung des argumentativen Gewichts der gesellschaftswissenschaftlich orientierten Philologie zu formulieren, die wie Metschers so auch meine eigene Sache ist.

Eine erste kritische Bemerkung zu nicht nur diesem Aufsatz des Verfassers muß ich allerdings vorausschicken, die unter Umständen weniger schon die verhandelten Sachen als die Form der Verhandlung, nicht mangelnde Verständigkeit, sondern getrübe Verständlichkeit betrifft. Sie scheint mir die Aneignung der vorgetragenen Überlegungen gelegentlich so hartnäckig zu blockieren, daß sie geradezu Vorurteile dem Gemeinten gegenüber erzeugt; ja ich muß gestehen, daß dies Gemeinte mir über etliche Passagen schlicht ein Geheimnis des Autors bleibt. Zwei Beispiele: „Die Ökonomie, ge-

nauer: der *Komplex Ökonomie* bildet eine *thematische Reihe* in der Faust-Dichtung, in deren leitmotivischer Entwicklung sozialhistorische Prozesse sichtbar werden und sich ein Vorgang zunehmender Erkenntnis artikuliert. Ökonomische Kategorien haben einen für den dramatischen Vorgang der Dichtung konstitutiven Charakter, der sich im Verlauf des Zweiten Teils zunehmend verstärkt, um sich im 5. Akt als Determinante der Gesamtstruktur des Handlungsablaufs herauszuschälen. Die organisierende Funktion des Komplexes Ökonomie tritt damit am Ende der Dichtung hervor“ (32). — Zunächst: die inkonsequent angewendete Analogie zur musikalischen Komposition verwirrt den gemeinten Sachverhalt statt ihn zu erklären. Die assoziierten Analoga ‚Thema und Durchführung‘ bzw. ‚Leitmotivtechnik‘ erhellen weder jeweils, geschweige denn in ihrer Verwirrung, einen Sachverhalt, der als Determination vom Ende her begriffen werden soll; ferner: das Bild der Kompositionslogik unterstellt die Erkenntnis vom determinierenden Charakter ökonomischer Prozesse als formbildend für das Stück insgesamt und dies ausdrücklich dergestalt, daß der Rezipient diese Erkenntnis am Schluß nachvollziehen kann. Dem konsekutiven (oder finalen?) Nebensatz („um sich im 5. Akt als Determinante der Gesamtstruktur des Handlungsverlaufs herauszuschälen“) widerspricht indessen der Hauptsatz. Ich interpretiere zugunsten des Verfassers, daß die kryptische Formulierung von dem „konstitutiven Charakter“, der sich „zunehmend verstärkt“, um sich schließlich „als Determinante (. . .) herauszuschälen“ meint, daß „der Komplex Ökonomie“ in zunehmendem Maß Dynamik und Verlauf der Handlung bestimmt, bis er sie schließlich determiniert. Dabei muß ich mich aber darüber hinwegsetzen, daß der Vf. einerseits behauptet, ökonomische *Kategorien* (also Erkenntnisformen a priori) *konstituieren* die ästhetische Form, andererseits aber von *zunehmender Verstärkung* spricht. Das Rätsel einer konstituierenden Kategorie im Komparativ ist für mich nicht auflösbar.

Die Auflösung wird auch noch dadurch erschwert, daß der Vf. an anderer Stelle — übrigens im Konsens mit der Forschungsliteratur — andeutet, daß die ökonomischen Pointierungen des 5. Akts Einsichten erst des späten Goethe darstellen, wonach also der Erkenntnisfortschritt, den das Drama sukzessiv vermittelt, Goethes eigenem während der langen Spanne der Entstehung des Werks entspräche. Also schließlich: wessen Erkenntnis nimmt hier zu, die der dramatis personae, die des Autors, des heutigen Lesers — oder aller zugleich? Liegen der Form des Stücks tatsächlich ökonomische Kategorien *zugrunde* oder führt das Stück seinen Rezipienten bis an den Punkt, an dem solche Kategorien definiert werden können? Oder inwiefern kann beides gelten?

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen“ (Faust I, 2565; Mephistopheles). Ich möchte dafür plädieren, Anmerkungen zur Schreibweise selbst dann nicht Nörgelein zu nennen, wenn die Vermutung weniger nahe liegt als hier, daß die Verdunklung des Stils einen noch unaufgeklärten Sachverhalt signalisiert. — Zumindest

stilkritische Aufmerksamkeit verdient auch Metschers häufige Verwendung des Adjektivs *konstitutiv*. Fast stets stünde richtiger das der Logik der Dichtung besser entsprechende Partizip Präsens *konstituierend*; im Unterschied zu dem entsprechenden Adjektiv drückt es die Unabgeschlossenheit des logischen Fundierungsverhältnisses aus. Bedenklicher als die linguistische Verwechslung scheint mir aber die Suggestion von terminologischer Prägnanz in einer sachlichen Verlegenheit zu sein, deren Benennung den Autor wie seine Leser hätte weiterbringen können. In welchem Sinne Metscher Abhängigkeitsverhältnisse Konstitutionsverhältnisse nennt, bleibt nicht nur am zitierten Ort unerklärt. Die Klimax des zitierten Satzes („Verstärkung“ des „konstitutiven Charakters“ bis zur „Herausschälung“ des „determinierenden“ Sinns ökonomischer Kategorien) legt einen quantitativen Unterschied von konstituieren und determinieren nahe, was mir gar keinen Sinn zu ergeben scheint. Das Heranziehen der explizierenden Interpretation des 5. Akts bringt keine Hilfe, sondern Zunahme der Verwirrung: „In diesem letzten Akt tritt das ideelle Substrat des Handlungsvorgangs zutage. Die für den Akt konstitutiven Kategorien sind Ökonomie und Kultur“ (50). Welcher Gedanke verbirgt sich in der Unterscheidung von „ideellem Substrat“ der Gesamthandlung und der hier offenbar nur für den 5. Akt supponierten „konstitutiven“ Funktion der Kategorien „Ökonomie und Kultur“? Wer ist jeweils das Subjekt des Konstitutionsverhältnisses, und welchen dichtungsllogischen Status hat das „ideelle Substrat“ in qualitativer Differenz zu den konstituierenden Kategorien?

Ich möchte noch ein weiteres Beispiel anführen, auch auf die Gefahr hin, daß die Lektüre dieser Kritik so beschwerlich wird wie meiner Behauptung zufolge die des kritisierten Essays. Meine erklärte Absicht ist dazu aufzufordern, Texten der zitierten Art, von denen niemand sich einreden oder einreden lassen sollte, daß er sie wirklich verstünde, die Gefolgschaft zu verweigern. Die marxistische Literaturwissenschaft in der BRD ist in einer Kampfsituation; sie kann schwerlich glaubwürdig vertreten, was sie selbst nicht versteht. Die trügerische Evidenz von Formeln, deren Gehalt nicht mehr oder noch nicht gedacht ist, läßt aus potentiellen Argumenten in der wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung Rohrkrepiierer werden; den Gegner täuschen sie gewiß nicht.

Metscher zitiert Friedrich Schlegels bekanntes Diktum von der Analogie zwischen Französischer Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes ‚Meister‘ (37). Er findet in ihm sicherlich zutreffend Hegels Gedanken präfiguriert, daß die klassische deutsche Dichtung und Philosophie die Revolution „in der Form des Gedankens ausgesprochen“ sei. Die folgenden Sätze sind von diesem Hinweis durch einen Absatz geschieden; ihr Wortlaut: „Die komplexe Struktur der modernen bürgerlichen Literatur ist notwendiges Resultat der ökonomischen Formbestimmtheit der entfalteten bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Bereits Schiller hat die ästhetischen Probleme der bürgerlichen Dichtung aus der gesellschaftlichen Verfassung des ‚modernen Zeitalters‘ zu erklären versucht, dessen

Grundcharakteristikum er in einer der gesellschaftlichen Arbeitsteilung entspringenden Zerrissenheit und Entfremdung des gesellschaftlichen Lebens erblickt. „Schiller ist darin der Vorläufer Hegels“, schreibt Lukács, „daß seinen ästhetischen Kategorien die Ahnung wichtiger gesellschaftlicher Bestimmungen des bürgerlichen Lebens zugrunde liegt (. . .)“ (38). — Meine Kritik, die sich auch hier wieder auf ein beliebiges von zahlreichen gleichartigen Beispielen bezieht, betrifft zum einen das Verwischen der Grenze zwischen Interpretation und Interpretiertem, zum anderen das Verschneiden heterogener Gedankenelemente — wirklich gedachter und gemeinter wie offenbar versehentlich nur mitformulierter — zu einem wahren philosophischen Eintopf, aus dem die theoretische Absicht allenfalls noch ungefähr herauszupräparieren ist. Für die zweite Behauptung der erste im Wortlaut zitierte Satz als Exempel. Er erreicht mit seiner siebenfach verschiedenen Interpretierbarkeit eine kaum mehr zu steigernde, geradezu vorpoetische Komplexität, die selbst für den geneigtesten Leser nicht leicht reduzierbar und gewiß nicht eindeutig bestimmbar ist, je nachdem nämlich die Betonung auf komplex, modern, bürgerlich, notwendig, ökonomisch, entfaltet oder bürgerlich-kapitalistisch liegt. Dem vielarmigen Ungetüm gegenüber könnte geboten erscheinen, Zuflucht bei dem vorangegangenen und dem folgenden Satz zu suchen in der Hoffnung, daß sie das Monster energisch und eindeutig an die Kette der diskursiven Logik legen. Der Weg zum Satz davor ist ausdrücklich durch einen Absatz verlegt. Der darauf folgende reduziert die Vieldeutigkeit, auf so zweifelhafte Weise allerdings, daß er gänzlich präzise auf keines der sieben Angebote eingeht. Nicht von der „komplexen Struktur“ moderner bürgerlicher, sondern von den „ästhetischen Problemen der bürgerlichen Dichtung“ ist hinsichtlich Schillers die Rede; nicht von ökonomischer Formbestimmtheit der „entfalteten bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft“, sondern von der „gesellschaftlichen Verfassung des ‚modernen Zeitalters‘“, und doch heißt es nivellierend „bereits Schiller . . .“, als sei diese Differenz eine quantität négligeable. Von beträchtlichem Gewicht ist schließlich dann aber die Fortsetzung mit dem Lukács-Zitat, das, die Vorläuferschaft Schillers vor Hegel betonend, nahelegt, daß der Satz am Eingang des Absatzes („Die komplexe Struktur . . .“) die Einsicht Hegels sei. Es ist aber in Wahrheit diejenige von Marx und Metscher, etwas prüde zunächst (durch den Absatz) von den Schlegel- und Hegel-Zitaten abgerückt und dann schließlich doch Hegel unterschoben, als sei die Wendung über Kunst und Philosophie als der Revolution „in der Form des Gedankens“ mitsamt ihrem Kontext, durch den sie idealistisch determiniert ist, ohne daß sie zuvor auf die Füße gestellt würde, als eine Theorie von der letztlich ökonomischen Formbestimmtheit der Kultur zu interpretieren. Darin seinem Gewährsmann Lukács folgend, hat Metscher die Neigung, Hegel-Zitate gleichsam beschwörend so lange zu besprechen, bis sie über dem, was er ihnen zumutet, rot werden. Das Verhegeln von Marx-Auffassungen ist die Kehrseite derselben Medaille.

Ließ das eingangs zitierte Beispiel in der verwirrenden Unsicherheit im Gebrauch von „konstitutiv“ vermuten, daß für Metscher das Verhältnis von Erkenntnisformen der ökonomischen Theorie und Goethes Dichtung ‚in letzter Instanz‘ — wie er selbst gern Engels zitiert — ungeklärt bleibt, so läßt das eben angeführte eine Tendenz zur Einebnung der Unterschiede idealistischer und marxistischer Standpunkte in der Geschichtsphilosophie erkennen. Von beidem muß nun ausdrücklich noch die Rede sein.

Kaum zufällig verdichten sich die stillogischen Konfusionen, wo Metscher explizit oder implizit auf das Verhältnis von wissenschaftlicher und künstlerischer Widerspiegelung eingeht. Wie oft auch in beiläufigen Hinweisen korrigiert, orientiert sich sein methodisches Verfahren im interpretierenden Nachvollzug der poetischen Texte auf der Suche nach dem „sozialhistorischen Substrat“ und „sozialgeschichtlicher Rekonstruktion“ immer wieder am Luziditätsideal der begrifflichen Abhandlung gesellschaftlicher Prozesse. Deren Komplexität neigt er, auf den „Komplex Ökonomie“ zu reduzieren. Zum Inbegriff gesellschaftlicher Erfahrung stilisiert er die Erkenntnis ökonomischer Sachverhalte, auch hier wiederum ungeachtet gelegentlicher gegenteiliger Versicherungen. Solche Texte scheinen ihm die gelungensten zu sein, die die determinierende Funktion ökonomischer Gesetzmäßigkeiten in größtmöglicher Eindeutigkeit erkennen lassen. Die Themenstellung des Essays ist dafür ein Indiz, wenn auch noch kein Beweis. — Befremdlich genug freilich und ein Beleg für die schulmeisterliche Kunstferne des Essays ist eine Redeweise, die über Stoff, Inhalt oder Thema eines Akts informiert wie die Gliederung eines Traktats über die Abfolge der präsentierten Gegenstände: „Akt I *behandelt* in seinem Zentrum die Auflösung der feudalen Gesellschaft“ (49); „Insgesamt *behandelt* der vierte Akt in poetisch-diskursiver Neuaufnahme den Gegenstand einer Anatomie der feudalen Gesellschaft“ (50). (Kursivierungen von mir; G. M.) — En passant: der Gegenstand der Anatomie ist der Leib; was ist eigentlich der Gegenstand einer Anatomie der feudalen Gesellschaft? womöglich doch eben dieselbe? Soll nicht schlicht behauptet werden, im vierten Akt werde die feudale Gesellschaft seziert? — Erläuterungsbedürftig scheint mir auch die Bindestrich-Konjunktion der im üblichen Gebrauch eher kontrastiv verwendeten „poetisch-diskursiv“ zu sein. Etwas später: „Die parabolische Handlung der letzten Szenen von *Faust II* — von *Mitternacht* bis *Himmel* — artikuliert ein historisches und ein kognitives Ergebnis. Historisch zeigt der 5. Akt die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft von der ursprünglichen Akkumulation bis zur industriellen Revolution“ (51). Vermutlich ist gemeint, daß der Akt Erkenntnisse über die Geschichte und solche über das Wesen des Erkenntnisprozesses enthält, wonach erstere erläutert werden; denn was soll sich der Leser wohl unter einem „historischen“ bzw. „kognitiven Ergebnis“ vorstellen? — Befremdlich nenne ich solche Redeformen auch darum, weil zwischendurch immerhin von der „souveränen, philosophisch-poetischen Synthesis“ die Rede war: „Hier wird kein abgeschlossenes, philoso-

phisch vorformuliertes Weltbild in eine poetische Form transportiert“, sondern die antagonistische historische Wirklichkeit werde mit ihren Widersprüchen „ins Bild gesetzt“ (42). (Wie Metscher an dieser Stelle allein aufgrund „dieses Bezugs auf historisch-gesellschaftliche Realität“ Goethes Verfahren „eine klassische Form des Realismus“ nennen kann, ist mir — nach bald jahrzehntelanger Kontroverse um diesen Terminus — unbegreiflich.) Die „Souveränität“ dieser „Bildsetzung“ gegenüber dem reinen Begriff wird hier wie an Parallelstellen nur folgenlos versichert, nicht gedacht, so auch etwa mit der Feststellung, die Parabel fasse eine Totalität, „die sich jeder unmittelbar mimetischen Darstellungsweise entziehen würde“ (46). Hierzu wüßte der Leser sicher gern Genaueres, wie es auch an anderen Stellen (z. B. 85) allzu kurz angedeutet wird.

Wie in seinem Aufsatz zur Abbild-Theorie (Das Argument 77, 1972) und in weiteren Veröffentlichungen bemüht sich Metscher auch in diesem häufiger um Selbstkorrektur mit Behauptungen über ein spezifisches Wesen des Ästhetischen. Doch behält seine wissenschaftliche Orientierung, der zufolge Poesie als Vorschule der ultima ratio des Begriffs oder als dessen Veranschaulichung erscheint, stets Oberwasser. — Erheblicher im Zusammenhang des Essays ist, daß Metscher seine eigene labile Auffassung von der Eigenart des Ästhetischen in die Interpretation der Verlaufsstruktur des Faust-Dramas projiziert. So übersetzt er tacheles — als werde es Zeit, mal Deutsch zu reden — den Eingangsmonolog des 1. Teils: „Faust formuliert programmatisch den Aufbruch der neuzeitlichen bürgerlichen Wissenschaft aus den Grenzen des scholastischen Systems, ihre Befreiung aus den Fesseln der feudalen Ideologie“ (53). Nur raus mit der Sprache Dr. Faust! — Hätte dieser allerdings formuliert, was Metscher zu sehen meint, wäre der Kunstkritiker dispensiert, erst recht der marxistische. Wo alles darauf ankäme, die Differenz zwischen Fausts „Habe nun, ach! (. . .) / Durchaus studiert, mit heißem Bemühn“ und einer programmatischen Absage an feudale Ideologie zu benennen, d. h. auf das Verständnis einer solchen Aufkündigung in der Form der Poesie, da wird der Faust-Text immer wieder zu Marxismus *avant la lettre*, wird Professor Metscher selbst zum Formulierungshelfer des terminologisch noch etwas unbeholfenen Dr. Faust. Was dieser „von Beginn an“ wolle, sei, „wenn auch begriffslos“, „die tätige Ruhe einer real freien Gesellschaft, deren Idee er allerdings erst in der Schlußutopie — und auch hier erst als poetische, nicht voll begriffene Antizipation — zu artikulieren imstande ist“ (57). Faust meine nämlich — offenbar ohne auf das richtige Wort zu kommen — „*Humanität*“ (ebd.).

Die Projektion von Metschers eigenem, historisch etwa in der Frühaufklärung verharrenden, Literaturbegriffs in das Drama geschieht in der Parenthese des zuletzt zitierten Satzes. So tritt das Ausmaß der Fehlinterpretation noch nicht gänzlich zutage. Evident scheint mir die Verdrehung aber zu werden, wo Metscher behauptet, die Entwicklung des Dramas als die des werdenden Bewußtseins sei von Goethe ausdrücklich als Entwicklung zum Begriff konzipiert.

In nicht mehr souveräner, in tolldreister Nichtachtung des Texts und der Geschichte seiner gelehrten Auslegung möchte er zum Beweis ausgerechnet eine jener Stellen heranziehen, die in der Goethe-Philologie zum notorischen Beleg für die begriffskritische Symboltheorie geworden ist; (V. 4715—4727) dilettantisch oder provozierend? provozierend dilettantisch:

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
 Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
 Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
 Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend
 Dann abertausend Strömen sich ergießend,
 Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend,
 Allein wie herrlich, diesem Sturm ersprießend,
 Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
 Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
 Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
 Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
 Ihm sinne nach und du begreifst genauer:
 Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Nach einer Erläuterung des Stellenwerts der verwendeten Bilder in der symbolischen Textur des Dramas und ihrer Interpretation im Sinne positiv gewerteter Sinnlichkeit stehen die Sätze: „Die hier artikulierte Erkenntnis wird von Faust dabei ausdrücklich als Leistung des Begriffs, als Erkenntnisakt angesprochen: ‚Ihm sinne nach und du *begreifst genauer* (von Metscher kursiviert!) (. . .)‘. Die Konzeption des Dramas als Erkenntnisprozeß wird explizit, es geht um begriffliche Erkenntnis, und zwar in der Form des Komparativs, als Steigerung. Seine Gültigkeit behält das ‚und du begreifst genauer‘ bis zum Ende der Dichtung“ (60).

Das, was Faust durch Nachsinnen zu begreifen auffordert, ist aber schlicht das genaue Gegenteil dessen, was Metscher als Ermahnung zur Bildung genauerer Begriffe glaubt verstehen zu dürfen. Statt erst zu lesen, was er denn genauer begreifen soll, liest er — als fiel damit endlich das Stichwort — „genauer begreifen“ und den Doppelpunkt danach als Ausrufezeichen. Der Rest bleibt Poesie. — An der fraglichen Stelle geht es nicht um mehr oder minder genaue Begriffe, sondern um die Gestaltung der Vorstellung, daß wer die Sonne begreifen will, ihr besser den Rücken zukehrt, daß Feuer und Wasser, daß die Elemente des Lebens ihre angemessene Spiegelung im „farbigen Abglanz“ des *Bildes* finden, also erst in einer vermittelten Form. Daß der Schein dem Wesen wesentlich sei, für Hegel die Erscheinungsweise der Wahrheit in der Antike, wird von Goethe hier ohne die Historisierung Hegels evoziert: mit gleicher Bedeutung im Bild des Regenbogens wie an anderer Stelle der verschleierte Helena. Der Regenbogen, „des bunten Bogens Wechseldauer“, „Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend“, „Der spiegelt ab das menschliche Bestreben“, d. h. das scheinhaft erscheinende Bild, und

dieses in der Bedeutung einer spiegelnd zugleich konturierenden und die Schwerkraft der Dinge aufhebenden, nur im steten Vergehen („Wechseldauer“) dauernden Mimesis, ist für Faust angemessenes Äquivalent der Wirklichkeit, ist begreifende Aneignung. „Am farbigen Abglanz“ — nicht in den erdenschweren Dingen selbst und nicht im Schwarzaufweiß des Begriffs — „haben wir das Leben“¹. (Wer in des seligen Brockes Nachfolge Poesie allzu rasch nur als Verblümung von Begriffen begreift, dem wird die Erwägung, daß auf den „Schauer“ nun mal nur der Komparativ von „genau“ reimen kann, womöglich als Frivolität erscheinen.)

Wenn Metscher sich vornimmt, „die in der Form einer parabolischen Verschlüsselung widergespiegelte gesellschaftliche Handlung in ihrer Komplexität interpretatorisch zu rekonstruieren“ (34), indem er in den poetischen Text eine begriffliche Interlinearversion einträgt, so darf er sich jedenfalls — das ist aus der Korrektur seines Mißverständnisses der Regenbogenmetapher deutlich geworden — mitnichten auf das Kunstverständnis des späten Goethe berufen. Dieser hat bereits im Zusammenhang seiner Übersetzung von Diderots ‚Versuch über die Malerei‘ mit Nachdruck auf der Besonderheit des Künstlerischen gegenüber dessen Reduktion auf bloße Nachahmung bestanden. Metschers Methode der Entschlüsselung als szientifisches Äquivalent jener „bloßen Nachahmung“, hätte er wohl jenem „gemeinen Liebhaber“ zugeordnet, der das Kunstwerk behandelt „wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Überirdische der kleinen Kunstwelt“. (‚Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke‘.) Kunstverständnis, so können wir interpretieren, bewährt sich nicht darin, daß er die Dichtung durch entschlüsselnde Auflösung in die Elemente, aus denen sie geformt ist, gleichsam rückgängig machen möchte, sondern in ihrem Begreifen als verschlüsselte. (Eben dies übrigens wäre — vor aller begründeten Kritik — aus Szondis Beiträgen zur Hermeneutik zu lernen gewesen.)

Scheinbar unternimmt Metscher immerhin am Eingang des Essays den Versuch, den poetologischen Sinn der allegorischen Figuren des Dramas und zugleich auch den geschichtsphilosophischen Ort der Form des Werks zu bestimmen, mit der These nämlich, das Faust-Drama exemplifiziere wie der ‚Meister‘ die Romanphilosophie Fried-

1 Wilhelm Emrichs großes Faust-Buch zitiert im Zusammenhang der Erläuterung des Regenbogen-Bildes mit der Farbenlehre (S. 96—99) einige polemische Verse Goethes gegen Haug, der den Regenbogen als „Schein und Augentrug“ gegenüber dem absoluten Licht und einer absoluten Naturerkenntnis bezeichnet hatte: „Doch bin ich (Regenbogen) hier in's All gestellt Als Zeugnis einer bessern Welt, Für Augen die vom Erdenlauf Getrost sich wenden zum Himmel auf Und in der Dünste trübem Netz Erkennen Gott und sein Gesetz“ (Wilhelm Emrich: Die Symbolik von Faust II. Frankfurt a. M. 3 1964, S. 97).

rich Schlegels. Die These bleibt zwar weitgehend konsequenzlos für die nachfolgenden Entschlüsselungsversuche, deren Literaturbegriff, wenn überhaupt einen klassischen Kunstphilosophen und nicht doch den berufenen Brockes, dann allenfalls Diderot und gewiß nicht Friedrich Schlegel zum Paten haben könnte. Ihres wahrhaft umstürzlerischen Inhalts wegen sollen sie gleichwohl einige Einwände formuliert werden.

Des Gewichts seiner Behauptung scheint Metscher sich voll bewußt zu sein, wenn er, ohne zu widersprechen, Welleks auch nach meiner Ansicht richtige Feststellung wiedergibt, daß Schlegels Theorie sich auf paradigmatische Romane des 20. Jahrhunderts, auf Werke von Thomas Mann, Joyce und Kafka, beziehen lasse. Tatsächlich ist Friedrich Schlegel ja auch als erster großer Ästhetiker des Modernismus in die Kunstphilosophie eingegangen, so wie sein Antipode, wie der frühbürgerliche Nachahmungstheoretiker Diderot, als ein Ahnherr des Realismus. Welchen Sinn hat es indessen, das späte Werk Goethes, dessen Kongruenz mit wichtigen geschichtsphilosophischen Überlegungen Hegels Metscher ausführlich belegt, in die Tradition des Modernismus von Friedrich Schlegel bis Joyce zu versetzen, aller Philosophie und Literaturgeschichte wie zum Spott?

Was hat die Überzeugung Goethes von der „Menschwerdung des Menschen“ „vermöge seiner eigenen ‚Tätigkeit‘ oder ‚Arbeit‘“ — wie Metscher überzeugend zeigt, auch diejenige der ‚Phänomenologie des Geistes‘ (58) — mit des jungen Friedrich Schlegel Sehnsucht nach Befreiung von aller materiellen Lebenstätigkeit zu tun, gewiß doch ein zentraler Aspekt einer „Literatur der sich entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft“, die für Metscher die Gesichtspunkte des Vergleichs bestimmt (35 und Anm. 19). Der „Fleiß und der Nutzen“ gelten dem Schreiber der ‚Lucinde‘ als „die Todesengel mit dem feurigen Schwert, welche dem Menschen die Rückkehr ins Paradies verwehren“ und das „Recht des Müßiggangs“ scheint ihm das, „was Vornehme und Gemeine unterscheidet und das eigentliche Prinzip des Adels“ (Lucinde: Idylle über den Müßiggang). Wir wissen aus anderen Hinweisen, daß der Autor Schlegel hierin mit dem fiktiven Verfasser der ‚Lucinde‘ durchaus einer Ansicht war. — Schließen sich Goethes Konzeption des Prometheus und die Verspottung des Fleißboldes in der ‚Lucinde‘ nicht kontradiktorisch aus? Zu Recht hat Metscher die Auffassung der Funktion der Arbeit bei der Vergesellschaftung der menschlichen Geschichte in der sich entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft zu einem zentralen Punkt des Vergleichs im Wirklichkeitsverhältnis Schillers, Goethes und Friedrich Schlegels gemacht; für die Parallelen zwischen den letzten bleiben die fundamentalen Gegensätze um verhältnismäßig peripherer Analogien willen außer Betracht. So poltern die bedeutenden Köpfe der klassisch-romantischen Kunstphilosophie wie in einem Puppenkasten durcheinander. Um Friedrich Schlegel zum theoretischen Gewährsmann von Goethes späten Formen gewinnen zu können, genügt anscheinend die Verwandtschaft einiger poetologischer Begriffe. Aber auch hier noch sind die Parallelen zu hurtig gezogen.

Die Ästhetik Friedrich Schlegels kreist bekanntlich und bislang wohl unbestritten um das Prinzip Ironie. Auch Metscher sieht in ihr „ein notwendig konstitutives Element“ (37). Allzu unkritisch akzeptiert er aber auch darin eine angebliche Nähe zu Goethe, die Schlegel selbst zeitweise sehen zu können geglaubt hat. Wie wohl keine Kunstkritik zu vor entstofflicht indessen die gänzlich artistische des Meister-Aufsatzes von Schlegel ihren Gegenstand, um die Alleinherrscherin Ironie am Werk zeigen zu können. Hätte eine Metakritik nicht gerade in der Rettung des substantiell Plastischen in Gestalten wie der der Mignon vor Schlegels ironischer Usurpation ihre Aufgabe sehen müssen? Statt dessen die Unterstellung, daß die Ironie in den Schlußpartien der Meister-Romane und des Faust II, für deren Interpretation sich Metscher an Lukács' These vom „real-irrealen“, „erlebt-utopischen Charakter der Verwirklichung der Humanitätsideale“ anlehnt (128), mit dem Ironie-Konzept Friedrich Schlegels — zumindest in dessen „positiver“ Seite, denn die „negative“ sieht er von Hegel zu Recht getadelt — konvergiert. Von Schlegels ironisierendem Ich läßt sich nun aber schlechterdings keine um ihre „idealistischen Verzerrungen und romantischen Exzesse“ gereinigte, gewissermaßen domestizierte Version herstellen, auf die, als gemeinsamen Nenner, sich dann Hegel, Goethe und Friedrich Schlegel einigen ließen, wie es die 32. Fußnote Metschers nahelegt. In ihr dispensiert er sich von weiteren Ausführungen zur Ironie, nicht ohne den Hinweis, sie habe eine „konstitutive Funktion“ für die „moderne bürgerliche Dichtung“, und sie sei in dieser Bedeutung „bereits im Faust manifest“ (148). — Hätte Metscher, statt wieder einmal nur eine „konstitutive Funktion“ zu behaupten bzw. für die „positiven“ und „negativen“ Seiten der Ironie Zensuren zu geben, dieses Konstitutionsverhältnis seinem Inhalt nach für jeweils Friedrich Schlegel und Goethe entwickelt, er wäre schwerlich darauf verfallen, sie gemeinsam mit Kafka, Joyce und Thomas Mann zu einer Tradition „moderner bürgerlicher Dichtung“ zusammenzuschütteln. (Damit sei freilich nicht bestritten, daß es sich allemal um moderne bürgerliche Dichtung handelt.) Am Geltungsbereich der Ironie, so scheint mir, läßt sich gerade die Differenz erkennen, die es verbietet, Schlegel und die nachfolgende Literatur des Modernismus einerseits und das geschichtsphilosophische Programm der klassischen deutschen Dichtung andererseits in einem Atemzug zu nennen, ungeachtet beider Forderung nach „enzyklopädischer“, die Wissenschaften einbeziehender Darstellung, die Metscher besonders exponiert. (Übrigens wäre zu zeigen, wie auch dieses Postulat, dem unterschiedlichen Wissenschaftsbegriff beider Autoren entsprechend, von Metscher mißverstehend einsinnig zitiert wird.)

Bei Schlegel betrifft die Ironie die Substantialität des Dargestellten schlechthin, wie u. a. es auch sein Meister-Aufsatz verdeutlicht; sie ist wahrhaft konstituierend, indem sie den Kunstprozeß als unendlichen und einschließend seiner konkreten Formen aus der philosophischen Struktur des Subjekts herausbildet, das sich als empirisches Individuum reflektierend und schreibend verwirklicht. Fried-

rich Gundolfs für die Favorisierung geistiger Produktivität vor aller materiellen und die Verklärung des Künstlerberufs besonders geschärfter Sinn hat dafür einmal die Wendung vom Weltgeist als hypostasiertem Schriftsteller gefunden. In der Forschungsliteratur ist der Ableitungszusammenhang von Schlegels Subjekt-Begriff mit Fichtes Philosophie der Freiheit vielfach dargestellt worden. Nur soviel sei hier daraus angeführt, daß Schlegel darin die Intention Fichtes teilt, daß er eine über-empirische, vom Kantischen Reich der Sinnlichkeit unabhängige Ich-Vernunft zu denken versucht, eine geschichtliche Situation interpretierend, in der mit der Französischen Revolution die menschliche Vernunft ihre Wirklichkeit unter Beweis gestellt zu haben schien. Fichtes Ich ist los „von den Fesseln der Dinge an sich“ (so in einem von Heinz Hamm in seinem Buch über den ‚Theoretiker Goethe‘ zitierten Brief von 1795)² und darin für Schlegel eine wahre Analogie zur Revolution wie zu Goethes ‚Meister‘. Dieses Ich, das Schlegel — im Unterschied zu Fichte — mit dem empirischen in engsten Zusammenhang bringt, ist ihm die einzige Realität. Es vergewissert sich ironischerweise durch die Darstellung dessen seiner selbst, was es nicht ist. Es findet sich durch Einbildungskraft in jeder Wirklichkeit, ohne als reflektierendes Prinzip mit dem Reflektierten je identisch zu werden.

Vergleichbar ist damit das Denken Goethes vor allem aufgrund verwandter Impulse und Denkmotive; doch das gilt für die nachrevolutionäre bzw. nachthermidorianische Kunst- und Geschichtsphilosophie generell. Gänzlich anders als von Schlegel antizipiert, funktioniert Ironie in den späten Werken Goethes. Dessen Überzeugung von der Erfahrbarkeit des Unbedingten in allen Manifestationen des Lebens entsprechend und dies, wie Hamm — von Hegel abgrenzend — ausführlich gezeigt hat³, im Behaupten gleicher Würde für Geist und Materie, ideelle und natürliche Wirklichkeit, kann er eine die Substantialität alles in der Reflexion Gegenständlichen dementierende Ironie gar nicht akzeptieren. Konsequenterweise ergreift diese auch nicht die verwendeten Formen und gestalteten Gehalte insgesamt, konstituiert sie also nicht als Formen, sondern kommt vor allem für die Schlußpartien der in Frage stehenden Werke gerade in dem Sinn zur Anwendung, in dem Lukács und Metscher sie dort gesehen haben, nämlich dem einer geschichtsphilosophischen Relativierung des erfüllten Augenblicks.

Schlegels Ironie als konstituierendes Prinzip macht hinsichtlich der in ihrer Form präsentierten Gehalte keinen Unterschied. Das prädisponiert sie — abgelöst von ihrer Genesis in Fichtes Freiheitsphilosophie — für poetische Praxis und Theorie einer Literatur, der angesichts der nachrevolutionären Praxis der bürgerlichen Klasse nicht nur die Überzeugung Fichtes von der Wirklichkeit gewordenen

2 Heinz Hamm: *Der Theoretiker Goethe*. Kronberg 1976 (= *Literatur im historischen Prozeß* 5; hrsg. v. Gert Mattenklott und Klaus R. Scherpe), S. 147. (Hamm's Buch erschien nach Metschers Essay.)

3 Hamm l.c., S. 155 f.

Vernunft geschwunden ist, sondern mit der Blamage des bürgerlichen sozialetischen Kanons in der Realität auch das Vertrauen auf die Inhalte bürgerlicher Vernünftigkeit. Schlegels ironisch-kritischer Apriorismus und die seinen rigorosen Subjektivismus nachvollziehende Literatur ist über die Humanitätsphilosophie Goethes — zum Teil schon vor deren reifsten Gestaltungen — im spöttischen oder angewiderten Blick auf die bürgerliche Klassenpraxis immer schon melancholisch hinaus. In der Folgeentwicklung bürgerlicher Literatur hat deshalb die radikale Avantgarde — gerade wenn sie der klassischen Humanitätsutopie die Treue halten wollte, an Schlegel, nicht an Goethe angeknüpft. Sie hat sich zu der „sehnsüchtigen Verneinung“ (so Heinrich Mann über Flaubert) und ironischen Dementierung der vordem normativen Ideale der bürgerlichen Klasse gefunden und das Erbe der Klassik epigonal-bourgeoiser Selbstverklärung überlassen. — Mit der realen Alternative des Sozialismus ist ein differenzierteres — und positiveres — Verhältnis zur Klassik möglich geworden. Es hat die Chance der gesellschaftlichen Verwirklichung der klassischen Ideale und deren Re-Interpretation von dieser Wirklichkeit her zur Voraussetzung. Entsprechend geringer dürfte deshalb derzeit der strategische Wert einer so affirmativ wie die Metschers verfahrenre Klassikrezeption für nicht-sozialistische Kulturverhältnisse und verhältnismäßig groß dagegen die Gefahr eines kulturkonservativen Mißverständnisses sein. Ihm ist mit der Klitterung einer Reihe Schlegel — Goethe — Joyce nicht zu begegnen.

Den Metscher-Essay auch in diesen kulturpolitischen Zusammenhang der Selbstverständigung durch Traditionswahl zu stellen, ihn also nicht nur an seinem innovatorischen Wert zu messen, ist dadurch schon nahegelegt, daß ein gewichtiger Teil seiner Ergebnisse ja bereits in der Forschungsgeschichte entwickelt und vorgetragen worden sind, zum „Komplex Ökonomie“ besonders von Forschern der DDR, am bündigsten zusammengestellt im Faust-Artikel-Entwurf von Thomas Höhle und Heinz Hamm (Jg. XX der Weimarer Beiträge, 1974) für Bd. 7, 2 der ‚Geschichte der deutschen Literatur‘. Vielleicht wäre übrigens ein positiverer Hinweis auf diese Forschungen und den Hamm/Höhle-Aufsatz als dessen zweimaliges (wiewohl begründet) einschränkendes Heranziehen gerechter gewesen⁴.

4 Die Gründe, die Metscher anführt, um für seine Abhandlung — den meisten und populärsten Konventionen über diese Form entgegen — den Titel ‚Essay‘ reklamieren zu können (Versuchscharakter und Verzicht auf Auseinandersetzung mit der Forschung), sind beide dubios. In der Wissenschaft gilt auch die Abhandlung nicht als kanonischer Text. So entsteht der Eindruck, daß die Kennzeichnung als ‚Versuch‘ ungewöhnliche Bescheidenheit signalisieren soll. Dem widersprechen allerdings die konventionelle philologische Form in der Bestimmtheit von Thetik und Argumentation und hier zusätzlich der apodiktische Stil. Richtig ist, daß eine Arbeit, deren Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur nicht methodisch angelegt ist, kein vollständiger wissenschaftlicher Aufsatz ist. Doch macht ein halbiertes philologischer Apparat noch keinen ganzen Essay.

Konservativem Mißverständnis ist der Faust-Essay leicht ausgeliefert, weil „die Tendenz einer Abwehr jeder revolutionären Form einer Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse“ zwar in Goethes Spätwerk, wie Metscher richtig feststellt, „überdeutlich“ zum Ausdruck kommt, im Essay indessen im Vergleich mit der Erläuterung angeblicher oder wirklicher kognitiver Leistungen des Dramas und der Würdigung der klassischen Humanitätsphilosophie eher beiläufig und im nachhinein. Die Dialektik von Goethes Fortschrittlichkeit, „daß die Ausbildung des bürgerlichen Ich zur entfalteten Humanität auf der Schädelstätte der Arbeiter und Bauern erfolgt“, wird mit diesen Worten in aller Drastik betont (130), doch bleibt die Bemerkung, daß die Illusion Goethes „von der voll entwickelten bürgerlichen Gesellschaft deren Überwindung zu erwarten, für den klassisch bürgerlichen Humanismus insgesamt konstitutiv“ sei (ebd.) historisch unkonkret, denn abermals ersetzt das jetzt schon berücksichtigte „konstitutiv“ das Denken des Zusammenhangs. Am Ort seiner historischen Genesis in den zeitgenössischen Kulturverhältnissen steht Goethes Geschichtsphilosophie im Kontext einer gegenrevolutionären Verteidigung der Stabilität des herrschenden Systems, konkurrierend mit dem revolutionären Demokratismus von Autoren wie Forster und Rebmann. „Die entscheidende politische Aufgabe in der ersten Hälfte der neunziger Jahre hatte Goethe darin gesehen, die bestehende politische Ordnung in den deutschen Staaten vor einem revolutionären Umsturz nach dem Vorbild Frankreichs zu bewahren.“⁵ Daran hat sich auch später nicht viel geändert. Angesichts der Schlacht bei Leipzig ist es „Gegenwart und besondere Gunst des Herrn Grafen Metternich“, die ihn „völlig aufrichten“ und einen „frohen Eindruck“ hinterlassen und angesichts eines Kotzebue-Stückes will ihm — ebenfalls im Jahr 1813 — die Forderung „unsittlich“ erscheinen, „daß der Geburtsadel auf seinen Schatz unwürdig Verzicht thun solle“, „denn selbst der gemeine Menschenverstand muß fühlen, daß Jemand nicht verdient, erniedrigt zu werden, der sich seiner Natur nach nicht erniedrigen kann und will“⁶.

Der Konzeption von Ästhetik als Geschichtsphilosophie gegenüber — mag in sie auch „konsequente Feudalismus-Kritik“ eingehen — sind solche Äußerungen zu den konkreten politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen nicht nur opportunistische Entgleisungen, wie Metscher apologetisch behauptet (152, Anm. 117); vielmehr verhält sich beides komplementär zueinander. Zur Undenkbarkeit konkreter revolutionärer Veränderungen in der zeitgenössischen Gesellschaft stimmt die Abwehr des Jakobinismus und Demokratismus durch geschichtsphilosophische Ästhetik. Dieser Sachverhalt kann freilich die aktuelle Rezeption des Goetheschen Werkes nicht entscheiden, doch sollte sie von ihm ausgehen, um zu verhindern, daß von der Klassik in dem Sinne Gebrauch gemacht wird, in dem sie auch und nicht zuletzt gemeint war: dem von Geschichtsphilosophie als antirevolutionärer Strategie.

5 Hamm, l.c., S. 118.

6 Nach Hamm, l.c., S. 124 f.

Gerhart Pickeroth

Geschichte und ästhetische Erkenntnis

Zur Mummenschanz-Szene in Faust II

„Da sich gar manches unserer Erfahrungen nicht rund aussprechen und direkt mitteilen läßt, so habe ich seit langem das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und sich gleichsam in-einander abspiegelnde Gebilde den geheimen Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.“¹

Eine Diskussion über Goethes *Faust*, geführt in einer *Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften*, kann sich literarhistorisch nicht allzuweit spezialisieren, sollte andererseits aber das Werk, auf das sie sich bezieht, nicht als beliebiges Exempel für einen literaturwissenschaftlichen Methodenstreit mißbrauchen.

Ausgehen ist von dem Interesse, das heute an jenem Werk genommen wird, sind doch methodische Fragen nur relativ auf das zugrundeliegende Erkenntnisinteresse von Belang.

„Von Goethe lernen?“² heißt der skeptische Titel eines von Literaten und Historikern gemeinsam produzierten Sammelbandes, der Beiträge zu „Fragen der Klassikrezeption“ enthält, und in der Tat stellt sich das Problem, welches Interesse hier, d. h. in der fortbestehenden bürgerlichen Gesellschaft, heute, d. h. nach dem liquidatorischen Verhältnis nicht zuletzt der Studentenbewegung zum literarischen Erbe, an Goethes *Faust* zu nehmen ist, in unverminderter Schärfe.

Das Traditionsverhältnis, welches das gegenwärtige Interesse mit dem kulturellen Erbe vermittelt, macht eine stets neue Reflexion des Interesses sowohl als auch des Gegenstandes notwendig: „Tradition lebt aus der Einheit und dem Widerspruch von vergangener geschichtlicher Wirklichkeit und gegenwärtigem geschichtlichem Bewußtsein.“^{2a}

1 Goethe. Brief an Carl Jakob Ludwig Iken vom 27. 9. 1827 (Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe Bd. 4, S. 250). *Faust II* wird zitiert nach dem von Erich Trunz herausgegebenen Bd. 3 der Hamburger Ausgabe, Hamburg 1959⁴. Andere Werkzitate Goethes erfolgen ebenfalls nach der Hamburger Ausgabe (HA) mit entsprechender Bandnummer.

2 Literaturmagazin 2. Von Goethe lernen? Fragen der Klassikrezeption. Hrsg. von Hans Christoph Buch. Reinbek bei Hamburg 1974.

2a Robert Weimann. Tradition als literar-geschichtliche Kategorie. In: R. W., Literaturgeschichte und Mythologie. Berlin und Weimar 1974, S. 47.

Gegenüber einer unkritischen Aktualisierung der Geschichte, die den bürgerlichen Humanismus Goethes ausschließlich unter der Perspektive seiner Vorläuferschaft zum wissenschaftlichen Sozialismus betrachtet, ist auf der historischen Differenz zwischen den Epochen zu bestehen. Das heutige Interesse nämlich bestimmt sich nicht nur aufgrund der *Einheit*, sondern auch der *Widersprüchlichkeit* des Traditionsverhältnisses. Erbeaneignung hat zur Voraussetzung, daß man sich Klarheit verschafft über den Unterschied zwischen dem geschichtlichen Gegenstand und dem gegenwärtigen geschichtlichen Bewußtsein.

Deswegen zielen die folgenden Überlegungen sowohl auf eine Kritik des aktualisierenden Interesses als auch auf eine Revision des geschichtlichen Gegenstandes und seiner historisch gesetzten Grenzen.

Ich versuche zunächst, Thomas Metschers³ Interesse am *Faust* zu charakterisieren, einige grundsätzliche Überlegungen zur Verfahrensweise anzuschließen, sodann in einem 2. Teil einen eigenen Ansatz zu skizzieren, um schließlich in einem kurzen 3. Teil zu einigen thesenhaften Verallgemeinerungen zu gelangen.

1.

Thomas Metscher nennt seinen mit „Faust und die Ökonomie“ überschriebenen Beitrag im Untertitel einen „literarhistorischen Essay“. „Meine Arbeit trägt den Namen eines Essays, weil der Versuchs-Charakter vieler der hier vorgetragenen Gedanken betont werden soll. Sie versteht sich als einen Beitrag in der offenen Diskussion um eine von gegenwärtigen Interessen geleitete Aneignung des bürgerlichen Kulturerbes“ (145).

Wie diese Interessen inhaltlich bestimmt sind, bleibt jedoch offen. Zwar betont Metscher, es gehe ihm „nicht allein um die Analyse der historischen Genesis von Goethes *Faust*, sondern zugleich um die Bestimmung seiner aktuellen Geltung“ (34), doch findet sich in der Folge zur „aktuellen Geltung“ kein Wort⁴. Die These, die „Grundeinsicht des historischen Materialismus, daß die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen in den Veränderungen der Produktions- und Austauschweise, also in der Ökonomie einer Epoche zu finden sind“, sei „in der klassischen Literatur des deutschen Humanismus in zahlreichen poetischen Formen vorgebildet; in keiner aber so prägnant wie in Goethes *Faust*“ (28 f.), enthebt Metscher offenbar einer Reflexion des gegenwärtigen Interesses. Dieses scheint

3 Zitate aus Thomas Metschers: *Faust und die Ökonomie*. Ein literarhistorischer Essay. In: *Vom Faustus bis Karl Valentin*. Das Argument. AS 3, 1976, werden im Text markiert mit einfacher Angabe der Seitenzahl.

4 Am Ende seines Essays verweist Metscher auf die utopisch-zukünftige Funktion der Faust-Figur „in der Erinnerung einer zu sich selbst gekommenen, ihrer Geschichte bewußten und sie praktisch meisternden Menschheit“ als „literarisches Symbol“ der bürgerlichen Klasse (145).

unmittelbar evident allein schon aufgrund der behaupteten Antizipation des historischen Materialismus. Die „Grundeinsicht“ von der letztlich ökonomischen Bestimmtheit historischer Prozesse — im *Faust* der „Bildungsgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft vom 16. Jahrhundert bis zur Französischen und Industriellen Revolution“ (31) — ist jedoch, und dies erscheint im Horizont von Metschers wissenschaftlich-begrifflichem Erkenntnisideal zu Recht als Defizit, nur „in poetischen Formen vorgebildet“, nicht aber in wissenschaftlicher Begrifflichkeit artikuliert.

Defizitär sind Goethes materialistische Einsichten, folgt man Metschers Interpretation, in einem doppelten Sinn: einem historischen und einem systematischen. Historisch insofern, als Goethes bürgerlicher Standpunkt nur eine „prämaterialistische Auffassung“ (45) zuläßt, eine Humanitätsidee zudem, deren „Begrifflichkeit . . . materialistisch präzisiert und aufgehoben, in die sozialistische Perspektive des *Kapital*“ (133) hineinragt. Infolgedessen spricht Metscher wiederholt von einer „gedanklichen Unschärfe“ (121), von „unbegriffenen realen Erfahrungen“ (91), jeweils gemessen am Stand eines heutigen Bewußtseins, dem die Erkenntnis der politischen Ökonomie zur Verfügung steht.

Im systematischen Sinn defizitär sind Goethes Erkenntnisse aufgrund der poetischen Bildsprache, durch die sie ausgedrückt sind. In Anlehnung an Friedrich Schlegels Begriff der „progressiven Universalpoesie“ beschreibt Metscher die moderne bürgerliche Literatur als „poetische Enzyklopädie wissenschaftlichen Wissens, der sozialen und kulturellen Erfahrungen der menschlichen Geschichte“ (37). Weil aber die „poetische Enzyklopädie“ das „wissenschaftliche Wissen“ nicht adäquat zu reproduzieren vermag, bleibt sie hinter dessen Erkenntnisleistungen zurück, bedarf sie des Interpretieren, der sie — im Sinn des ihm zur Verfügung stehenden „wissenschaftlichen Wissens“ — auf ihren begrifflichen Kern bringt. Ein Beispiel mag für viele stehen: „In den letzten Bildern der zentralen *Faust*-Handlung ist, wie dunkel auch immer, der Erkenntnis Ausdruck verliehen, daß mit der Schöpfung des materiellen Reichtums durch die produktive Arbeit der Arbeiterklasse die Grundlage geschaffen wird für die unmittelbare Verwirklichung der menschlichen Gesellschaft und damit für die volle Entfaltung der menschlichen Individuen“ (122).

Nachdem die Dunkelheit des poetisch-bildlichen Ausdrucks der Erkenntnis konstatiert ist, erfolgt ihre begriffliche Aufhellung durch den Interpretieren. Nicht, was da dunkel erscheint, findet sein Interesse, sondern was sich hinter diesem an Hellem verbirgt. Wichtig scheint mir, daß für Metscher der poetische Gegenstand nicht nur wegen seines besonderen historischen Ortes, sondern schon aufgrund seines ästhetischen Spezifikums, in Bildern zu sprechen statt in Begriffen, dem wissenschaftlichen Erkenntnisideal zu konfrontieren, an ihm zu messen und in seinem Horizont aufzulösen ist. Metscher bekennt sich ausdrücklich zu diesem Verfahren, wenn er methodisch

wie folgt reflektiert: „Erst aus seiner direkten Konfrontation mit den realhistorischen Abläufen wird es möglich sein, den literarischen Text in seiner Bedeutung für uns zu erschließen, d. h. im Lichte seiner sozialhistorischen Rekonstruktion lesen zu lernen“ (85).

Jene Konfrontation des Textes mit den realhistorischen Abläufen könnte die Funktion besitzen, die Stellung des Textes zur Geschichte zu bestimmen; interpretatorisch zu erschließen, was der Text über den abgebildeten Gegenstand erkennend und wertend, in subjektiver Perspektive also, zum Ausdruck bringt. Für Metscher hat sie jedoch den methodischen Sinn, dem wissenschaftlichen Erkenntnisdefizit des ästhetischen Gegenstands interpretatorisch abzuwehren, die jeweilige Bildebene des Textes aufzulösen in Richtung auf sein „sozialgeschichtliches Substrat“ (34). Was jene „sozialhistorische Rekonstruktion“ methodisch besagt, erfährt man weniger aus Metschers Absichtserklärungen — „Dieses Verfahren bedeutet weder die Gleichsetzung von Dichtung und Wirklichkeit noch die Identifizierung von Wissenschaft und Dichtung, sondern vielmehr den Versuch, die Besonderheit der ästhetischen Erkenntnis der Wirklichkeit herauszuarbeiten —, es bedeutet: Rekonstruktion der Erfahrungsgeschichte der gesellschaftlichen Individuen“ (34) — als durch ihren konkreten interpretatorischen Vollzug. Doch schon hier läßt sich festhalten, daß jene Rekonstruktion nicht etwa auf Goethes ästhetische Widerspiegelungstätigkeit bezogen ist, nicht dessen spezifisches Realitätsverhältnis avisiert, sondern, vom Inhalt der Dichtung ausgehend, die Erfahrungen der Figuren des *Faust*-Dramas entschlüsseln will, vornehmlich aber die der Titelfigur, geht es in erster Linie doch um Fausts „Erkenntnisprozeß“ (31).

Metscher vernachlässigt über weite Strecken seines Essays den einfachen methodischen Tatbestand, daß die Figuren des Dramas und ihre Erfahrungsgehalte nicht unmittelbar den realgeschichtlichen Prozessen zu konfrontieren sind, sondern als Produkte ästhetischer Widerspiegelung abhängen vom Realitätsverhältnis ihres Autors.

Andererseits überspringt er jedoch — und dies ist das unmittelbare Pendant zur Vernachlässigung der Subjektivität des Autors — die Formbestimmtheit ästhetischer Erkenntnis. Diese erscheint ihm, bisweilen ganz deutlich zu bemerken, als bloße Chiffre, als Transposition von vorgängigen, begrifflich gefaßten Erkenntnissen in eine diesen äußerliche Bildebene, als ihre Einkleidung, die im Rekonstruktionsverfahren auf ihre ursprüngliche kognitive Leistung hin freizulegen ist. Auch hierfür mag ein Beleg genügen: die Verse der *Baucis* (V. 11123—30), welche die überwirklich-gespenstische Weise der *Faust*schen Meeres-Kolonisation beschreiben, kommentiert Metscher: „Was Goethe hier tut, ist relativ einfach zu beschreiben. Er hat sozialgeschichtliche Prozesse in Bildern eines magischen Vorgangs festgehalten. Der magischen Form entkleidet und in ihrem gesellschaftlichen Substrat freigelegt — so rekonstruiere ich —, dürften sozialgeschichtliche Prozesse gemeint sein, die zur Herausbildung der entwickelten kapitalistischen Gesellschaft in Europa geführt haben“ (86).

Das poetische Bild als bloße Hülle des „gesellschaftlichen Substrats“, der Interpret als der Rekonstrukteur des Gemeinten: solche Verfahrensweise wirft die Frage auf nach dem Erkenntniswert, den die Dichtung für den Interpreten besitzt. Weiß er doch stets schon, woraufhin er „rekonstruiert“. Das „verdichtete, gereinigte, interpretierte Abbild“ der Realität, das Goethe „anfertigt“ (33) und in dem Metscher die „besondere Erkenntnisleistung der Kunst“ (39) erblickt, erweist sich als ein zu deutender Code. Ist der Schlüssel einmal entdeckt — hier die konstitutive Rolle der Ökonomie —, so läßt sich das Abbild ins Abgebildete rückübersetzen. Neue Dimensionen der Erkenntnis vermag die Dichtung nicht zu eröffnen. Bisweilen nur erkennt Metscher dem Bild eine ihm eigene Funktion zu, wenn gleich wiederum nur eine der Codierung des begrifflich Gemeinten: „So verschlüsselt hat Goethe gesprochen, wenn er dem Standpunkt der Unterdrückten Worte verlieh“ (81). Fast ist man gehalten, den *Faust* als Dokument des deutschen Jakobinismus zu entziffern.

Der theoretische Rahmen, innerhalb dessen Metscher sich bewegt, ist das Widerspiegelungsmodell⁵. Daß die „gesellschaftliche Basis“ dem *Faust*-Drama „als Erklärungsgrundlage letzter Instanz zugrunde liegt“ (32), d. h. den Determinationsrahmen abgibt, kann in diesem Rahmen als unbestritten vorausgesetzt werden. Daraus folgt jedoch nicht, „daß dieses Erklärungsmuster bis zu einem gewissen Grade in seiner Text-Struktur vorgeprägt ist“ (ibid.). Das logisch-historische Determinationsverhältnis nämlich läßt sich nicht unmittelbar auf das gegenständliche Verhältnis der ästhetischen Widerspiegelung übertragen. Diese unterscheidet sich von der wissenschaftlichen nicht nur durch die Form der Aneignung, sondern auch — die literarische zumal — durch ihren spezifischen Gegenstandsbereich, der durch die Bezogenheit der geschichtlichen und natürlichen Wirklichkeit auf den Menschen bestimmt ist⁶. Der Status ökonomischer Kategorien und, viel mehr noch, des Themas „Ökonomie“ in der *Faust*-Dichtung ist also keineswegs der einer „Vorprägung“ des „Erklärungsmusters“ innerhalb der „Text-Struktur“, als ragte die historisch-gesellschaftliche Basis faktisch ungebrochen in diese hinein und gäbe selbst den Fingerzeig für das interpretatorische Verfahren.

Im Rahmen der ästhetischen Realitätsaneignung ist vielmehr auch der „Komplex Ökonomie“ (32) subjektiv gebrochen, besitzt semantisch keine andere Qualität als etwa die Komplexe „Kunst“ oder „Natur“. Innerhalb der ästhetischen Struktur, der dramatischen Konstruktion wie auch der symbolisch-allegorischen Bildlichkeit, gibt es keine dem Basis-Überbau-Modell entsprechende Hierarchie

5 Auf eine Auseinandersetzung mit Thomas Metschers theoretischen Positionen in seinen Beiträgen zur Widerspiegelungsdebatte muß hier verzichtet werden.

6 Vgl. Manfred Naumann u. a. *Gesellschaft, Literatur, Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht*. Berlin und Weimar 1975², S. 49.

der Realitätsebenen. Diese sind sämtlich vermittelt durch die historische — ästhetische wie klassenmäßige — Spezifik der Goetheschen Realitätsverarbeitung. Das heißt konkret, bezogen auf den „Komplex Ökonomie“ im *Faust*: sein Stellenwert ist bestimmt durch den ästhetischen Formzusammenhang und, im weiteren Sinn, durch Goethes Weltanschauung, speziell seine idealistische Geschichtsphilosophie.

Dem entspricht, daß innerhalb des ästhetischen Bildes die philosophische Differenz von Erscheinung und Wesen keinen Platz hat. Hier ist alles Erscheinung, alles Bild. Der semantische Gehalt etwa philosophischer Reflexion, von Metscher als Wesenszug moderner Dichtung akzentuiert, vermittelt sich über den Stellenwert der Figur bzw. Figurengruppe in der Gesamtkonstruktion der Dichtung. Nicht einmal der Chor hat, im Unterschied zur antiken Tragödie, als Sinnträger vorab eine herausgehobene Funktion. Insofern scheint es unzulässig, wenn Metscher die Verse (V. 11171—88) des vom Meer heimkehrenden Mephisto wie folgt kommentiert: „Mephistos Darstellung hat die Funktion, das hinter der Erscheinungsebene versteckte sozialökonomische Wesen sichtbar zu machen“ (87). Mephistos Deutung der „Reichtumsakkumulation des Handelskapitals“ (88) läßt sich nicht unmittelbar als Position der Goetheschen *Faust*-Dichtung ausmachen, ebensowenig wie der letzte Monolog Fausts das „ideelle Resultat“ (50, 62) der Dichtung repräsentiert. Zu konfrontieren wäre demgegenüber der durch die Handlung ironisierte Zukunftsoptimismus Fausts mit Mephistos zynischer Selbstentlarvung, die doch auf Faust zurückschlägt, und dies nicht zuletzt deswegen, weil Mephisto, wie Metscher zu Recht feststellt, „in seiner vielleicht wichtigsten Funktion als Fausts praktisches Weltverhältnis“ (99) in Erscheinung tritt. Der sozialgeschichtliche Gehalt der Dichtung, das, was die *Faust*-Dichtung durch die Darstellung geschichtlicher Prozesse ästhetisch wertend über die Realität ausdrückt, erschließt sich nur über die gestalteten Widersprüche und deren sozialgeschichtliche Interpretation, nicht jedoch über punktuelle Deutungen einzelner Passagen im Sinne von Rekonstruktionen ihres sozialgeschichtlichen Substrats⁷.

Die Problematik von Metschers sozialgeschichtlichem Rekonstruktionsverfahren reicht jedoch über einzelne kurzschlüssige Dechiffrierversuche hinaus und betrifft das Interpretationsmodell selbst. Metscher sieht im Gesamtprozeß des *Faust*-Dramas den „Vorgang einer parabolischen *Handlung*. In ihm vollzieht Goethes Dichtung ein Doppeltes: die Mimesis eines historischen und die Artikulation eines

7 Metscher hätte sich hier von Lukács belehren lassen können, der über die interpretatorischen Konsequenzen aus Goethes Allegorie-Begriff urteilt: „In diesem Sinne sind viele Gestalten des zweiten Teiles allegorisch, was aber keineswegs bedeutet, daß sie bloße Chiffren für die Ent-rätselung eines ihrer sinnlichen Erscheinungsweise fremden ‚Tiefsinns‘ sind, wie es nach vielen Kommentatoren der Fall sein soll.“ (Georg Lukács. *Faust-Studien*. In: G. L.: *Faust und Faustus*. Reinbek 1967, S. 207.)

Erkenntnisprozesses“ (31). In einer Anmerkung führt er dazu aus: „Den Begriff der Mimesis verwende ich ... als synonym mit *künstlerischer Widerspiegelung* (im Gegensatz zur theoretischen)“ (146).

Ist die Mimesis demnach künstlerische Widerspiegelung, so steht ihr die „Artikulation eines Erkenntnisprozesses“ gegenüber. Obgleich innerhalb des Dramas, und zwar im „Vorgang einer parabolischen Handlung“ stattfindend, fällt der behauptete Erkenntnisprozeß *neben* die künstlerische Widerspiegelung, nicht *in* sie. Fausts Erkenntnisprozeß — inwieweit dessen Behauptung zutrifft, mag hier unerörtert bleiben — ist demnach unmittelbar theoretischen Wesens und bezieht sich auf die künstlerische Widerspiegelung als sein Objekt. In der Konsequenz bedeutet das, da doch der Widerspiegelungsbegriff eine systematische Kategorie der Realitätsaneignung anzeigt, daß die Faust-Figur — sofern sie nicht handelt, sondern erkennt — außerhalb der Dichtung steht. Der Haltlosigkeit einer solchen ästhetisch-theoretischen Doppelkonstruktion begegnet Metscher, ohne daß er sie zu bemerken scheint, mit einer schlichten Aufhebung. Schon auf der folgenden Seite ersetzt er die Widerspiegelungskategorie („Mimesis“) durch die auf den ästhetischen Gegenstand bezogene der „Dichtung“: „Die Doppelstruktur des *Faust*, Dichtung einerseits der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, andererseits des bürgerlichen Individuums und seiner Selbsterkenntnis zu sein, wird ermöglicht durch die Doppelfunktion des Protagonisten bzw. Protagonistenpaares, zugleich *praktisches* und *theoretisches* Klassensubjekt zu verkörpern“ (32). Scheint hier die theoretische Konsistenz gerettet, insofern der Widerspruch von ästhetischer („Mimesis“) und theoretischer („Erkenntnisprozeß“) Widerspiegelung unter dem Dach des ästhetischen Gegenstands („Dichtung“) aufgehoben wird, so wird die „Doppelstruktur des *Faust*“ an anderer Stelle wieder aufgehoben zur einfachen. Nun wird die theoretische Seite zugleich bestimmend für die ästhetische Struktur: „Die Dichtung hat ihre Einheit in Thema und Gegenstand darin, daß sie die ihr zugrunde liegende historische Handlung in der Form eines Bewußtseinsprozesses apperzipiert und gestaltet“ (49). Jetzt wird die zuvor als Gegenstand ästhetischer Widerspiegelung auftretende „historische Handlung“ nicht mehr als solche widergespiegelt, sondern nur noch vermittelt über das „Bewußtsein“ des Protagonisten. Dieses hat kein Gegenüber mehr in der dramatischen Handlung, sondern wird selbst zur *Form* der Apperzeption der der Dichtung zugrunde liegenden historischen Handlung, des „sozialgeschichtlichen Substrats“, wie man ergänzen kann. Aus der Doppelstruktur ästhetischer und theoretischer Widerspiegelung erfolgt nun die Wendung ins absolut gesetzte Theoretische, das die Widerspiegelungsweise insgesamt bestimmt. Das Drama *Faust* ist somit zum Bewußtseinsdrama sublimiert. Nichts mehr ist in ihm, was nicht durch das Bewußtsein des „Protagonistenpaares“ hindurchgegangen wäre. Dieses sollte aber nicht nur als *theoretisches*, sondern zugleich als *praktisches* Klassensubjekt erscheinen. Um beides zu sein, muß es sich *praktisch* mit seinen eigenen Bewußtseinsinhalten herumschlagen. Magie als das von Metscher er-

kannte „falsche Naturverhältnis des Menschen“ (108) zieht ganz offensichtlich neurotische Züge der Handelnden nach sich.

Der Grund aller Verwirrung liegt, um mit Metscher zu reden, in der „Ambivalenz“ seines Widerspiegelungsbegriffs. Zum einen will er die „besondere Erkenntnisleistung der Kunst“ (39) am *Faust*-Drama demonstrieren, formsemantische Aspekte in seine Deutung einbeziehen, zum anderen aber von seinem begrifflichen Erkenntnisideal nicht lassen. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß er die für ihn relevante Erkenntnisleistung nicht der *Faust*-Dichtung, sondern schon deren Titelfigur vindiziert. Auf deren teleologisch gefaßten Bewußtseinsprozeß, der im letzten Monolog „an die äußerste Grenze eines bürgerlichen Klassenstandpunkts“ (133) führen soll, kommt es ihm an. Hier liegt — als „poetische und gedankliche Krönung“ (ibid.) — das „ideelle Resultat“ der Dichtung.

Sei es nun, daß die *Faust*-Figur und ihr „Bewußtseinsprozeß“ als eine Form theoretischer Weltaneignung neben der ästhetischen Widerspiegelung angesiedelt ist und somit außerhalb der Dichtung steht, sei es, daß ihr Bewußtseinsprozeß selbst die Apperzeptionsform der Realität ausmacht, die Dichtung also auf jenen Bewußtseinsprozeß ihrer Titelfigur reduziert ist: immer zerfällt bei Metscher das Produkt ästhetischer Widerspiegelung, das *Faust*-Drama, in seine abstrakt-beziehungslos sich gegenüberstehenden Elemente. Was er interpretatorisch unternimmt, ist zum einen die blanke Auflösung der poetischen Bildstruktur in Geschichte, zum anderen die deutende Beschreibung subjektiven Bewußtseins, die Nachzeichnung des *Faust*schen Meinens und Wollens, das die Geschichte schließlich hinter sich läßt, indem es sie utopisch in Richtung auf den Sozialismus überspringt.

Die dramatische Handlung, innerhalb deren subjektives Bewußtsein und dargestellte Wirklichkeit sich vermitteln, gerät kaum in Metschers Blick. Immer auf der Suche nach den Partikeln bürgerlichen und überbürgerlichen Bewußtseins, die den einzelnen Szenen, ja den einzelnen Versen extrapoliert werden, verzichtet er fast durchgängig darauf, Bewußtsein und Handlung einander zu konfrontieren. Gerade indem er den *Faust* als Ausdrucksform prä-materialistischen Bewußtseins interpretieren will, verfährt er idealistischer noch als sein Autor Goethe. Bewußtseinsinhalte nimmt er für Faktisches. So kommentiert er die der Sterbeszene *Faust*s vorausgehende Auseinandersetzung mit der Sorge: „In seinem — wie auch immer gebrochenen — Bewußtsein, seinem Wissen über den Fortschritt des historischen Prozesses in Richtung auf die reale Herrschaft der assoziierten Individuen über Natur und Gesellschaft gründet *Faust*s Kraft, der Macht der Sorge zu widerstehen: ‚Doch deine Macht, oh Sorge, schleichend groß / Ich werde sie nicht anerkennen.‘ (V. 11493 f.)“ (61) Wesentlich ist für Metscher das subjektive Nicht-Anerkennen, nicht jedoch das dramatische Faktum, daß *Faust* jener Macht, die ihn mit Blindheit schlägt, zumindest physisch unterliegt; er hält es an dieser Stelle nicht einmal für erwähnenswert.

Gewiß verfährt Goethe in diesen Teilen des 5. Aktes nicht in der Art nihilistischer Illusionszertrümmerung des späten 19. Jahrhunderts, wenn er Fausts Bewußtsein, seine Visionen, mit seiner physischen Vernichtung, seinem Tod konfrontiert. Dagegen spricht schon die Himmelfahrt der Entelechie, die Metscher als „fiktiven dramatischen Außenraum“ dem „realen dramatischen Innenraum“ (50) gegenüber so apodiktisch entwertet⁸. Dennoch müßten das Motiv der Blindheit, die doch Fausts Visionen nicht nur „dialektisch relativiert“ (62), sondern allererst möglich macht, sowie die genüßlich ausgesprochenen Zynismen des Mephistopheles als dramatische Gegenpole stärker beachtet werden. Zu erwägen wäre immerhin, ob Goethe in der Gegenüberstellung von blindem Fortschrittsoptimismus und hämischer Geschichtsfeindlichkeit nicht zwei Seiten desselben geschichtsblinden Bewußtseins hat konfrontieren wollen⁹.

Nimmt man Metschers durchaus richtige Einsicht beim Wort, daß nur in bezug auf das „Personenpaar Faust/Mephistopheles“ „von einer Verkörperung des bürgerlichen Klassensubjekts“ „gesprochen werden kann“ (32), so ergibt sich daraus für das Interpretationsverfahren zumindest die Konsequenz, daß die jeweilige strukturelle Antithetik der Aktionen und Reflexionen beider aufeinander zu beziehen ist. Metscher hingegen stellt sich aus den oben beschriebenen theoretischen Gründen, gewiß mit umgekehrten Vorzeichen, ganz in die Tradition der bürgerlichen Faust-Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, wenn er, was den Erkenntniswert der Dichtung angeht, sich ausschließlich am Bewußtsein der Titelfigur orientiert. Sätze wie die, daß Mephistopheles „an der Teleologie der *Faust*-Dichtung nicht teilzuhaben“ (57) vermöge, zeigen an, daß die dramatische Konfiguration nur die Funktion einer Folie zu besitzen scheint, von der sich das Ende von Fausts Bewußtseinsprozeß, als „ideelles Resultat“ der Dichtung verkannt, nur um so glänzender abhebt¹⁰. Die Position

8 Die einfache Unterscheidung von „fiktiv“ und „real“ innerhalb der Fiktion erscheint möglich nur dann, wenn man es mit dem fiktionalen Charakter der Dichtung nicht so genau nimmt.

9 Dafür sprechen zumindest die Schlußverse der Szene. In ihnen stehen sich Fausts auf der Zukunftshoffnung basierender Augenblicksgenuß und Mephistos Geschichtsnegation, die von ihm erwünschte Liebe zum „Ewig-Leeren“ (V. 11603) wie These und Antithese gegenüber. Beide Positionen werden durch den dramatischen Kontext ironisiert: Fausts Zukunftshoffnung der Unvergänglichkeit durch seinen Tod, Mephistos Parteinahme für das „Ewig-Leere“ durch seine gänzlich irdische Liebe zum metaphysischen Objekt, dem Chor der Engel.

10 Daß es sich im Faust-Drama überhaupt um einen kontinuierlichen Bewußtseins- bzw. Erkenntnisprozeß der Titelfigur handele, kann mit Fug bestritten werden. Man sollte hier, und nicht nur hier, die Ergebnisse der bürgerlichen Faust-Forschung zur Kenntnis nehmen, so etwa die Überlegungen Max Kommerells zur formkonstitutiven Funktion der „Zäsuren“ im 2. Teil der Dichtung. Selbst wenn man berücksichtigt, daß Kommerell den Faust gänzlich ahistorisch als Seelendrama interpretiert, so bleiben seine Reflexionen über die „Einhalte“ der Dichtung in ihrer

der Dichtung den dargestellten historischen Prozessen gegenüber, Resultat Goethescher ästhetischer Realitätsaneignung, läßt sich auf diese Weise nicht erschließen.

2.

Wenn im folgenden ein eigener Interpretationsansatz dem Thomas Metschers entgegengesetzt wird, so sei darauf verwiesen, daß dieser nicht die Absicht verfolgt, den Gesamtzusammenhang der *Faust*-Dichtung aufzugreifen. Vielmehr soll in *einem* Punkt versucht werden, die Charakteristika der Darstellungsweise in ihrer semantischen Funktion zu beschreiben, die Inhalt-Form-Bezüge zu erläutern, um damit zu einer, wenn auch fragmentarischen, historischen Positionsbestimmung der Dichtung vorzudringen. Es geht bei diesem Versuch nicht darum, die im Drama gestalteten Geschichtsprozesse zu rekonstruieren, ebensowenig darum, nachzuzeichnen, welche ideologischen Standpunkte die Faust-Figur einnimmt, sondern um die Interpretation der Wertungen, welche die historischen Sachgehalte einschließlich der dargestellten Bewußtseinsmomente durch die ästhetische Konstruktion erfahren. Nur darin sehe ich die Möglichkeit, der Spezifik ästhetischer Erkenntnis gerecht zu werden, nur darin auch die Möglichkeit, auf das historische Realitätsverhältnis des Autors rückzuschließen.

Die Szenen, auf die ich mich beziehe, sind die der Papiergeld-„Erfindung“ im ersten Akt des II. Teils, einschließlich der in sie eingeschlossenen der „Mummenschanz“.

Da auch Metscher sich mit diesen Szenen ausführlich beschäftigt, seien die wichtigsten seiner Ergebnisse hier zunächst rekapituliert, um die Differenz der interpretatorischen Verfahrensweise zu verdeutlichen. Metscher geht aus von der globalen Bestimmung des ersten Aktes als einer Erscheinung der Krise des Feudalismus: „Der 1. Akt des Zweiten Teils führt Faust in die Welt des zerfallenden Feudalismus. Dem gesamten Akt liegt der Versuch der Darstellung der Krise einer ökonomischen Gesellschaftsformation in ihrer Totalität zugrunde: Die Krise des Feudalismus wird an allen Aspekten dargestellt, dem ökonomischen, politischen, ideologischen und kulturellen“ (71). Schon hier sei eingewandt, daß die Krise des Feudalismus in Metschers Deutung nur als historisches Faktum erscheint, nicht jedoch in ihrer Bewertung. Nicht daß Goethe die Krisensymptome des Feudalismus erkannt hat, verdient in erster Linie histori-

semantischen Funktion davon unberührt: „Die Einhalte führen den leitenden Begriff aus Goethes Naturlehre, die Metamorphose, in das Leben der Seele ein. Aber nicht, wie man erwarten würde, als das Gesetz unmerklicher Überleitung, sondern dem unberechenbaren, jähren, gestaltloseren Element des Inneren angepaßt, wie Goethe selbst Krise auf Krise als unerläßliche Einhalte seiner wiederholten Jugend erfuhr. So sind diese Einhalte mehr des Vergessens als des Gedenkens voll.“ (Max Kommerell: *Faust Zweiter Teil. Zum Verständnis der Form*. In: M. K., Dame, Dichterin und andere Essays. München 1967, S. 159 f.)

sches Interesse¹¹, sondern die Weise, wie er die ökonomischen, politischen, ideologischen und kulturellen Aspekte der Krise einander zuordnet, wie er diese ästhetisch entfaltet und bestimmt. Metscher fährt fort, indem er Mephisto und Faust als „Vertreter des Kapitalprinzips“ (74) der feudalen Krise gegenüber treten läßt. Beide sprechen das „Urteil über den Feudalismus“ (ibid.), und zwar „von einem dezidierten bürgerlichen Standpunkt“ (ibid.), bzw. von dem „der sich ins Grenzenlose entfaltenden bürgerlichen Gesellschaft“ (78). Daß dies überhaupt möglich ist, erklärt Metscher aus dem historischen Abstand der Dichtung zu den in ihr dargestellten Prozessen (41). Eigentümlich bleibt, daß eben diese Inhaber bürgerlicher Standpunkte innerhalb der Krise des Feudalismus auftreten, der Krise mit übersinnlichen Mitteln abhelfen und darum das Papiergeld ins Spiel bringen, das seinerseits Krisensymbol ist, insofern es in „keinem Repräsentationsverhältnis zum Gold steht, also völlig ungedeckt ist“ (78). Welche Rolle spielen nun die Protagonisten in dieser Krise, wenn sie deren „Symbol“ als „Werk der Magie“ produzieren? Für Metscher ist das Papiergeld indessen nicht nur Krisensymbol, sondern zugleich „Symbol einer *Scheinlösung* der inneren Widersprüche des Feudalismus“ (77). In Konsequenz solcher Deutung läßt sich nur konstatieren, daß Mephisto und Faust innerhalb der Krise des Feudalismus als subversive bürgerliche Elemente auftreten, die, um ihren bürgerlichen Standpunkt durchzusetzen, auf Scheinlösungen operieren, welche die Krise des Feudalismus erst gänzlich manifest machen¹².

Um den strukturell vermittelten Sinn der Papiergeld-Erfindung innerhalb des 1. Aktes von *Faust II* zu erkennen, ist zunächst der motivische und dramatisch-szenische Zusammenhang des Aktes aufzugreifen¹³. Grundmotiv des gesamten Aktes ist der Komplex *Reichtum* und dessen Aneignungsweisen. Im Gegensatz zu Metscher ist festzuhalten, daß in der Perspektive dieser Szene die *Erzeugung* von Reichtum idealistisch gefaßt ist: nicht Wertschöpfung durch gesellschaftliche Arbeit, sondern Realisation seines Begriffs. Selbst die Meereskolonisation des 5. Aktes wird von Faust als „Menschengeistes Meisterstück“ (V. 11249) ausgelegt. Wertschöpfend ist allein der *eine* menschliche Geist, der sich der „tausend Hände“ (V. 11510) bedient. Der Reichtum entfaltet sich im 1. Akt in seine unterschiedenen Momente. In der *Mummenschanz* tritt die Dreieinigkeit *Plutus/Knabe Wagenlenker/Geiz* als allegorisierte Begriff, mytholo-

11 Viele seiner Zeitgenossen, insbesondere solche, die als Deutsche Jakobiner die Prinzipien der bürgerlichen Revolution vertraten, hatten hier einen weit schärferen Blick.

12 So offen also hat Goethe gesprochen, wenn er der Emanzipation des Bürgertums aus den feudalen Fesseln gleichsam die Handlungsweisung vermittelte.

13 Ich kann mich hier auf die geläufigen Faust-Kommentare sowie auf die kürzlich neubearbeitete Darstellung von Dorothea Lohmeyer, *Faust und die Welt. Der zweite Teil der Dichtung. Eine Anleitung zum Lesen des Textes*, München 1975 beziehen.

gisch versinnlicht (Plutus), als *Verschwendung*, *Poesie*, d. h. als Allegorie ideellen Reichtums (Knabe Wagenlenker) sowie als Allegorie materiellen Besitzes (Geiz) auf. Die Antithetik des gesamten Aktes beruht auf den unterschiedlichen Aneignungsweisen des Reichtums. Gegenüber stehen sich mit *Verschwendung* und *Geiz* zunächst die Realisationsformen der Reichtums-Momente. Erfüllt sich das Wesen des ideellen Reichtums aufgrund seiner Unerschöpflichkeit in *Verschwendung*, so das des materiellen Besitzes im Zusammenhalten des Vorhandenen, im *Geiz*. Was sich in den Szenen, die der *Mummenschanz* folgen, d. h. *Lustgarten* bis *Rittersaal*, vollzieht, ist die wechselweise verkehrte gesellschaftliche Aneignung. Materieller Reichtum wird in der Form des Papiergeldes als leerer Schein zum Zweck der Konsumtion (*Verschwendung*) adaptiert, während andererseits ideeller Reichtum, der sein Wesen in Bild und Schein hat, im heraufbeschworenen Bild antiker Schönheit (Helena und Paris) für materiell existent gehalten und damit vernichtet wird. Fragt man sich also nach der Position der *Faust*-Dichtung gegenüber feudalistischer und bürgerlicher Gesellschaftsformation und nach der Funktion des Papiergeldes im Feudalismus, so ist zu beachten, daß innerhalb des Motivkomplexes *Reichtum* das Thema *Papiergeld* nur als ein Moment entwickelt wird, dem als sein anderes das der Ästhetik, des schönen Scheins gegenübertritt. In methodischer Verallgemeinerung bedeutet dies, daß Ökonomie und Geschichte, will man sich ihres Sinns im *Faust* versichern, nicht isoliert werden dürfen. Metscher, der nach Art des sezierenden Anatomen den Komplex Ökonomie freilegen möchte und die auf ihn verweisenden Bilder als gleichsam absolute Chiffren deutet, verfehlt ihn, weil er den strukturellen Antithesen, den „wiederholten Spiegelungen“¹⁴ der Motive, ihrem Ineinandergreifen keine Beachtung schenkt¹⁵.

14 „Wiederholte Spiegelungen“ heißt der Titel eines kurzen Aufsatzes von 1823, in dem Goethe das physikalische Phänomen der Spiegelung als ein geschichtliches Symbol deutet: „Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verblichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.“ (HA Bd. 12, S. 323.)

15 Ähnlich verfahren Thomas Höhle und Heinz Hamm, die nach einer inhaltlichen Analyse den Formaspekt des von ihnen als „Gipfelwerk“ gerühmten *Faust*-Dramas so beurteilen: „In diesem Werk wird besonders deutlich, in wie hohem Maße die symbolisierende Darstellungsweise geeignet war, große Menschheitsprobleme, große Epochenzusammenhänge zu gestalten, in unvergeßlichen Bildern und Gestalten, wenn auch auf Kosten gelegentlich einer gewissen Schärfe und Deutlichkeit.“ (Thomas Höhle, Heinz Hamm. *Faust*. Der Tragödie zweiter Teil. In: Weimarer Beiträge 6/1976, S. 87.) Das Rühmen der „unvergeßlichen Bilder und Gestalten“ vermag nicht zu verdecken, daß auch hier die Autoren die Form als der dargestellten Sache äußerlich ansehen.

Das Spiegelungsprinzip der Darstellung, dem im folgenden nachzugehen ist, wird in der Anfangsszene des 1. Aktes (*Anmutige Gegend*) in der Licht-Wasser-Symbolik des „bunten Bogens“ (V. 4715 bis 4727) von Faust selbst reflektiert. Metschers Deutung: „*Farbiger Abglanz* bezeichnet — in positiver Wendung der Kantschen Lehre von der Phänomenalität der materiellen Welt — die Welt der Erscheinungen, Natur als Tätigkeitsbereich des Menschen“ (60) trifft nicht das Spezifische des Bildgehalts. Der Regenbogen, gemischt aus irdischem Wasser und Sonnenlicht, ist Bild des Spiegelungsprinzips, der Lichtbrechung, des ästhetischen Scheins. Wie die vielfältigen anderen Symbole ästhetischer Erkenntnis (Gewand, Schleier, Nebel, Wolke¹⁶) bedeutet auch der Wasser-Licht-Bogen das Prinzip ästhetischer Vermittlung. Gegen die Direktheit begrifflicher Erkenntnis gerichtet, verweist die Dichtung in entschiedener Selbstbewußtheit auf sich zurück. Metschers Interpretation, die den Halbvers „und du begreifst genauer“ aus seinem Kontext löst: „Die Konzeption des Dramas als Erkenntnisprozeß wird explizit: es geht um begriffliche Erkenntnis, und zwar in der Form des Komparativs, als Steigerung“ (ibid.), verkehrt das Gemeinte ins Gegenteil. Das Bild vom „farbigen Abglanz“ unterscheidet sich insofern von Kants Phänomena, als es gerade nicht Natur meint, sondern deren symbolische *Erkenntnis*: die Einheit von Erscheinung und Bedeutung.

Was in der Szene *Kaiserliche Pfalz. Saal des Thrones* folgt, scheint aufgrund der Bestimmtheit seiner historischen Thematik kaum einer Interpretation zu bedürfen. Die „Welt des zerfallenden Feudalismus“ (71), die „Feudalgemeinschaft im Zustand der Auflösung“ liegt offen zutage. Dennoch ist zu fragen, welche Funktion jener Zerfallsdarstellung zukommt, wie sie bewertet wird. Wichtig erscheint zunächst, daß die Zerfallssymptome vorgebracht werden vom *Staatsrat*, der wider die Absicht des Kaisers, der sich karnevalistisch amüsieren möchte, zusammentritt. Das Volk hingegen tritt nicht in Erscheinung, ist ausschließlich Objekt der Betrachtung durch die Hofchargen. Der Kaiser aber, befangen in jugendlichem Leichtsinn, wendet sich nach den Berichten über die ökonomisch-politisch-moralische Verfassung des Staates an den Narren (Mephistopheles) mit den Worten: „Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Not?“ (V. 4876), als vermöchte er die Tragweite des Dargestellten nicht abzuschätzen und/oder mokierte sich über seine Vasallen. Auf Festgenuß bedacht, scheint der Kaiser seine Herrscherpflichten gröblich zu vernachlässigen¹⁷.

16 Erinnert sei nur an das programmatische, den gesammelten Gedichten vorangestellte Gedicht „Zueignung“, in dem die Wasser-Licht-Bildlichkeit der Faust-Verse an den Himmel projiziert ist: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, / Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“

17 „Herrschen und Genießen geht nicht zusammen. Genießen heißt, sich und anderen in Fröhlichkeit anzugehören, herrschen heißt, sich und anderen im ernstlichen Sinn wohlthätig zu sein.“ (Maximen und Reflexionen. HA Bd. 12, S. 378.)

Die Schwäche der Zentralgewalt in Gestalt des Kaisers zu konstatieren, heißt nicht, in ihr die Ursache der sozialen Erscheinungen zu sehen. Wohl aber zieht sich durch alle Berichte das gemeinsam erkannte Übel der Anarchie, und man möchte folgern, daß die sich vollziehenden sozialen Umwandlungsprozesse aus der Sicht dieses Staatsrats weniger relevant erschienen, fürchtete man nicht um Macht und Bestand der Zentralgewalt, die durch die zum Teil von ihr selbst ausgelösten Zentrifugalkräfte im Reich unterminiert wird. Nicht erst im 4. Akt, sondern bereits hier scheint perspektivisch die Staatskrise zu dominieren, wenngleich der historische Blick Goethes durchaus in der Lage ist, die der Staatskrise zugrunde liegenden gesellschaftlichen Umschichtungsprozesse ins Auge zu fassen.

Die ökonomische Krise hat einen doppelten Kern. Der partikularen Akkumulation des Reichtums — „Die Goldesportnen sind verammelt, / Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt, / Und unsre Kassen bleiben leer.“ (V. 4849—51) — steht der die relativ konstanten Einnahmen in Form von Naturalien und Grundrenten übersteigende Konsum des Hofes gegenüber: „Wir wollen alle Tage sparen / Und brauchen alle Tage mehr, / Und täglich wächst mir neue Pein.“ (V. 4853—55)¹⁸ Insofern Staatshaushalt und Hofbudget nicht getrennt sind, wirkt der übersteigerte Konsum des Hofes auf die Staatsmacht, diese schwächend, zurück. Dem setzt der als Narr verkleidete Mephistopheles als Mittel zur Lösung der Krise das Geld entgegen: „Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt? / Dem dies, dem das, hier aber fehlt das Geld.“ (V. 4889—90) Mephisto präsentiert sich dem Staatsrat nacheinander als Alchimist (durch den Mund des Astrologen, dem er einflüstert) und als Schatzheber, um später dann Alchimie und Schatzhebung in der Form des Papiergeldes zu vereinen. Er ist, wie stets, der Versucher, der das Übel der feudalen Konsumtionsgier steigern, nicht beseitigen will. In diesem Zusammenhang erscheint es abwegig, das Schatzheben in Mephistos Worten zugleich als Metapher „wertschaffende(r) materielle(r) Arbeit“ (73) zu deuten. Metscher bezieht sich auf die Verse Mephistos, die den Kaiser zum selbsttätigen Arbeiten auffordern: „Nimm Hack' und Spaten, grabe selber, / Die Bauernarbeit macht dich groß, / Und eine Herde goldner Kälber / Sie reißen sich vom Boden los.“ (V. 5039—42) Nicht nur, daß Metscher die negative Besetztheit des biblischen Bildes vom goldenen Kalb, den Götzendienst, überspringt, er unterschlägt auch die folgenden Verse, die dem Kaiser die Funk-

18 Die ökonomische Erstarkung der Bourgeoisie bei gleichzeitig überdimensional defizitärem Staatshaushalt bestimmt in Frankreich die vorrevolutionäre Epoche. Der *Compte du Trésor* von 1788 weist aus, daß 20 % der Staatsausgaben durch Anleihen abgedeckt werden mußten, während über 50 % der Ausgaben durch Zinszahlungen verschlungen wurden. Der Staat stand vor dem Bankrott. (Vgl. Albert Soboul. *Die Große Französische Revolution*. Herausgegeben, übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Joachim Heilmann und Dietfried Krause-Vilmar. Frankfurt/Main 1973, Bd. 1, S. 75.)

tion des Schatzhebens in dessen Sinn präsentieren: „Dann ohne Zaudern, mit Entzücken / Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken; / Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht / Die Schönheit wie die Majestät.“ (V. 5043—46) Auch das Schatzheben dient also nicht der von Goethe in Anlehnung an die fortgeschrittensten ökonomischen Theorien der Zeit erkannten Notwendigkeit der Verwandlung des festen in beweglichen Besitz, in Ware, nicht der Kapitalbildung, sondern den Repräsentationsbedürfnissen, der Konsumtion¹⁹. Goethes Spiegelungstechnik bezeugt sich hier im Bild vom „Farb- und Glanzgestein“, das auf den „farbigen Abglanz“ der Eingangsszene rückverweist. Bedeutete dort das Bild den ästhetischen Schein als Erkenntnismodus, so hier den Prunk-Schein materieller Werte, die Repräsentation feudaler Macht. Der schwache, weil genußergebene Kaiser und mit ihm die zentrale Gewalt des Reichs, die er repräsentiert, wird von Mephisto mit „falschem Reichtum“ (V. 10245) geprellt. Das Papiergeld, historisch nicht zuletzt aus den Notwendigkeiten der angewachsenen Waren- und Geldzirkulation entstanden, besitzt im *Faust* den Charakter einer ungedeckten Schuldverschreibung des Staates durch den Kaiser und repräsentiert nur imaginäre Werte²⁰. Ähnlich ist auch der mit Hilfe Mephistos im 4. Akt errungene Sieg über den Gegenkaiser nur ein Scheinsieg, insofern er mit Machteinbuße gegenüber den weltlichen und geistlichen Fürsten verbunden ist. Der Stoßseufzer, mit dem der Kaiser die Erpressungen des Erzbischofs beantwortet, lautet: „So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.“ (V. 11042) Staatliche Einheit und Zentralismus des Machtgefüges bilden das positive Bild, von dem Goethe feudale Zersplitterung und fortschritthemmende Konsumgüter negativ abhebt.

Zwischen den Szenen, die auf der staatlichen Ebene spielen und die Krise der Zentralgewalt wie auch ihre punktuelle Lösung durch die Schuldverschreibung des Kaisers zum Thema haben, steht als Kernstück des Aktes die Szene *Weitläufiger Saal mit Nebengemächern*. *Verziert und aufgeputzt zur Mummenschanz*. In ihr öffnet

19 Vgl. Anneliese Klingenberg. Zur ökonomischen Theorie Goethes in den „Wanderjahren“. In: Goethe. N.F. des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 32, 1970, S. 207—220. Klingenberg hat u. a. den Nachweis erbracht, daß Goethe, der den Namen Adam Smith nie direkt erwähnt, dessen Hauptwerke in der Übersetzung von Georg Sartorius gekannt hat. (Vgl. a.a.O., S. 216 f.)

20 Im Papiergeld werden divergente historische Erscheinungen zusammengbracht. Zum einen bezieht sich Goethe eindeutig auf das Assignatenwesen der Revolutionsepoche. Die Assignaten waren Schatzanweisungen, die auf die künftigen Erlöse aus den eingezogenen kirchlichen Gütern hin ausgestellt worden waren. Sie sollten zu einem Satz von 5% verzinst und mit Bodenbesitz rückbezahlt werden. Andererseits ist aber offenbar, insofern es sich auf der Ebene des dramatischen Geschehens um die Krise des anciens régimes handelt, die Staatsverschuldung der vorrevolutionären Epoche mitgemeint. (Vgl. Albert Soboul, a.a.O., S. 142.)

sich die höfisch begrenzte Szene zum Volksfest, das sein Vorbild im *Römischen Karneval* besitzt²¹. Verwandelt sich dort die Straße, der Römische Corso, in einen Festsaal („... die geringen Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.“²²) so öffnet sich hier der Festsaal, weitet sich aus zum Bild von Natur. Nicht nur die Masken selbst sind es, die diesen Schein erzeugen, sondern gleichermaßen die Dekoration. So geht z. B. am Schluß „der Wald in Flammen auf“ (V. 5962). Alles ist Spiel, Maske und Schein, und dennoch bleibt das Fest kein hermetischer Bereich reiner Bedeutungen, sondern das teilnehmende Volk wie auch der maskierte Kaiser vergessen bisweilen, daß es sich nur um ein Spiel handelt, und verfahren nach alltäglichen Mustern. Dann muß der Herold, ein moderner Musaget, eingreifen:

„Was soll's, ihr Toren? soll mir das?
 Es ist ja nur ein Maskenspaß.
 Heut' abend wird nicht mehr begehrt;
 Glaubt ihr, man geb' euch Gold und Wert?
 Sind doch für euch in diesem Spiel
 Selbst Rechenpfennige zuviel.
 Ihr Täppischen! ein artiger Schein
 Soll gleich die plumpe Wahrheit sein.
 Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
 Pakt ihr an allen Zipfeln an. — “ (V. 5727—36)

Mit der Ineinsbildung von „artigem Schein“ und „plumper Wahrheit“ endet schließlich auch das Fest: Der Kaiser selbst geht in Flammen auf, Spiel und Wirklichkeit sind selbst für den Herold nicht mehr zu unterscheiden, und erst der als Plutus verkleidete Faust setzt dem „Flammengaukelspiel“ (V. 5987) ein magisch inszeniertes Ende. Das Bild vom „farbigen Abglanz“ wird in der *Mummenschanz* nicht nur thematisch expliziert, sondern, in der Form des Masken- und Allegorienspiels, auch szenisch vollzogen. Die *Mummenschanz* ist Gesellschaftsspiel in doppelter Hinsicht. Zum einen das karnevalistische Verkleidungsspiel der Gesellschaft, zum anderen, indem das Spiel die wesentlichen Inhalte des gesellschaftlichen Lebens, Natur und Kunst, Geschichte und Gegenwart, Sein und Bewußtsein, körperliche und geistige Arbeit, materiellen und ideellen Reichtum als „einander gegenübergestellte und sich gleichsam ineinander abspiegelnde Gebilde“²³ zum Bedeutungsinhalt hat. Diese Doppelfunktion der *Mummenschanz*, Spiel der Gesellschaft und Spiel mit gesellschaftlichen Inhalten zu sein, ist bisher kaum beachtet worden. In

21 Vgl. auch Wilhelm Emrich. *Die Symbolik von Faust II*. Bonn 1957², S. 140.

22 *Das Römische Karneval*. HA Bd. 11, S. 489 f.

23 Brief an Iken, vgl. Anmerkung 1.

ihr liegt der dynamische Ablauf der Szene begründet, das also, was sie von den Weimarer Maskenzügen Goethes als Formen „statischer Gesellschaftsrevue“²⁴ unterscheidet.

Der Beginn der Szene ist ein konventioneller höfischer Maskenzug, vom Herold als *metteur en scène* gelenkt. Alles ist Theater: Das Gesellschaftsspiel wird einem imaginären Publikum vorgespielt, an das der Herold sich, den Sinn des Spiels erläuternd, richtet (V. 5065—5087). Die höfische Konventionalität kommt zum Ausdruck in der Interpretation des Herolds, der die Masken als Narrenkappen deutet. Die Differenz zwischen Maske und Träger, Spiel und Wirklichkeit ist konstitutiv für den Beginn der *Mummenschanz*.

Es muß darauf verzichtet werden, die einzelnen Masken in ihrer antithetischen Bedeutungsspiegelung zu explizieren²⁵, statt dessen wird dem szenischen Ablauf gefolgt. Der Herold, zunächst souveräner Inszenator der Masken-Auftritte, immer also schon wissend, was der folgende Auftritt bringt, will den Zug offenbar beenden mit einem groß angelegten Schaubild von vier aufeinander bezogenen Masken.

Es allegorisiert den Sieg der durch *Klugheit* geleiteten lebenspraktischen *Tätigkeit* über die in Ketten gelegten *Furcht* und *Hoffnung*. Erstmals in diesem Auftritt handelt es sich um ein dynamisches Bild aus gegensätzlichen Komponenten, in sich bewegt und auseinanderstrebend. Indem die Masken von *Furcht* und *Hoffnung* auf das Fest selbst reflektieren, es in Gedanken räumlich (*Furcht*) und zeitlich (*Hoffnung*) transzendieren, scheint es seinen Höhepunkt und Abschluß erreicht zu haben. Die szenische Bedeutung — Fesselung von *Furcht* und *Hoffnung*, die von der Spiel-„Gemeinde“ (V. 5443) abgehalten werden —, und die verbale Bedeutung — die Reflexionen der gefesselten Frauen — treten auseinander. Die Statuarik der vom Herold dirigierten *Revue* löst sich kraft eigener Konsequenz auf.

Von nun an verliert der Herold seine Funktion als neben den Masken stehender Regisseur. Er kündigt nicht mehr an, was folgt, wird statt dessen als Akteur ins Spiel einbezogen. Aber auch die Distanz zwischen Maskenzug und Publikum hebt sich auf. In immer höherem Maße greift die Menge, vor der die Masken zuvor defilieren, in das Spiel ein.

Dieser formale Ablauf, die Dynamisierung des höfischen Maskenzuges durch die Aufhebung der vorgegebenen Rollenverteilung, das Ineinanderübergehen von Spiel- und dramatischer Wirklichkeitsebene hat selbst semantische Qualität. Das Bild statischer Ordnung

24 Wilhelm Emrich, a.a.O., S. 148.

25 Ich kann hier auf die oben zitierten Darstellungen von Wilhelm Emrich und Dorothea Lohmeyer verweisen.

löst sich auf ins „moderne Saturnal“²⁶. Schon der Beginn dieser Wende des „heitren Fests“ (V. 5067) zum unheimlichen Saturnal läßt die Funktionsveränderung des Herold deutlich zutage treten. Wenn Zoilo-Thersites (Mephisto) die Hierarchie des vorangehenden Schaubildes zersetzt, indem er das Kategoriensystem der bestehenden Ordnung umstülpt — „Das Tiefe hoch, das Hohe tief, / Das Schiefe grad, das Grade schief / Das ganz allein macht mich gesund, / So will ichs auf dem Erdenrund.“ (V. 5467—70) — so reagiert der Herold emotional zugunsten der angegriffenen Ordnung, ohne sie doch retten zu können. Zwar trifft den „Lumpenhund“ (V. 5471) „des frommen Stabes Meisterstreich“ (V. 5472), doch wandelt sich der „Klumpen“ (V. 5475) alsbald zum Ei, das „Otter“ und „Fledermaus“ als „Zwillingspaar“ nächtlicher Gefahr gebiert (V. 5478—79). Die handgreifliche Abwehr des Herolds reproduziert nur das Doppelunwesen, das den Festraum zwischen „Staub“ und „Decke“ in Besitz nimmt.

Wie der Herold angesichts solcher, die bestehende Maskenordnung unterminierender Erscheinungen entmachtet wird, wie sein Herrschaftssymbol, der Stab, in seiner Hand zur Maskerade wird, so muß er auch als Verkünder und Deuter vor den nun andringenden Gestalten resignieren: „Die Bedeutung der Gestalten / Möcht' ich amts-gemäß entfalten. / Aber was nicht zu begreifen, / Wüßt' ich auch nicht zu erklären; / Helfet alle mich belehren! —“ (V. 5506—10) „Amtsgemäß“, also innerhalb der alten höfischen Ordnung verfahren, ist er den außerhalb der Maskenordnung agierenden Allegorien gegenüber obsolet geworden. Darauf spielt der *Knabe Lenker* an, wenn er das Amt des Herolds im Verhältnis zu den zu deutenden Erscheinungen disqualifiziert: „Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden, / Allein der Schale Wesen zu ergründen, / Sind Herolds Hofgeschäfte nicht; / Das fordert schärferes Gesicht.“ (V. 5606—09) Auch hier wird der Abstand zum Maskenzug deutlich. Während die Masken aufgrund der Differenz zwischen ihrem Sinn und ihrem Träger auflösbare Bedeutungen sind, geht in der Allegorie, zumindest in Goethes Verständnis, die Bedeutung in ihrem Träger auf. Schein und Wesen, Bild und Bedeutung sind in der Erscheinung verbunden, und daher wird die Allegorie von der höfischen Konvention nicht erreicht.

Daß in der Maske des *Plutus* Faust, in der des *Geizes* Mephistopheles steckt, daß in der Gestalt des *Knaben Lenker* Euphorion vorgeprägt ist, weiß man aus sekundären Äußerungen Goethes²⁷,

26 Im „Römischen Karneval“ beschreibt Goethe das Ende des Festes als ein allgemeines Chaos: „Und doch weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinweg sehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.“ (HA Bd. 11, S. 514.)

27 Vgl. Johann Peter Eckermann. Gespräche mit Goethe. Hrsg. von Fritz Bergemann. Wiesbaden 1955, S. 344 f. (Gespräch vom 20. 12. 1829).

nicht jedoch aus dem Text. Innerhalb der *Mummenschanz* treten sie gleichsam absolut in Erscheinung und initiieren ein dem Maskenzug gegenüber verselbständigtes Geschehen. Zunächst ist es der *Knabe Lenker*, der, anstelle des Herolds und diesen als Vertreter des Publikums befragend, sich selbst und *Plutus* in ihrer jeweiligen Bedeutung expliziert. Dieser Vorgang einer verbalen und szenischen Selbst-Allegorese der Poesie symbolisiert ihre Autonomie. Erst indem die Poesie als Allegorie sich aus den Rahmenbedingungen des höfischen Maskenzugs löst, kommt sie zu ihrem bürgerlichen Telos. Dagegen spricht nicht, daß der *Knabe Lenker* sich *Plutus* gegenüber als dienend erklärt (V. 5578). Zweifellos tritt *Plutus*, der Gott des Reichtums, in orientalisierender Herrscherpose auf, ist er der Poesie übergeordnet. Er ist dies aber nur als Inbegriff der Fülle, als *antike* Inkorporation eines noch ungeschiedenen Reichtums, der sich noch nicht in die moderne Spaltung materieller und ideeller Momente zerlegt hat. Dem entspricht die Differenz von „Sein“ und „Sich-Fühlen“ in der Anrede des *Knaben Lenker*: „Wo du verweilst, ist Fülle; wo ich bin, / Fühlt jeder sich im herrlichsten Gewinn.“ (V. 5699—700) Trägt *Plutus* schon aufgrund seines mythischen Namens antike Züge, so der *Knabe Lenker* moderne, ebenso wie sein Kontrapunkt, der *Geiz*, der auf seinen früheren, mittelalterlichen Namen „Avaritia“ (V. 5649) als auf einen ihm nicht mehr zukommenden verweist, sich selbst auf die Gegenwart bezieht (V. 5654).

Die allegorische Geschichtsphilosophie des Reichtums, sich entfaltend im Bedeutungsgeflecht von *Plutus*, *Knabe Lenker* und *Geiz*, dem umfassenden Begriff und seiner modernen, antithetisch einander zugeordneten Filiation, entwickelt sich erst ganz in szenischer Bewegung. Fern allem höfischen Anstand vollziehen die Allegorien ein Spiel mit der Menge, die sich ihrerseits im Umgang mit den Erscheinungsformen des Reichtums *entlarvt*.

Indem der *Knabe Lenker* der Menge scheinhafte Schmuckstücke *zuschnippt*, will er ihr zugleich „ein Schnippchen schlagen“ (V. 5582). Der schöne Schein der Poesie verwandelt sich in den Händen der Menge in lebendes Getier, während die gleichfalls vermittelten „Flämmchen“ (V. 5588), angewiesen aufs Zünden beim Adressaten, zumeist verlöschen (V. 5630—39). Was sich hier im symbolischen Vorgang vollzieht, ist die geistesaristokratische, dem bürgerlichen Selbstwertgefühl der Weimarer Klassik entspringende Kritik an der falschen Aneignungsweise ideellen Reichtums, an der von Goethe wie Schiller oftmals gezeißelten *Rohheit der Menge*, die den ästhetischen Schein für Tatsächliches nimmt, ihn ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend sich anverwandelt, statt sich an ihm als einem autonomen Wert zu bilden. Ideelle Selbst-Verschwendung, die Realisationsform der Poesie, kann unter diesen Bedingungen so wenig geschehen wie unter denen der höfischen Maskerade.

Plutus, der entgegen Metschers Meinung keineswegs Verkörperung „feudalen Reichtums“ (101) ist, sondern *Urphänomen* des Reichtums, ein mythologisch rückprojiziertes Wunschbild der Vollkommenheit, weist der Poesie den Weg in ihre „Sphäre“: „Hier ist sie

nicht! Verworren, scheckig, wild / Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild. / Nur wo du klar ins holde Klare schaust, / Dir angehört und dir allein vertraust, / Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt, / Zur Einsamkeit! — Da schaffe deine Welt.“ (V. 5691—96) Solcher eskapistische Rückzug in die allein Autonomie verbürgende Einsamkeit bezieht sich keineswegs mehr nur, wie Metscher meint, auf die „Rolle einer bereits bürgerlichen Kunst innerhalb einer noch vorwiegend aristokratischen Kultur“ (101), richtet sich vielmehr mit aller Schärfe gegen das „*fratzenhaft Gebild*“ einer formlosen Menge, die „verworren, scheckig, wild“ — ungeformt, unkenturiert, ungezähmt also — aufrührerische Massen verkörpert.

Den Massen gegenüber verbindet sich Plutus sogar mit dem Herold. Von diesem unter Anspielung auf die Maskerade dazu aufgefordert („Vermummter Plutus, Maskenheld, / Schlag dieses Volk mir aus dem Feld.“ [V. 5737—38]), Ordnung zu schaffen, übernimmt Plutus den Heroldsstab, taucht ihn in die bewegte Glut des dauernd schmelzenden und sich umschmelzenden Goldes, Symbol eben jener Fülle, die er allegorisch verkörpert, und zieht um den Reichtum herum einen magischen Kreis: „Schon ist der Kreis zurückgedrängt, / Und niemand, glaub' ich, ist versengt. / Die Menge weicht, / Sie ist verschneucht. — / Doch solcher Ordnung Unterpand / Zieh' ich ein unsichtbares Band.“ (V. 5757—62)

Daß der Gott des Reichtums seine symbolische Präsenz vor der dem „dumpfen Wahn“ des Tatsächlichen ergebenen Menge mit Hilfe des Heroldsstabes, Symbol feudalabsolutistischer Macht, schützt, ja daß dieser Stab erst in der Verbindung mit „Sud und Glut“ (V. 5741) den Bannkreis zieht, symbolisiert die Koalition von ungebrochenem Reichtum und Staatsmacht gegen das andrängende, besitzgierige Volk. Umgekehrt ist aus diesem Vorgang jedoch nicht zu folgern, daß das Volk vom Reichtum fernzuhalten ist, um diesen für die Aristokraten zu sichern. Reichtum in seiner hier explizierten allegorisch-symbolischen Existenz wird vielmehr prinzipiell gegen Aneignung, Besitz und Konsumtion gesetzt, er ist, verabsolutiert, ein mystischer Wert, genußvoll denen, die ihn betrachten, gefährlich hingegen für diejenigen, die sich ihm besitzergreifend nähern.

Besitz hingegen, durchaus nicht mit Reichtum identisch, sondern seine moderne Verkümmernungsform, hat seine allegorische Existenzweise im *Geiz*. Dieser ist nicht Fülle, sondern ihr Gegenteil: „Da droben auf dem Viergespann / Das ist gewiß ein Scharlatan; / Gekaut da hintendrauf Hanswurst, / Doch abgezehrt von Hunger und Durst, / Wie man ihn niemals noch erblickt; / Er fühlt wohl nicht, wenn man ihn zwick.“ (V. 5640—45), so jedenfalls wird er im *Weibergeklatsch* präsentiert. Im Gegensatz aber zur mittelalterlichen Laster-Allegorie ist der *Geiz* hier eine geschichtliche Notwendigkeit, gerichtet gegen jede Form materieller Verschwendung, gegen übermäßige Konsumtion. Deswegen gehen die *Weiber in Masse* handgreiflich und mit komischer Schimpfgebärde gegen ihn vor. Entscheidend ist, daß der *Geiz* sich in der häuslich-bürgerlichen Sphäre artikuliert: Er realisiert sich im Haushalten, Beisammenhalten,

Mehren des privaten Besitzes. Sein Verhältnis zum Gold, dem Reichtumssymbol, ist das einer „gemeinen Sinnlichkeit“²⁸, und eine Interpretin hat sogar entdeckt, daß er aus dem Gold einen Phallus formt²⁹.

Die Form bürgerlicher Besitzakkumulation, wie sie der Geiz hier repräsentiert, entspricht keineswegs Goethes Ideal, wenngleich er ihre Notwendigkeit nicht bestreitet. Schon in den *Lehrjahren* trägt Wilhelms Freund Werner, dem Handelsgeschäft verschrieben, die Züge jener Geiz-Allegorie³⁰. Der Reichtum hingegen existiert nur als mythologische Gestalt, er ragt, aus einer früheren Epoche der Weltgeschichte, der klassischen Antike stammend, in die *Mummenschanz*-Szene hinein. Sein absoluter, sich selbst setzender Wert ist materiell und immateriell zugleich. Keiner gesellschaftlichen Wertbildung unterworfen, vielmehr deren Maßstab, fungiert er gleichsam als Korrektiv bürgerlichen Besitzes wie auch feudaler Konsumtion. In seiner Doppelstruktur, Wert zu sein und zu repräsentieren, in seiner symbolischen Existenzweise von Formung und Umformung, der „Wechseldauer“, spiegelt er immer nur die Erwartungen, Wünsche und Bestrebungen zurück, die sich auf ihn richten, bleibt er als solcher ungreifbar.

Was sich im letzten Abschnitt der *Mummenschanz* zuträgt, ist die Aneignung des Reichtums in seiner modernen Form, seine Entsubstantialisierung in den Schein des Papiergeldes, das seinen Wert nicht mehr repräsentiert, sondern nur noch bedeutet. Der Kaiser als *großer Pan*, umgeben von einer ganzen Schar mythischer Naturgeister³¹, nähert sich der Goldglut, während Plutus den Bannkreis öffnet: „Sie wissen nicht, wohin sie schreiten, / Sie haben sich nicht vorgesehn.“ (V. 5813—14)

Pan, der klassischen Mythologie nach ein phallischer Naturgott mit Bockshörnern und Bocksbeinen³², nächtlich-dunkel und schrekenerregend, galt in der jüngeren Mythologie zugleich als Rrpräsident des Weltalls³³. Darauf spielt der Nymphenchor an, dessen Reigenführer er der Mythologie nach ist: „Das All der Welt / Wird vorgestellt / Im großen Pan.“ (V. 5873—75) Goethe simultaneisiert im Schlußteil der *Mummenschanz* beide mythologischen Stufen, läßt den Kaiser sowohl als Naturgottheit wie auch als Weltalls-Allegorie in Erscheinung treten. Diese Doppelheit besitzt wiederum geschichts-

28 Dorothea Lohmeyer, a.a.O., S. 100.

29 *ibid.*

30 „Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu sein. Er war viel magerer als ehemals, sein spitzes Gesicht schien flacher, seine Stirn und sein Scheitel waren von Haaren entblößt, seine Stimme hell, heftig und schreiend, und seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitsamer Hypochondrist gegenwärtig sei.“ (HA Bd. 7, S. 498 f.)

31 Vgl. Dorothea Lohmeyer, a.a.O., S. 100.

32 Karl Kerényi. *Die Mythologie der Griechen. Band I: Die Götter- und Menschheitsgeschichten.* München 1966, S. 138.

33 Karl Kerényi, a.a.O., S. 139.

philosophische Implikationen. Das „All der Welt“ ist in den Zustand triebhafter Naturgewalt zurückgesunken. Die wird im *Wildgesang* ausdrücklich:

„Geputztes Volk du, Flitterschau!
 Sie kommen roh, sie kommen rauh,
 In hohem Sprung, in raschem Lauf,
 Sie treten derb und tüchtig auf.“ (V. 5815—18)

Die Tatsache, daß es der Kaiser samt seiner Umgebung ist, der sich derart verummmt, weist über die Sehnsucht der ritualisierten Hofgesellschaft nach ungeordneter Natur weit hinaus. Das Gesellschaftsspiel hat längst seinen Spielcharakter verloren, und der Herold ist, auf *Plutus'* Anweisung, zum Historiker des ihm unbekanntem Geschehens geworden. Näherte sich zuvor die Menge, das naturwüchsige Volk also, besitzgierig dem Reichtumssymbol, und konnte diese durch die vereinte Gewalt von *Plutus* und Heroldsstab gebannt werden, so ist das saturnalische Chaos nun total geworden: „Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Not.“ (V. 5800), so kommentiert *Plutus* das Bevorstehende. Was sich hier abspielt, hat durchaus weltgeschichtliche Dimensionen. Die Welt regrediert in Anarchie, wälzt sich, ganz im Sinne des Zoilo-Thersites/Mephisto, um. Daß dies alles nicht nur inszeniertes Maskenspiel, sondern innerdramatische Wirklichkeit ist, die erst in der Retrospektive von Faust zum „Flammengaukelspiel“ aufgelöst wird, bezeugt des Herolds Bericht, demzufolge „ein allgemeiner Brand“ (V. 5965) den Festraum zu zerstören droht.

An der Welt-Katastrophe ist die *Pan/Kaiser*-Figur nicht nur als leidendes Objekt, sondern, wenn auch „verführt“ (V. 5954), als handelndes Subjekt beteiligt. Er ist der Mittelpunkt des *Saturnals*, auf den sich die ihn umgebenden Naturgeister als auf ihr szenisches Zentrum beziehen. Den bildlich-mythologischen Zusammenhang zwischen *Pan* und seiner Umgebung verkennt Metscher gründlich, wenn er die *Gnomen* als wertschaffende Bergarbeiter der den Reichtum aneignenden und inhuman verwendenden Feudalklasse entgegensetzt (75). Nicht nur, daß die *Gnomen* der Verwendung des von ihnen „geschöpften“ (V. 5851) Reichtums gleichgültig gegenüberstehen; nicht nur, daß sie es sind, die den großen *Pan* auf *Plutus'* Gold aufmerksam machen, das Metscher als Produkt der durch die *Gnomen* geleisteten Produktivkraftentwicklung (76) fehldeutet: Sie sind es auch, die den großen *Pan* zur „Feuerquelle“ (V. 5921), *Plutus'* symbolischem Schatz also, heranzuführen, die jenen alsdann zu vernichten droht. Wie die anderen den großen *Pan* umgebenden Figurengruppen sind auch die *Gnomen* auf derselben mythologischen Ebene angesiedelt wie dieser: Vertreter jenes „Alls der Welt“, das auf den Zustand des Naturtriebs nach Besitz regrediert ist.

Bemerkenswert bleibt noch das Schlußtableau, innerhalb dessen der Kaiser, der sich der „Feuerquelle“ zu weit nähert, so daß der ihn verummende Bart hineinfällt (V. 5930—31), demaskiert wird: „Der Bart entflammt und fliegt zurück, / Entzündet Kranz und Haupt und Brust, / Zu Leiden wandelt sich die Lust. —“ (V. 5935—37) Die Pans-

Maske, hinter der der Kaiser verborgen war, schlägt auf ihren Träger zerstörerisch zurück, vermummender Schein verwandelt sich in Realität. Plutus ist es schließlich, der das Übergreifen des für wirklich genommenen Scheins durch die Anrufung der Poesie-Symbole „Duft“, „Nebeldünste“, „Wölkchen“, die den Realitätscharakter des Scheins auslöschen, beendet: „Wandelt in ein Wetterleuchten / Solcher eitlen Flamme Spiel! —“ (V. 5983—84)

Der gesamte Vorgang macht deutlich, daß der Kaiser die Pans-Maske nicht nur spielte, sondern auch verkörperte. Er *war*, was er *schien*, und vom Reichtumssymbol, das er für Realität hielt, bleibt am Morgen nur der leere Schein des Papiergelds, die bloße Bedeutungshülle ohne materielle Wertsubstanz.

Das Papiergeld, das der Kaiser in dieser Nacht unterzeichnet hat, bleibt von seiner Mummenschanz-Herkunft nicht unberührt. Wirkt dort das Feuer des symbolischen Reichtums, vermittelt über den Maskenschein, auf ihn zurück, so nun das Papiergeld, mit dem er letztlich sein Reich verpfändet.

Die Bedeutung dieses Ablaufs, innerhalb dessen der Kaiser und sein Hofstaat, ja die ganze „reiche Kaiserpracht“ zu verbrennen scheint, erschließt sich wiederum erst durch die Berücksichtigung des Spiegelungsprinzips. Keineswegs ist der brennende Kaiser unmittelbar als „ironische Anspielung auf die bürgerliche, in erster Linie die Französische Revolution“ (104) zu deuten. Auch von der Poesie-Allegorie ging Feuer aus: „Die größten Gaben meiner Hand, / Seht! hab' ich rings umher gesandt. / Auf dem und jenem Kopfe glüht / Ein Flämmchen, das ich angesprüht; / Von einem zu dem andern hüpf't's, / An diesem hält sich's, dem entschlüpf't's, / Gar selten aber flammt's empor, / Und leuchtet rasch in kurzem Flor; / Doch vielen, eh' man's noch erkannt, / Verlischt es, traurig ausgebrannt.“ (V. 5630—39)

Ist das „Flämmchen“ hier poetischer Geist, der sich erst im Überspringen auf seine Rezipienten erfüllt, ästhetischer Schein, der sich erst im vermittelten Widerschein realisiert, so entzündet sich der Kaiser dort tatsächlich, indem er dem Feuer seiner eigenen Besitzgier zum Opfer fällt. Das Bild des Reichtums, das der Kaiser — wie zuvor schon die Menge — für wirklich nimmt, wirkt wie ein Brennspiegel, versetzt ihn nicht in poetische Begeisterung, sondern in ein Feuer, das mit ihm selbst alles um ihn zu vernichten droht. In Konsequenz der Bildstruktur ist der brennende Kaiser keine Revolutionsallegorie, sondern Symbol der Selbstvernichtung des *ancien régime*, dessen selbstverschuldete Götterdämmerung.

3.

Die *Mummenschanz*-Szene entfaltet einen historischen Prozeß, dem auf eine bestimmte Weise gedeutete geschichtliche Erfahrungen Goethes zugrunde liegen. Zu fragen bleibt nach der Perspektive, unter der die symbolische Verallgemeinerung vollzogen wird, nach den Wertungen und Wertungskorridoren, welche in der ästhetischen Realitätsaneignung zum Ausdruck kommen bzw. diese bestimmen.

Der Kern des dargestellten Prozesses liegt in der Auflösung der feudalen Gesellschafts- und Herrschaftsordnung, repräsentiert durch das höfische Maskenfest, in Chaos, Anarchie und Vernichtung aufgrund einer allgemeinen kulturellen Regression. Diese hat zur Grundlage die Gier nach Besitz, sei es zum Zweck feudaler Konsumtion, sei es als Inhalt bürgerlicher Akkumulation. Die szenische und figurale Unterscheidung zwischen Besitz und Reichtum markiert deutlich dessen idealistisch gefaßten Begriff: Reichtum ist nicht Produkt materieller Wertschöpfung, sondern deren Gegenteil. Er entzieht sich in seiner symbolischen Gestalt jeglicher materieller Aneignung, ist Inbegriff einer praxisfernen, immateriell verstandenen *Kultur*.

Wird nun seine gegenständliche Seite, die doch nur Bild und Bedeutung, nicht aber sein Wesen ist, für materiell genommen, so erfolgt eben jener Vernichtungsbrand, der mit dem Kaiser die ganze Welt erfaßt. Die bestehende sittlich-moralische Weltordnung stürzt ein, wenn nicht nur das Volk, sondern der Kaiser selbst als Repräsentant der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung der Gier nach materiellem Besitz verfällt. Die Klage des Herolds angesichts der Katastrophe: „O Hoheit, Hoheit, wirst du nie / Vernünftig wie allmächtig wirken?“ (V. 5960—61) resümiert die Theorie des Untergangs des *ancien régime*. Dieses zerstört sich aufgrund seiner moralisch-intellektuellen Schwäche in seinen Spitzenfunktionen wie auch im Ganzen durch sich selbst, da es die Beziehung zur — bürgerlich verstandenen — bildenden und humanisierenden Kultur eingeüßt hat.

Die geistig-immaterielle Kultur steht im strikten Gegensatz zur feudalen Konsumtion, deren antithetisches Spiegelbild die Poesie als ideelle „Verschwendung“, unbegrenzte Produktivität verkörpert. Während die Poesie als produktiv-geistige und kultivierende Tätigkeit sich in der Verschwendung ihrer Produktivkraft allererst realisiert — sie ist die idealisierende Projektion der erfahrenen Möglichkeit materieller Produktivkraftentwicklung auf kapitalistischer Grundlage —, verbraucht die gegenständlich-materielle Verschwendung ihre vorhandene Substanz. Goethe hat zweifellos nicht nur den ruinierten Staatshaushalt des vorrevolutionären Frankreich vor Augen, sondern auch, in weit größerer Eindringlichkeit, denjenigen der deutschen Fürstentümer. Sein schon vom Vater ererbtes bürgerliches Rentier-Bewußtsein führt ihn zur ökonomischen Leitvorstellung des ausgeglichenen Budgets, sei es im öffentlichen oder privaten Bereich. Die relativ konstanten Einnahmen in Gestalt von Kapitalzinsen oder staatlichen Abgaben und Steuern dürfen, bei Strafe des ökonomischen Ruins, von den Ausgaben nicht übertroffen werden. Das Papiergeld als Schatzanweisung ohne Schatz, als deckungslose Schuldverschreibung, wie Goethe es aus dem Assignatenwesen der Revolutionsepoche kannte, ist ihm Inbegriff der Instabilität, darüber hinaus aber auch Symbol des Wertverfalls im sittlich-moralischen Bereich.

Goethes Verhältnis zum Handels- und industriellen Kapitalismus, dessen Notwendigkeit er prinzipiell anerkennt, ist dennoch niemals

ungebrochen. Dafür steht als eines der wichtigsten Zeugnisse eine *Betrachtung* aus den *Wanderjahren*: „So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnismäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen!“³⁴

Garant eines solchen Fortschritts, der die Balance hält zwischen mäßigen Ansprüchen und Selbstbestimmung, der Humanität nicht ausschließt, sondern auf der Basis jener Balance realisiert, ist die zugleich fördernde und begrenzende Funktion eines aufgeklärten Absolutismus: *vernünftig wie allmächtig*. Fausts Philosophie der unbeschränkten, maßlosen Tat wird von Goethe so wenig geteilt wie sein über Leichen gehender Fortschrittsglaube: „Herrschaft gewinn' ich, Eigentum! / Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.“ (V. 10187—88)

Dem Funktionsverhältnis von „Herrschaft“ und „Eigentum“ setzt Goethe entgegen das großbürgerliche Konzept eines durch den aufgeklärt-absolutistischen Staat regulierten, maßvollen kapitalistischen Fortschritts. Herrschaft soll nicht auf Eigentum beruhen, sondern in der staatlichen Sphäre monopolisiert sein, personifiziert im an der bürgerlichen Kultur gebildeten und humanisierten Fürsten. Der maßlose Kaiser der *Mummenschanz* verspielt eben diese Möglichkeit. Insofern hat Goethe den illusionären Charakter jener Fortschrittskoalition von Bürgertum und Souverän selbst noch erkannt. Zu Recht hat Anneliese Klingenberg — bezogen auf die *Wanderjahre* — den Kern Goethescher Ökonomievorstellungen als „utopischen Kapitalismus“³⁵ bezeichnet. Das gilt mit besonderem Recht auch für *Faust II*.

34 Wilhelm Meisters Wanderjahre, HA Bd. 8, S. 289.

35 Anneliese Klingenberg, a.a.O., S. 215.

Heinz Schlaffer

Fausts Ende

Zur Revision von Thomas Metschers „Teleologie der Faust-Dichtung“

Fausts letzter Monolog (V. 11559—11586)¹ ist für Thomas Metscher „Goethes Testament an die kommenden Generationen“ (62), die „höchste gedankliche und poetische Ausdrucksform der humanistischen bürgerlichen Kultur in Deutschland“ (122), sogar die „gedankliche Überschreitung der gegebenen historischen Faktizität“ (51), und zwar deshalb, weil sich in Fausts Vision die Umriss einer sozialistischen Gesellschaft abzuzeichnen begännen. Wie üblich, stützt sich diese Deutung auf die weltgeschichtlichen Perspektiven, auf die Faust seinen Plan einer weiteren Kolonisation des Umlands zulaufen sieht, um endlich „Auf freiem Grund mit freiem Volke“ zu stehen (V. 11580). Fausts Bilder seien der Ausdruck von Goethes Erkenntnis, „daß mit der Schöpfung des materiellen Reichtums durch die produktive Arbeit der Arbeiterklasse die Grundlage geschaffen wird für die unmittelbare Verwirklichung der *menschlichen* Gesellschaft und damit für die volle Entfaltung der gesellschaftlichen Individuen“ (122).

Bereits am allgemeinen, summarischen und abstrakten Charakter der Begriffe, die Metscher gebraucht, wird deutlich, daß es ihm nicht um eine partikuläre Interpretation von Fausts Schlußvision zu tun ist, sondern in ihr um das äußerste Ziel, die letzte Einheit des gesamten Werks. In standardisierten Ausdrücken gehalten, durchzieht daher der Hinweis auf diesen Monolog Metschers Essay wie ein roter Faden. Er leitet zum Fluchtpunkt seiner „Teleologie der Faust-Dichtung“ (57). Wenn ich diese bedeutsame Textstelle anders interpretiere, werde ich unvermeidlich zu einer Kritik der Grundlagen des Aufsatzes über „Faust und die Ökonomie“ weitergeführt. — Um falsche Vermutungen über die Endabsicht meiner Revision zu verhindern, erkläre ich mich von vornherein mit Metschers anstößiger Parallele von *Faust* und Ökonomie einverstanden. Auch ich halte *Faust* — wenigstens „Der Tragödie zweiten Teil“ — für eine bewußte Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft in allegorischer Gestalt, deren theoretischer Gehalt in der poetischen Literatur wie in der politischen Ökonomie vor Karl Marx ohne Beispiel ist. Aber welcher Gehalt in welcher Gestalt?

1 Ich zitiere Goethes „Faust“ nach der Ausgabe von Erich Trunz, Hamburg 1963, mit Verszahlen.

Eine entscheidende, von Metscher nicht beachtete Prämisse der „Schlußutopie“ ist, daß sie der blinde Faust entwirft. Seine Blindheit ist aber nicht — wie im alten Bild vom Seher — Zeichen göttlichen Wissens, sondern Bedingung und Folge weitreichender Täuschungen und Selbsttäuschungen. Die Lemuren schaufeln ihm das Grab; ohne Wissen von seinem nahen Tod vermeint der mit Blindheit geschlagene Faust den Arbeitslärm seiner Kolonisation zu hören: „*Wie das Geklirr der Spaten mich ergetzt! / Es ist die Menge, die mir frönet, / Die Erde mit sich selbst versöhnet, / Den Wellen ihre Grenze setzt, / Das Meer mit strengem Band umzieht*“ (V. 11539 ff.). (Unschwer ist zu sehen, daß diese wahnhaftige Sinnestäuschung die hauptsächlichlichen Vorstellungen der anschließenden „Schlußvision“ vorbereitet: den Plan weiterer Verbesserungen am Neuland; die scheinbar gesicherte Abgrenzung gegen die Elemente; die trügerische Harmonie eines bloß irdischen Glücks; das tätige Volk, aus dessen Arbeit der Herrscher sein Selbstbewußtsein zieht.) Mephisto faßt Fausts Verwechslungen zum sarkastischen Kalauer zusammen: die Rede sei „*Von keinem Graben, doch vom Grab*“ (V. 11558). Diese Handlungen, diese Sätze gehen der sog. ›Schlußvision‹ unmittelbar voraus; durch keinen Einschnitt ist sie abgesondert; Mephisto und die Lemuren sind bei Fausts sog. ›Monolog‹ anwesend. Wenn man die letzten Verse Fausts aus dem Kontext und damit aus dem Sinnzusammenhang löst, sie unter dem Titel ›Schlußvision‹ verselbständigt, hat man den ersten Leitfaden zu ihrem Verständnis schon aus der Hand gegeben.

Wie es sich ein Dialektiker nur wünschen mag, ist der 5. Akt von *Faust II* bis zu Fausts Tod durchgängig von Ironien und Inversionen bestimmt: die ökonomische Expansion auf dem Neuland, in dem sich Fausts alter Plan erfüllen soll, bietet zugleich das geeignete Tätigkeitsfeld für Mephisto — Ausbeutung, Krieg, Gewalt, Totschlag; die Einrichtung des Neuen geht Hand in Hand mit dem Verbrechen am Alten (der Ermordung von Philemon und Baucis); die Neuschöpfung läuft letztlich auf ihre eigene „*Vernichtung*“ (V. 11550) hinaus; und näher an Fausts Ende: das Graben gilt dem Grab, die Vision ist Produkt der Blindheit, was Faust für seinen „*höchsten Augenblick*“ hält (obwohl sein Auge nicht mehr blicken kann), ist in Wahrheit sein Tod. Diese ironische Struktur der realen Negativität hinter der scheinhaften Positivität hält in den (nicht von Goethe) ›Schlußmonolog‹ genannten Versen 11559 ff. an. Bereits ihr Anfang — „*Ein Sumpf zieht am Gebirge hin, / Verpestet alles schon Errungene*“ — verrät, wie beharrlich der Widerspruch in Fausts Werk andauert, gleich beharrlich wie seine mehrmals enttäuschte, mehrmals wiederhergestellte Illusion, im Konjunktiv des nächsten Schrittes sei die endgültige Lösung doch noch zu erreichen: „*Den faulen Pfuhl auch abzuziehn, / Das Letzte wär' das Höchsterrungene*.“ Metscher teilt nur Fausts Irrtum, wenn er die prinzipielle Verneinung seiner Welt durch den technisch-materiellen Fortschritt korrigiert und aufgehoben sehen möchte.

In die Zweideutigkeit der Bedingungen und der Umgebung von Fausts Wunschbild wird auch sein Inhalt hineingezogen. Es fällt mir

schwer, in den Maximen², die Faust für die Lebensform des erdachten künftigen Siedlervolkes aufstellt, Metschers „Überschreitung“ auf einer sozialistischen Gesellschaft wiederzuerkennen: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, / Der täglich sie erobern muß“, um „Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen“. Vielmehr bringt Faust hier unüberhörbar die Prinzipien der bürgerlich-liberalen Wirtschafts-ideologie zur Geltung, die von Adam Smith bis heute die unternehmerische Freiheit durch den steten Verweis auf die Risikobereitschaft („umringen von Gefahr“) heroisiert. Noch mit den letzten Worten versucht Faust, das ökonomische Gesetz, nach dem er im 5. Akt rücksichtslos gehandelt hat, als prophetischen Spruch seinem eigenen Denkmal einzumeißeln — so soll „die Spur von meinen Erdetagen / Nicht in Äonen untergehn“.

Es ist nun nicht länger möglich, die Formel „Auf freiem Grund mit freiem Volke“ unbefangen als tendenziell sozialistische Utopie zu lesen. Faust denkt seine „kühn-emsige Völkerschaft“ in einem partikularen Staat, mit gesicherten Grenzen, der nach außen souverän ist — eben wie die liberale Ideologie des 19. Jahrhunderts unter dem „freien Volk“ den bürgerlichen Nationalstaat verstand, der durch militärische Macht („kühn“) nach außen und durch wirtschaftlichen Fleiß („emsig“) im Innern konsolidiert war; die soziale Gleichheit der Staatsbürger war dabei weder geplant noch verwirklicht. Faust selbst imaginiert sich als Herrscher, ja als Eigentümer dieses Volks: die Assoziation „Mensch und Herde“ liegt ihm nahe. Planend geht er seinem Volk voraus: „Eröffn' ich Räume vielen Millionen“; mit ästhetisch-imperialem Vergnügen steht er ihm gegenüber: „Solch ein Gewimmel möcht ich sehn“; als verewigter Führer überdauert er es: „Es kann die Spur von meinen Erdetagen / Nicht in Äonen untergehn.“ Das Volk ist Objekt, nicht Subjekt seiner Geschichte. Fausts Gigantomanie des Ich benötigt das Volk nur zur Verlängerung und Steigerung seines Selbstbewußtseins. Das Gegenteil von Metschers Behauptung — „In der Schlußutopie Fausts tritt das Wir an die Stelle des Ich“ (121) — dürfte wohl richtig sein. Treffend charakterisiert Kommerell im Helden von *Faust II* „die Person als ein sich selbst schaffendes, den Stoff körperlich wie sittlich organisierendes, kleinere Lebensmitten unterjochendes Prinzip (. . .) Das Wesen dieses Selbst ist Gefräßigkeit. Darum muß es schuldig werden in einem mehr geschäftlichen als sittlichen Sinn. Denn die Prinzipien der Natur, deren eines die Person ist, sind schamlos und wirken außerhalb des Sittlichen. Die Weltvernutzung bezahlt man schließlich mit der Abnutzung der ›noble machine.‹“³. Allerdings schlägt Kommerell der

2 Fausts Maxime wird durch den Satz eingeleitet: „Das ist der Weisheit letzter Schluß“. Die bornierte Banalität, der überlaute Ton, das Verbot, weiter zu denken, stehen dem Faust des letzten Akts durchaus an; Goethes Verhältnis zu diesem Satz kann nur ironisch sein, denn im Fortgang des Dramas nach Fausts Tod hält die wirkliche „Weisheit“ einen anderen „Schluß“ bereit.

3 Max Kommerell, *Faust*. Zweiter Teil. Zum Verständnis der Form, in: M. K., Geist und Buchstabe der Dichtung, Frankfurt ⁵1962, S. 23.

ersten Natur zu, was Ergebnis der zweiten ist. Denn der gesellschaftliche Charakter dieses gefräßigen Selbst konkretisiert sich im Typ des Unternehmers⁴. In ihm wäre die historische Spezifikation des Sachverhalts zu finden, den die übliche — auch bei Metscher nicht gebrochene — Glorifizierung von Fausts Taten und Tätigkeiten unterschlägt. Arglos schreibt Metscher (123) Trunz' Anmerkung zu der „Herrschervision des freien Volks auf freiem Grund“⁵ nach — und hält sie weiterhin für „die konkrete Utopie der befreiten, weil klassenlosen Gesellschaft“ (112). Will man die politischen Implikationen von Fausts letzten Zielen⁶ aktualisieren, so liegen imperialistische, ja faschistische Staatsformen näher als die eines demokratischen Sozialismus. Fausts letzte Verse sind — soll ich Metschers einfachem Postulat seiner Hoffnungen ein ebenso einfaches Resultat meiner Interpretation entgegensetzen — nicht Goethes dunkles Testament für die sozialistischen Erben, sondern Goethes hellsichtige Warnung vor den Konsequenzen der kapitalistischen Ökonomie.

Allein der Tod vermag einen wirksamen Einspruch gegen Fausts Gefräßigkeit zu erheben. Während Faust an die Vorstellungen endlosen Besitzens, Produzierens und Weiterschreitens verloren ist, setzt ihm hinter seinem Rücken der Tod ein Ende. Es wird die Präzision von Goethes historischem und gesellschaftlichem Bewußtsein in diesem scheinbar immer abstrakter werdenden Drama daran sichtbar, wie er sogar die Form von Fausts Tod geschichtlich bestimmt. Im Gegensatz zu dem hergebrachten Usus sterbender Tragödienhelden (und dem Brauch mittelalterlicher wie feudaler Sterbeszenen), die ihre Grenze erfahren haben, ihren Tod wissen, ihm ins Auge sehen, deshalb ihr Ende zur Sprache bringen und rührend Abschied nehmen — im Gegensatz zu diesem „alten Tod“ (V. 11632) stirbt Faust, ohne den Tod zu bemerken, wie in bürgerlichen Traueranzeigen mitunter zu lesen, »mitten aus seiner Arbeit gerissen«: „*Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn und legen ihn auf den Boden.*“ Bewußtlos gestorben, umstandslos begraben, dies ist der »neue Tod« in der bürgerlichen Gesellschaft. Auf stete Expansion bedacht, muß sie den Gedanken des Todes von sich abrücken, seine Wirklichkeit als Miß-

4 Es liegt nahe, auf die erhellende Analyse von Henry Morton Stanleys exploratorischen und kolonialisatorischen Unternehmungen hinzuweisen, die im selben Argument-Sonderband Joachim Moebus vorlegt („Zur Figur des bürgerlichen Heros“).

5 Erich Trunz im Kommentar zu seiner Faust-Ausgabe, S. 471.

6 Sie kündigen sich spätestens im 4. Akt von „Faust II“ an: „Herrschaft gewinn' ich, Eigentum!“ (V. 10187). Und in der Tat demonstriert der 5. Akt die innige Durchdringung von kapitalistischem Eigentum und Herrschaft: Faust residiert im Palast, seine Arbeiter sind zugleich seine Untertanen, seine Handelsflotte erzielt ihre Hauptprofite durch Krieg und Piraterie; die Ausbeutung der Natur ist von der des Menschen untrennbar.

geschick verschwiegen abtun⁷ — sie „stolpert über Grabes Tür“ (V. 11537). Um an Kommerell zu erinnern: „Die Weltvernutzung bezahlt man schließlich mit der Abnutzung der ›noble machine‹.“

Im Tod fällt das äußere Ende von Fausts Person mit der inneren Negativität seiner Welt zusammen. Der Tod setzt die subjektive und objektive Wirklichkeit gegen den falschen Schein der Utopie durch⁸. Die Fallhöhe zwischen Fausts weitgespannten Worten und ihrem abrupten Schluß nützt Mephisto mit Recht zur Parodie: „*Vorbei und reines Nicht, vollkommnes Einerlei!*“ (V. 11597). Eben weil Faust im 5. Akt die bürgerliche Ökonomie nicht „überschreitet“, sondern nur immer tiefer in ihre Widersprüche hineinschreitet und in ihnen endet, ohne den Grund der „*Vernichtung*“ zu begreifen, eben deshalb sind für Goethe die beiden folgenden und letzten Szenen, *Grablegung* und *Bergschluchten*, notwendig geworden. Metscher bereitet dieser religiös-metaphysisch eingekleidete Schluß der Tragödie offensichtlich Verlegenheit. Denn gemäß seiner optimistischen Auffassung von Fausts letzter Rede, die sich doch so gut zum verheißungslosen Schluß geeignet hätte, muß er den Rest für überflüssig halten. Durch die Andeutung, es handle sich um eine Allegorie der Entwicklung und des Fortschritts schlechthin, sucht er sein Konzept halbwegs zu retten. — Das Leitwort der Schlußszene heißt jedoch „*Liebe*“; in den *Bergschluchten* steht es zwölfmal; von nichts anderem wird gesprochen. Der vollendeten Lieblosigkeit von Fausts letzter irdischer Welt stellt Goethe — vielleicht mehr verzweifelt als hoffend — die Liturgie der Liebe und die Apotheose des Ewig-Weiblichen entgegen.

7 Diese Verdrängung des Todes aus dem bürgerlichen Arbeits- und Lebenszusammenhang im 18. Jahrhundert beschreibt eindrucklich Bernhard Groethuysen, *L'Eglise et la Bourgeoisie*, Paris 1927 (deutsche Fassung unter dem Titel: *Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich*, 2 Bde., Halle 1927—30).

8 Bereits in „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ hat Goethe die Illusion utopischen Denkens ironisch vorgeführt. Während Wilhelm Meister von der scheinhaften Höhe seines Lebens- und Liebesglücks zu Mariane redet, steht für sie, die heimlich an einen anderen Mann gebunden ist, das nahe Ende diesen Glücks schon fest. Wegen der auffälligen strukturellen, inhaltlichen und wörtlichen Übereinstimmungen mit Fausts „*Schlußvision*“, zitiere ich die ganze Passage von Wilhelm Meisters „*Anfangsillusion*“: „Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane, versetzte Wilhelm, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrtümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt sind, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt waren. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit dir dem Vergangenen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land schaue, das wir zusammen Hand in Hand durchwandern können“ (1. Buch, 3. Kap.). Wilhelm Meisters privater Irrtum hat in „*Faust II*“ weltgeschichtliche Dimensionen angenommen.

Daß er zu den tödlichen Perspektiven eines kapitalistisch gewordenen Diesseits keine andere Alternative weiß als das Jenseits der Liebe, ist Goethes Verlegenheit. Hier liegt die historische Grenze seiner eigenen Perspektive.

In Fausts Ende hat, wenn schon nicht die „Teleologie“ von Goethes „Faust-Dichtung“ (57), so doch die Teleologie von Metschers Faust-Essay ihr Ziel: „Fausts Weg jedoch führt nicht zur Hölle, sondern zur Humanität“ (44). Abweichend von Goethe — und man darf hinzufügen: abweichend von Marx — hält Metscher Arbeit und Technik für gesellschaftlich neutrale Promotoren des geschichtlichen Fortschritts, weshalb er die spezifisch kapitalistische Erscheinungsform der von Faust geschaffenen Arbeitsverhältnisse und der von ihm betriebenen Technik verkennt⁹. Daß Faust sich schließlich auf die Ökonomie konzentriert, scheint Metscher (uneingedenk des bestimmten gesellschaftlichen Charakters dieser Ökonomie) eine derart sichere Garantie von Humanität und Fortschritt¹⁰, daß sich ihm die Frage, wo denn Fausts Humanität im 5. Akt konkret erscheine, gar nicht mehr stellt. Die Antwort, aus genauer Lektüre gewonnen, müßte negativ sein. Sie vermöchte in Goethes Werk nur eine negative Teleologie zu finden: die Verwirklichung von Fausts ökonomischem Traum, auf einem Neuland die Gesetze des Kapitals voraussetzungslos und rücksichtslos anzuwenden, ist zugleich die Perfektion der Inhumanität. (Geschichtliche Erfahrung wird dem Urteil Goethes kaum widersprechen können.)

Anders als bei Metscher, nimmt bei Goethe die Geschichte, zumindest in ihrem bürgerlichen Abschnitt, keinen geradlinigen Verlauf entlang erbbarer Qualitäten. Weder steht Goethe auf „dem Standpunkt der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft“ (66), noch bequemt sich ihm die „Macht des Negativen“ zum „Opfer“ der „Fortschritte“ (ebd.). Auf welchem „Standpunkt“ man Goethe antreffen könnte,

9 Den Klassen- und Herrschaftscharakter bürgerlicher Arbeitsteilung sowie deren Beitrag zu sozialen Revolutionen (nicht zum Fortschritt!) hat Goethe bereits im 2. Akt von „Faust II“ im allegorischen Feld der Ameisen, Greife, Pygmäen und Daktyle dargestellt (V. 7582 ff.). Soweit ich sehe, findet sich hier auch die einzige Formulierung einer proletarischen Position in Goethes Werk — die „Imsen und Daktyle“ (Ameisen und Finger!) müssen für die reichen Pygmäen Gold und Erze aus dem Bergwerk hervorbringen: „Wer wird uns retten! / Wir schaffen's Eisen, / Sie schmieden Ketten. / Uns loszureißen, / Ist noch nicht zeitig, / Drum seid geschmeidig.“

10 In welche Interpretationszwänge Metscher durch dieses optimistische Vorurteil gerät, zeigt seine merkwürdige Annahme, die „Sorge“ sei „die letzte der Versuchungen Fausts“ (S. 60), die ihn vom Verfolg seiner ökonomischen Pläne abzuhalten drohe. Aus dem Text (V. 11418—499) geht aber eindeutig hervor, daß die Sorge die letzte Mahnung an Faust heranträgt, die Sinnlosigkeit des sich selbst vermehrenden Reichtums und des endlosen Einzelbesitzes einzusehen; denn er könne sie weder in der Gegenwart genießen noch für die Zukunft sichern — eben dies ist die „Sorge“ des Kapitalisten. Den „erschütterten“, aber unbelehrbaren Faust schlägt sie mit Blindheit.

geht deutlich aus einem Brief hervor, der eben während der Arbeit an den letzten Akten von *Faust II* geschrieben ist (6. 6. 1825, an Zelter): „Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff den er bearbeitet. (...) Reichtum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wornach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Fazilitäten der Kommunikation sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. (...) Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten in der wir herankamen, wir werden, mit vielleicht noch wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt. Und so allem Guten und Echten empfohlen! Treu beharrlich Goethe.“

Auf dem „Standpunkt der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft“ — ich würde sagen (und damit die Anschaulichkeit von Goethes Brief auf den abstrakten, aber wohl angemessenen Begriff bringen): des im 19. Jahrhundert zur herrschenden Lebensform gewordenen Kapitalismus — steht also der späte Faust, jedoch nicht sein Dichter. Metscher vermag sich aus den traditionellen Identifikationen der Figur Faust, des Dramas *Faust* und des Autors Goethe nicht zu befreien. Goethes „Standpunkt der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft“ (66) — was falsch ist — und „Fausts Standpunkt an der Front der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft“ (121) — was schief ist — fallen für ihn in derselben Position und Positivität zusammen. Aus diesem methodischen Fehler, der wiederum in einem ideologischen Vorurteil fundiert ist, entgeht ihm die entschieden kritische Distanz Goethes zu Faust in *Faust II*. Goethe ist demnach nicht der „Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters in Deutschland“ (134), sondern sein Kritiker. Goethes Einsicht in die Widersprüche der bürgerlichen Gesellschaft und ihre Folgen verliert kaum dadurch an Gehalt und Klarheit, daß sie aus einer dezidiert konservativen Position formuliert ist. Verträte Goethe die „konsequent bürgerliche Weltanschauung“ (45), die Metscher ihm zuschreibt, so müßte sie — wenn die Marxsche Ideologiekritik nur irgendwie gelten soll — pure Ideologie sein. Dann wäre nicht zu verstehen, wie *Faust*, was Metscher gleichzeitig (und mit Recht) behauptet, eine *richtige* Theorie über die bürgerliche Gesellschaft einschließen kann. Spricht man einem Werk wie Goethes *Faust* fast die gleichen Erkenntnisse zu wie Marx' *Kapital*, dann darf es nicht auf einer „konsequent bürgerlichen Weltanschauung“ basieren. Metscher ist also nicht dazu imstande, den methodischen und historischen Grund für die von ihm herausgefundenen Resultate anzugeben.

Wie die Lösung dieses Dilemmas aussehen könnte, will ich wenigstens andeuten. — Eine umfassende und zutreffende Theorie der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie *Faust II* in allegorischer Gestalt enthält, ist nur möglich, wo bereits ihre Kritik und Selbstkritik be-

gonnen hat. Kritik wiederum ist nur möglich, wo bereits die wirkliche Krise dieser Gesellschaft begonnen hat. Die Krise ist der Modus der Defizienz, in dem die zerfallende Totalität eines Systems allererst als Totalität begreifbar wird. Anders als Metscher es intendiert, müßte die „entwickelte bürgerliche Gesellschaft“¹¹ als sichtbare Entwicklung ihrer Widersprüche, als spürbare Annäherung an ihren Untergang verstanden werden. Solche ›Entwicklungen‹ werden im 19. Jahrhundert zur geschichtlichen Erfahrung, zu der des späten Goethe insbesondere. Diesen Prozeß der Negativität in der bürgerlichen Gesellschaft erkannt und in Fausts Ende dargestellt zu haben, ist die gültige Leistung von Goethes Werk.

Ich habe mich auf den von Metscher vorgegebenen Rahmen eingelassen und nur zu dem Thema „Faust und die Ökonomie“ geschrieben. Es geht mir in diesem Beitrag ausschließlich um die Korrektur falscher Vorstellungen über die *politischen* Inhalte und Tendenzen von *Faust II*. Die ergiebigere und adäquatere Frage, durch welche *ästhetischen* Strukturen Goethe die ökonomischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge 1. zum Hauptinhalt seines Werks nehmen konnte und 2. für die begriffliche Auslegung bereitgestellt hat, habe ich unterlassen, weil ihre Antwort an Metschers begrenzten Interessen vorbeigegangen wäre. Doch die eigentliche Erkenntnis von *Faust II* ist weder von Metschers Essay geleistet noch von meiner Kritik beabsichtigt¹².

11 Metscher überträgt den Begriff „entwickelt“ wohl aus der „entwickelten sozialistischen Gesellschaft“, in der er seinen Sinn hat, auf die bürgerliche Gesellschaft, in der er sinnlos und irreführend ist. Denn er verbreitet über die bürgerliche Geschichte den falschen Schein, als sei sie planvoll auf bessere Lebensformen zugeschnitten. Eine sozialistische Revolution hätte dann weder Gründe noch Ziele.

12 Worauf ich in diesem Beitrag nicht eingegangen bin, nämlich die besondere ästhetische Form von „Faust II“, ist der Gegenstand einer größeren Arbeit, die ich in einigen Jahren vorlegen will. Sie stellt sich vorwiegend die Aufgabe, die Allegorie als Formprinzip dieses Werks aus der begrifflichen Struktur von Goethes und seines Jahrhunderts gesellschaftlicher Erfahrung herzuleiten.

Gerhard Bauer und Heidegert Schmid Noerr

Faust, Ökonomie, Revisionismus und Utopie

Antwort auf Metschers Essay „Faust und die Ökonomie“

Für die Aufgabenstellung der gesamten Literaturgeschichte, ihre Gegenstände aus dem Realprozeß der Auseinandersetzung der Klassen, als (mehr oder minder) aktive Beiträge zu diesem Realprozeß zu begreifen, ist der literar-historische Essay von Thomas Metscher ein ernstzunehmender Vorstoß. Er ist um so bedeutsamer, als er an einem zentralen Werk der sogenannten „Klassik“, das in der deutschen Geschichte mit den leuchtendsten und den verheerendsten Intentionen beerbt wurde, ansetzt und diese Zentralstellung geschichtsphilosophisch und literaturtheoretisch untermauert. Er fordert jedoch wegen seines durchgehenden Ökonomismus, seiner Glättung von historischen Widersprüchen noch über das Vorbild Lukács hinaus, seiner Beschönigung des zur Aneignung empfohlenen Erbstücks und einer sehr gewagten menschheitsgeschichtlichen Weiterdeutung von Goethes vor- und antirevolutionärer Position von 1825 bis 1831 auch zu einer grundsätzlichen Kritik heraus.

Mit großer Anerkennung muß festgehalten werden, daß Metscher mit seinen Belfaster Studenten der Jahre 68—71 Goethe und seinen *Faust* voll ernstgenommen, ihn nach der überwiegend idealistischen oder kunstimmanenten Ausdeutung der letzten 150 Jahre als Erkenntnis- und Reflexionsinstrument einer einschneidenden historischen Entwicklung gewürdigt hat. Sie sehen in Goethe den großen Realisten, den Sprecher oder noch genauer den Denker, Beobachter und kunstvollen Gestalter des aufstrebenden, die feudalen Fesseln sprengenden europäischen Bürgertums. Engels' Dictum und Lukács Nachweis, daß Goethe wie Hegel dadurch in ihrer Zeit vorbildlich waren, daß sie die entscheidende Rolle der Arbeit in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft anerkannten, führt der Hegel-Forscher Metscher für Goethes Hauptwerk mit großer Eindringlichkeit aus. Er setzt die Arbeit trotz des verkürzenden Titels seines Essays nicht einfach mit dem ökonomischen Faktor Arbeit gleich. Er begreift in ihr das, was die Figur Faust und die um Faust gebaute Welt entscheidend antreibt, was frühere Ausleger und Aneigner bis zu einem „faustischen“ Weltprinzip hochjubelten und subjektiv als unendliches oder auf Vervollkommnung zielendes oder zu immer neuem Scheitern führendes „Streben“ herausstellten: die Tätigkeit und Überwindung von Widerständen, die Aneignung der Natur als Ausdruck bürgerlicher Emanzipation in der Freistellung der Menschen durch Naturbeherrschung, die gesellschaftssprengende Kraft

dieser Aneignung, die damit die Veränderung aller gesellschaftlichen Verhältnisse einleitet. Der breit entfaltete Nachweis, nicht allein wie die Ökonomie und die ökonomische Betrachtungsweise, die „Prosa“ des modernen Lebens, das gesamte inkommensurabel-poetische Werk durchzieht, sondern vor allem wie der Kapitalismus, ob es Goethe bewußt war oder nicht, sämtliche Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse von der materiellen Basis bis zur Kunst und Literatur revolutionierte, dieser Nachweis ist eine verdienstvolle, auch durch die voreiligen historischen Übertragungen nicht geschmälerte Leistung. Die gängige Klassifizierung des *Faust* als „Weltliteratur“ bekommt durch Metschers „Vorschlag“, ihn als „Literatur der bürgerlichen Welt“, „auf dem Niveau der entfalteten kapitalistischen Produktionsweise“ zu lesen, erst ihren vollen kräftigen Sinn. Obgleich die Denunziation der nationalen Besonderheit, in der allein solche kosmopolitische Literatur verwirklicht werden konnte und kann, als „nationale Borniertheit“, die „abzustreifen“ wäre (40), eine empfindliche Lücke dieses Weltverständnisses von Metscher verrät. Gegen diese Vorstellung von Eierschalen, die der reife Geist bei seinem Flug ins immer Luftigere hinter sich läßt, hat sich mindestens Goethe zeit seines Lebens verwahrt. Man streife einmal alle nationale Borniertheit von Auerbachs Keller oder Gretchens Welt, ja selbst von der Klassischen Walpurgisnacht ab: Was übrig bleibt, mag sonst etwas sein, aber sicher keine Weltliteratur mehr.

Kampfloser „Übergang“ zum höheren set von Produktivkräften

So verdienstvoll Metschers strenge Rückverweisung aller Mystifikationen des Textes sowie der Antriebs- und Wirkungskraft des ganzen Werkes auf die historische Realität ist, so irreführend ist der Begriff von Geschichte, den er dabei anlegt. Er scheint durch langes Goethe-Studium auch Goethes Vorliebe für den Neptunismus übernommen zu haben. Er geht noch weiter als Goethe und ordnet auch die Erdbeben und gewaltigen Eruptionen, die Goethe mit Besorgnis verzeichnet hat, der ruhigen Entwicklung unter, indem er sie aus sehr großer Höhe betrachtet. Alles ist „Bewegung“, „Prozeß“ und „Dialektik“, nicht nur im II. Akt von *Faust II*, den Metscher als seinwollender Marxist wie die pietätvollsten Goethe-Anbeter in Eros (der „sinnhaften Einheit der Naturprozesse im Zusammenwirken aller Elemente zur Bildung der höchsten Gestalt des Lebens“, 115) gipfeln läßt. Alles soll sich von selbst machen in diesem großartigen Stück wie in der historisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit, die der Kundige darin erkennt. Die historischen Formationen lösen sich aber in der Geschichte nicht kampflos ab. Die Produktivkräfte wachsen nicht von selbst an, die neuen Produktionsverhältnisse sind kein automatisches Resultat von deren Entwicklung. Erst in seiner politischen Zielsetzung wird das historische Subjekt sichtbar. Wie der Übergang zur Herrschaft des Bürgertums sich vollzog, hat Goethe zwischen dem IV. und V. Akt von *Faust II* im Dunkeln gelassen. Kein Kommentator konnte bisher einen historischen Vorgang zur Begründung nachliefern, warum in den dazwischenliegenden 50 Jah-

ren der Lehnsherr Kaiser und der auf die Abgaben vom neuen Land äußerst erpichte Erzbischof verschwunden oder zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft sind. Aber weil Goethe das in der geschichtlich bedingten „Unschärfe“ seiner Darstellung so will, ist es Metscher in seiner makrokosmischen Geschichtsbetrachtung recht und rechnet er mit einem ähnlich geisterhaften Übergang auch in der historischen Wirklichkeit. Lukács sah in der von Goethe propagierten „Entwicklung der Produktivkräfte durch den Kapitalismus“ noch den „genialen Ausweg“ aus Goethes mehr als zwiespältiger Haltung zur französischen Revolution, einen Ausweg, „der selbstverständlich unmöglich von utopischen Elementen frei sein kann“ (*Faust und Faustus*, Reinbek 1967, 158). Metscher nimmt den utopischen Ausweg für bare Münze. Goethes Zeit, in der er den *Faust* vollendete, nennt Metscher die „Epoche der endgültigen welthistorischen Etablierung der bürgerlichen Klassenherrschaft“ (31). Vermutlich leben wir dann heute, denn Metscher denkt in sehr weiten Zeiträumen, in der Epoche, in der die Herrschaft der Arbeiterklasse und der unterdrückten Völker „sich etabliert“ oder „etabliert wird“. Da das so großartig zwangsläufig und von selber vor sich geht, sind wir als Forscher dazu da, es zu kommentieren, die Entwicklungslinien auszuziehen, aus der Vergangenheit die Spuren und realistischen Feststellungen davon aufzusammeln. Jede aktive, eingreifende oder auch nur eindeutig parteiliche Stellungnahme erübrigt sich.

Die Geschichte bildet aber nicht nur die Belegstellen und den Realisierungsstoff für erklärende Menschheitsvisionen. Auch Metscher weiß, daß der Gegensatz zwischen dem aufstrebenden Bürgertum und dem überholten und gleichwohl mit Zähnen und Klauen festgehaltenen Feudalabsolutismus auch politisch, auch kämpferisch und gewaltsam ausgetragen wurde. Aber zum einen liebte Goethe bekanntlich die Revolutionen insgesamt und die mit der Sorgfalt der Furcht miterlebte Französische Revolution gar nicht — Grund genug für Metscher, seine hohe Meinung von dieser bürgerlichen Revolution weit zurückzustellen und auf jede politische Auseinandersetzung mit den z. T. konterrevolutionären Ansichten Goethes zu verzichten. Zum anderen waren die „deutschen Zustände“ alles andere als revolutionsreif, nämlich bekanntermaßen „verkümmert“ und verkrüppelt, und das führt Metscher als Entschuldigungsgrund ein, warum die allgemeine, welthistorische Gesetzmäßigkeit in Goethes Werk nur unscharf, unentschieden widerspiegelt sei. Hier konnte Goethe anscheinend die „nationale Borniertheit“ der zurückgebliebenen Deutschen doch nicht ganz abstreifen. „Ein englischer oder französischer Faust hätte sich, dies wird zumindest durch die Geschichte der bürgerlichen Klasse in diesen Ländern nahegelegt, sein Land sehr wohl mit den Mitteln revolutionärer Gewalt anzueignen vermocht, ein deutscher Faust hatte offensichtlich keine andere Alternative, als ein Land vom Kaiser zum Lehen entgegenzunehmen“ (106). Das ist sehr richtig beobachtet. Es hätte nur bestimmte Schlußfolgerungen über den politischen Charakter und die verpflichtende Kraft von Goethes Menschheitsvision nahegelegt, die Metscher ge-

rade nicht zieht. Er begnügt sich, ebenso wie Goethe im *Faust* und wie die deutsche Bourgeoisie vor und vor allem nach der gescheiterten Revolution von 1848, mit der beschleunigt nachgeholten technischen und ökonomischen Entwicklung und sieht dadurch das Bürgertum auch irgendwie, ohne das Wie anders als mit moralischen Postulaten zu kommentieren, an die Macht gelangt. Etwa drei Jahre nach Goethes Tod begann der „endgültige Durchbruch der industriellen Revolution in Deutschland“, also hat es Goethe, Revolution hin und Klassenkompromiß her, mit den „Problemen der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft“ zu tun (123). Es lebe die „Entwicklung der Dampfkraft“! Sie geleitet uns sicher auch durch düstere, blutige, politisch äußerst widerspruchsvolle, von sich aus nicht direkt auf Humanitätszuwachs angelegte Geschichtsepochen.

„Gutes von ihnen reden und alles zum Besten kehren!“

Daß die Arbeiterklasse und die mit ihr verbündeten Schichten des Volkes auch das Erbe der besten bürgerlichen Kultur, der revolutionären, oppositionellen, realistischen und kritischen Kunst und Literatur anzutreten haben, so wie ihnen die Verteidigung der einst von den Volksmassen unter bürgerlicher Führung erkämpften bürgerlichen und demokratischen Rechte überantwortet ist, war eine der entscheidenden, folgenreichsten praktischen Erkenntnisse der Arbeiterbewegung. Dazu gehörte aber ein heftiger, leidenschaftlicher Kampf um diese und mit dieser bürgerlichen Kultur. Alle großen und starken Phasen der Klassenauseinandersetzung, von der Pariser Commune bis zur noch anhaltenden Kulturrevolution in der Volksrepublik China, geben Zeugnis von der unabdingbaren scharfen Kritik und von der produktiven Kraft dieser Kritik, sooft eine neue Klasse sich die besten Kräfte der unter der inzwischen besiegten Klasse ausgebildeten Kultur aneignet. Eine über Goethe und die bürgerliche Rezeption weit hinausweisende, leidenschaftliche Aneignung erfuhr der *Faust* im deutschen sozialistischen Widerstand gegen den Faschismus. In einem der letzten Briefe Ernst Thälmanns, den er 1944 nach elfjähriger Haft an einen Kerkergenossen richtete, zitiert er das Freiheitswort aus dem letzten Akt: *Ja, in diesem Sinne bin ich ganz ergeben, das ist der Weisheit letzter Schluß: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.* (Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung Bd. 5, Berlin/DDR 1966, p. 591 ff.) Gegen die barbarische Isolation konzentriert Thälmann die ganze Kraft seiner Persönlichkeit in der Aufrechterhaltung, Nicht-Preisgabe des Zieles, für welches er gekämpft hatte, *die große historische Mission* der Arbeiterklasse für einen *wirklichen Sozialismus* im 20. Jahrhundert. Die tägliche Eroberung der Freiheit bedeutet für ihn die unter äußerster Existenzbedrohung täglich neu erfaßte Überzeugung, an der historischen Notwendigkeit des politischen Zieles, wofür er, *um der Idee willen* sein *ganzes Dasein einsetzt(e)*, *um ein höheres zu gewinnen*, festzuhalten. Nicht menschheitsgeschichtliche Visionen begleiten das Zitat aus dem *Faust*, sondern die historische Einordnung in eine entscheidende Etappe der deutschen Arbeiter-

bewegung — eine Aneignung, die sich ihre eigene historische Interpretation herausnimmt. Dagegen sind die Phasen des überwiegenden Opportunismus, der Desorientierung und des Revisionismus in der Arbeiterbewegung auch von einer opportunistischen Haltung gegenüber der bürgerlichen Kultur gekennzeichnet. Wenn die leise-retrischen, kleinbürgerlichen oder sich wie Kleinbürger aufführenden Kulturapostel der II. Internationale kein unehrerbietiges Wort gegen „ihren“ Schiller zulassen wollten, wenn der Kulturbund der SBZ und DDR (noch bevor es galt, für die sich durchsetzende neue Bourgeoisie die passende Affirmation und „ästhetische Erziehung“ zu propagieren) die bürgerlichen „Klassiker“ in jeder Beziehung, unter Aussparung der politischen Auseinandersetzung und der Klassenfrage, zu Klassikern des demokratischen Deutschland ernannte, dann verrät das ein sehr eingeschränktes Verständnis vom Sozialismus, den sie dabei noch im Munde führen.

Metscher propagiert keine Einverleibung des großen Goethe mit Haut und Haaren. Er will ihn keineswegs zu etwas anderem als einem Bürger, ausdrücklich nicht zu einem Vor- oder Frühsozialisten machen. Aber in der Behandlung des Bürgers Goethe wendet er eine derartige Schonung, Verklärung, ja geschichtsmetaphysische Schönfärberei an, daß irgendwelche etwa über Goethes Horizont hinausreichende Ziele nicht benannt, die Differenz zwischen diesen und der „weltverändernden Praxis“ des Großkapitalisten Faust, des diktatorischen Herrschers über Millionen, nicht diskutiert werden. Verrät es eigentlich so große Hochschätzung oder ein besonderes Mißtrauen, eine Verkleinerung des Realisten und Bürgers Goethe, wenn kritische Fragen, die vor jeder Beerbung für eine zeitgemäße heutige Position angebracht wären, nicht mehr gestellt werden? Vor allem das politische Urteil Goethes, das Metscher wie vielen Goetheliebhabern auf einer historisch fortgeschritteneren Position Unbehagen bereitet, will Metscher möglichst draußen lassen. Ist Goethe ein so großartiger Erfasser und Vorausahner der ökonomischen Entwicklung, der zunehmenden Naturbeherrschung durch menschliche, vergesellschaftete Arbeit, so soll man ihm seine explizit konterrevolutionären Äußerungen vergessen oder mit Entschuldigung über diesen sterblichen Teil des großen Weisen hinweggehen. Metscher passen sie so schlecht in seine „humanistische Utopie Goethes“, daß er, trotz Belegen fürs Gegenteil, behauptet, die politische Revolution sei im *Faust* „mit entschiedener Konsequenz ausgeklammert“, sei nicht als Möglichkeit „verworfen“, sondern bliebe einfach „undiskutiert“ (130).

Klassenstandpunkt und Klassenkompromiß

Goethe war aber, auch im *Faust*, nicht bloß das Sprachrohr der über ihn hinwegrauschenden ganz globalen Entwicklung des Kapitalismus. Er war selbst ein politisch-parteilicher, z. T. scharf polemischer Bürger, der eigene Interessen und die seiner Klasse durchaus kämpferisch vertrat und der die stattfindende Klassenauseinandersetzung durchaus als Kampf, sogar als peinlichen Widerspruch gegen den von ihm eigentlich bevorzugten Pazifismus und Neptunismus

wahrnahm. Seine Demonstrationsfigur Faust ist nicht der allgemeine Mensch oder Bürger schlechthin. Zu dieser schlechthinigen Menschlichkeit hat Metschers großes Vorbild Lukács den *Faust*, dieses „Drama der Menschengattung“, wie übrigens noch eine Reihe aussagekräftiger Werke erhöht und sterilisiert, indem er wie sein großes Vorbild Hegel an die Stelle von wirklicher, aktiv durchgefochtener Vergesellschaftung ihre Vorwegnahme und Zusammenziehung im Kopf, die Typik und Verallgemeinerung setzte und als weltgeschichtliche Leistung propagierte.

Faust vertritt die Interessen des Bürgertums von einer durchaus eigensinnigen, egoistischen Position aus, mit den Möglichkeiten und mit dem Zynismus des freigestellten Intellektuellen. In seiner „Weltfahrt“, in der er sich überall sättigt und überall scheitert, in seiner halb gelangweilten und ganz gequälten Auseinandersetzung mit der abgestorbenen, aber immer noch restaurierten Feudalwelt, selbst in der Wendung zur weltlichen Klugheit und Praxis, in seiner Gewinnung von „Herrschaft“ und „Eigentum“, ist er Tourist, erlebender und nicht verantwortlicher Bürger. Schweigen wir vom Einkommen und den Reisemitteln, mit denen der ehemalige „Selbsthelfer“ sich jetzt magisch versorgen läßt. Aber auch um den Absatz, durch den die reale produzierende und handeltreibende Bourgeoisie immer wieder schmerzlich an ihre Angewiesenheit auf die Gesamtgesellschaft erinnert wurde, braucht sich dieser Lebenskünstler offenbar nie zu kümmern, nicht einmal als Großkaufmann und Kolonisator eines „Weltreichs“. Faust ist weniger gebunden und eingesperrt, er ist versatiler, einsatzbereiter, viel wahrnehmungsfähiger und reflektierter als irgendein Bourgeois seiner Zeit. Die historischen Verdienste des Bürgertums spiegelt er nur als ein Willenskonzentrat, nicht als Leistungskontinuum. Die geschichtliche Rolle des Bürgertums und ihre besondere Ausprägung in den zerstückelten deutschen Territorien beleuchtet er aber gerade in seiner Außenseiterposition wie ein Schlaglicht.

Daß manche im *Faust* propagierte oder idealisierte Haltungen nicht rein bürgerlich, ja daß sie genuin feudal-aristokratisch sind, bemerkt Metscher vor allem an den Figuren des Plutus und seines Knaben Lenker, einer dienenden, mit den Großen und Königen gehenden Poesie. Er will sie nur als Kritik an der Abhängigkeit der klassizistischen Dichtung, als Abgrenzung gelten lassen, da Goethe selbst im *Faust* einem entgegengesetzten, weltlichen Dichtungsprinzip der gesellschaftlichen Erfahrung statt der idealen Beschränkung folge (99—101). Diese klare Verbuchung auf die Gegenseite gerät jedoch ins Wanken, wenn man weitere Verkörperungen des Herrscherideals einbezieht: die in der Kritik am Kaiser gewonnene Gegenvorstellung des „Würdigsten“, der nicht neben dem Regieren auch noch „genießt“, sondern „im Befehlen Seligkeit empfindet“ (und dabei mit einer übersteigerten Geheimdiplomatie regiert, 1024—259); die ideale arkadische Herrschaft Fausts als Gatte der Helena, auf militärischen Zwang gegründet und doch zugleich gelassen; die strikt personalisierte Herrschaft Fausts über sein selbstgeschaffenes Reich,

die bis in den Schlußmonolog hinein vom durchgehenden, im Zentrum stehenden „Ich“ gekennzeichnet ist (Metschers Übergang vom Ich zum „Wir“ in dieser Szene, s. 121, ist schlicht erfunden) und die vom Türmer ausdrücklich in dieser Konzentration auf den Herrscher als den einzigen Sinn alles Handelns bestätigt wird: „In dir preist sich der Bootsmann selig, Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit“ (11149—50).

Diese durchgängige Vorstellung läßt sich nicht eigentlich als Vertrat am bürgerlichen Interesse und Überlaufen zu einem aristokratischen habitus fassen, denn damit bliebe man noch in der simplen Verrechnungsweise Metschers, wonach globalgeschichtlich auf der Seite des Bürgertums der ganze Fortschritt lag und die Schwäche der deutschen Entwicklung an der ungenügenden Entfaltung und Entschiedenheit der bürgerlichen Kräfte, also an partiellem Rückfall auf die in Westeuropa schon weitgehend überwundene feudalistische Geschichtsformation lag. Fausts verräterischer Drang zum „Palast“, zur Kontemplation des Errungenen, zum „Luginsland“ mag zwar einen Anklang an Erscheinungen der Refeudalisierung von reichgewordenen Kapitalisten haben, wie sie sich seit der italienischen Renaissance immer wieder zeigten (besonders typisch in der 2. Generation, die oft Grundbesitz kaufte, statt weiter zu akkumulieren). Aber seine Rastlosigkeit und seine intellektuelle Sonderstellung (die ihm auch noch eine Auseinandersetzung mit seinem Erwerbsmittel Magie abverlangt) lassen es nicht zu, daß er sich schlichtweg zum Gutsbesitzer, zu einem Mann von gestern mauserte. Wichtig sind die herausgestellten Züge der Zentralisierung auf einen befehlenden Willen, der Gewalt über Viele zum Zweck der Produktion und Selbstverwirklichung des Einen, wichtig ist auch die programmatische Gleichsetzung von Herrschaft und Eigentum (10187) deshalb, weil damit im entstehenden Kapitalismus, ohne daß ihm Goethe das sonderlich verübelte, ein Moment der strukturellen Gewalt und Unterdrückung aufgedeckt wird, das weiter reicht als die auch von Metscher herausgestellten beklagenswerten Menschenopfer, ohne die der Kapitalismus nicht groß werden konnte. Wir dürfen uns den später vollzogenen und die deutsche Geschichte noch bis heute bestimmenden Klassenkompromiß nicht so mechanisch vorstellen, als hätte die zu keiner Revolution mehr bereite Bourgeoisie sich mit der Machtstellung und den Herrschaftsmitteln einer ihr ganz fremden Klasse ausgesöhnt. Das Herrschen, Sichdurchsetzen, die Verwirklichung der eigenen Individualität auf Kosten anderer Individuen, das Kommandieren von viel einträglicheren Truppen und Heeren, als die adligen Offiziere sich vorbehielten, lernten die Kapitalisten längst in ihrem ureigenen Herrschaftsbereich, ehe sie sich an der preußisch-deutschen Staatsherrschaft beteiligten. Die Brutalität, Unersättlichkeit, Monomanie und andeutungsweise die Sinnlosigkeit, mit der der gebietende Kapitalist lebendige Arbeitskraft einsaugt und verzehrt, ist im Schlußakt des *Faust* eindrucksvoll gestaltet. Sie sollte nicht wie bei Metscher als die bedauerliche Durchgangsstation, die in der tröstlichen Schlußvision vergessen gemacht würde,

sondern als wichtige realistische Hauptaussage Goethes über den heraufkommenden Kapitalismus stehenbleiben.

Utopie, geschenkte Freiheit und Parzellenbesitz

Sehr eigenwillig und kaum noch kontrollierbar ist das, was Metscher als die utopische Dimension des *Faust* ausführt. Er ist nicht der erste, der in dem „freien Volk auf freiem Grund“ ein Versprechen sieht, das in Goethes Zeit überhaupt nicht eingelöst wurde, nicht einmal eingelöst werden konnte, der die Idee aber schön findet und deshalb nach künftigen Möglichkeiten fragt, sie zu verwirklichen. Andere Autoren nehmen sie als ein aperçu, das auf ganz andere Verhältnisse in bewußt uneigentlicher Form, als ein Feiertagszitat zur Krönung einer nicht gerade poetisch bewerkstelligten Gesellschaftsleistung aufgesetzt wird. Als Ulbricht verkündete, auf dem Boden der DDR würde die Vision von *Faust II* „verwirklicht“, und zwar in einer Situation, als die Freiheit der unmittelbaren Produzenten und ihrer Brigaden schon beschnitten, die Produktivkraftentfaltung statt des Klassenkampfes propagiert, die Perspektive der Planer und Leiter ausgegeben wurde und sich für eine von diesen aus konzipierte, von oben eingeführte nationale Gemeinschaft der abgetrennten Viertelnation ein solches seinerseits nicht nach Klassen differenzierendes Freiheitswort gut machte, da sprach er natürlich nicht als Goethe-Philologe, sondern als Politiker, der das seit Jahren verkündete kulturelle Erbe auch praktisch-agitatorisch zu nutzen suchte. Das Verwirrende an Metschers Essay ist demgegenüber, daß er eine durchaus wörtlich gemeinte Auslegung von Goethes Text vorlegt und ihm dennoch Perspektiven unterschiebt, von denen er zugleich feststellt, daß Goethe sie so noch gar nicht haben konnte. Der Realitätsanspruch von Metschers Aussagen schwimmt zwischen der Beschreibung eines wirklichen Kapitalismus, der bei Goethe bemerkenswerte Unschärfen habe und am Schluß auf eine freiere, ausbeutungslose Gesellschaftsordnung hin transzendiert werde, und einem Sozialismus, den Metscher nie als solchen vorzustellen wagt, der sich aber implizit aus der Kritik an bestimmten „vorhumanen“ Zügen des Kapitalismus ergeben soll. Das Ergebnis der Vermischung ist, daß die Exegese philologisch und historisch nicht stimmt und daß die freie Rhapsodie einer besseren Zukunft anläßlich von Goethes *Faust* höchst bedenkliche, lassalleanisch-revisionistische Züge annimmt und als schöne Illusion verpufft.

Während Metscher in der Genese des Kapitalismus dessen Gewaltsamkeit, Brutalität, sein bildliches wie buchstäbliches Verschlingen von Menschenopfern mit deutlichen Worten und Klassikerzitaten feststellt, soll später der gleiche Kapitalismus durch Kritik und besseres Bewußtsein sich zum „Humanismus“ weiterentwickeln. Durch Arbeit, durch bessere oder vollkommene Naturbeherrschung, die die böartigen, im *Faust* als „Magie“ gefaßten Züge der Entstehungszeit abstreift, insgesamt durch Erhöhung der Produktivkräfte soll eine menschenwürdigere Arbeitsorganisation, eine kampfflos befreite Gesellschaft und Menschheit entstehen. Der Mensch soll

sich als „selbstbewußtes Naturwesen“ verwirklichen. Auf zwei Hinweise gründet Metscher diese Vision einer qualitativen Verbesserung (von einem qualitativen Sprung kann man kaum reden, höchstens von einem Sprung ins Dunkle): Faust will am Ende seines Lebens die „Magie“ von seinem Pfad entfernen, und er bezeichnet in seinen letzten Worten die noch anzusedelnden Millionen als „freies Volk“.

Die Magie setzt Metscher etwas überraschend, ohne weitere Belege mit der kapitalistischen Ausbeutung, dem „vorhumanen Naturverhältnis“ gleich. Gewiß ist die Magie, durch die Faust überhaupt erst der große Köhner und Macher wurde, mehr als der „Spuk“ und das „Traumgespinnst“, die er am Schluß gern los würde, weil sie ihm über den Kopf zu wachsen drohen. Aber die Kritik an der Magie richtet sich nie auf das gesamtgesellschaftliche Verhältnis, nicht auf die Ausbeutung der Ware Arbeitskraft, sondern auf voreilige, unfaire, zwanghafte Mittel in der Naturbeherrschung. Gegen die magischen Mittel der Lebensbeherrschung wie der Geldbeschaffung wird nicht die Weiterentwicklung der Gesellschaft, die höhere Vergesellschaftung, sondern wird die Rückkehr zu den einfachen „natürlichen Mitteln“, zur Selbstversorgung gesetzt: „Nimm Hack' und Spaten, grabe selber“ (5039); „Leb mit dem Vieh als Vieh, und acht es nicht für Raub, Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen“ (2358 f.). Auch in der Schlußabrechnung mit der Magie wird das wahre Menschsein, das allein der Mühe des Lebens wert sein soll, in die einfältige Lebensart gesetzt und diese mit der bürgerlichen Ideologie des Individualismus, einem letzten Durchbruch von Goethes altem „Selbsthelfertum“, von einer bescheidenen zu einer großen Haltung erhöht: „Stünd ich, Natur, vor dir ein Mann allein . . .“ (11406). Der radikale Rückzug aus der Vergesellschaftung bis auf „einen Mann allein“ würde zwar ebenfalls die Ausbeutung beseitigen, aber als solche rousseauistisch-romantische Rückzugsideologie ist die Stelle nicht zu lesen. Wenn die Absage an die Magie wirkliche Folgen haben, nicht nur aus einer Altersbedenklichkeit dahingesprochen sein soll, dann müssen wir das folgende letzte Sichaufraffen Fausts zum großen Kommandierer und Lebensraumgewinner für Millionen als Verwirklichung seines Ideals der nicht mehr magischen, sondern rationalen Naturbeherrschung verstehen. Das „strenge Ordnen“, die Antreiberei mit Bezahlung, Verlockung und Druck, vor allem das monomanisch befehlende Ich („Genügt ein Geist für tausend Hände“) ist die Ausprägung des einen Mannes, der es jetzt mit der Natur „allein“, mit bloßer Menschenkraft ohne weitere „Künste“ aufnehmen will.

Aber das „freie Volk“, das er wenigstens für die Zeit nach dieser Schufferei voraussieht! Die ökonomische Grundlage dieser Zukunftsvision ist die gleiche Selbstversorgungswirtschaft des selbständigen Bauern oder Grundherren, weit entfernt von jeder sozialistischen Zukunftsgesellschaft. Ursprünglich hieß die Zeile: „Auf wirklich eigenem Grund und Boden stehen.“ Die letzte Fassung: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen“ ist demgegenüber eine wirkliche

Verbesserung, verallgemeinert die Selbständigkeits-Ideologie, erhebt sie ins Grundsätzliche und Verheißungsvolle. Der materielle Grund der Selbständigkeit, der Boden und das Eigentum, das jeder unter die Füße kriegen soll, hatte für Goethe große Bedeutung, nämlich zur Verhinderung der Revolution. In der Erscheinung und Vergesellschaftungsform unterscheidet sich das „Gewimmel“, das Faust in seiner Zukunftsvision unter sich sieht, nicht wesentlich von dem „Ameis-Wimmelhaufen“, den ihm Mephisto in der Versuchungsszene für eine Rokoko-Duodez-Regentschaft als Alternative gegen das selbsterworbene Land anbietet (10151). Faust erkannte die Gefährdung in dieser scheinbar ruhig-gleichbleibenden Untertanenschaft, die Gefährdung, die sogar von einer wohlwollend-reformistischen Einwirkung auf sie ausgehen mußte: „Man freut sich, daß das Volk sich mehrt, Nach seiner Art behaglich nährt, Sogar sich bildet, sich belehrt — Und man erzieht sich nur Rebellen“ (10156—59). Wirkliche „Herrschaft“, die ihm keiner streitig machen kann, muß mit „Eigentum“ verbunden sein (10187). Im Schlußmonolog geht er insofern weiter, als er das Eigentum jetzt auch dem — ansonsten immer noch nur „wimmelnden“ — Volk zukommen lassen will. Dadurch, durch das materielle Interesse am verteilten Eigentum und an seiner gemeinschaftlichen Verteidigung gegen die Naturkräfte, würde die Revolution wirklich unmöglich. Dadurch soll die Diktatur, die bis zur Schaffung des „Paradieses“ mit großer Härte durchgeführt wird, gemildert werden. Was mit dem Umsiedlungsplan für Philemon und Baucis mißraten ist, wird für die anzuwerbenden und anzupflanzenden „vielen Millionen“ mindestens offengehalten: „Nach überstandener Gewalt Versöhnt ein schöner Aufenthalt“ (11280 f.). „Humanisierung durch Arbeit“ ist das jedoch nur, wenn man die den Arbeitern zustehende Humanität, wie es die Kapitalisten und ihre Ingenieure von je her getan haben, strikt auf die Auseinandersetzung mit der Natur begrenzt. Jeder einzelne soll sich Freiheit und Leben täglich erobern — also herrscht in diesem Gemeinwesen offenbar scharfe Konkurrenz. Jeder hat sich sein ganzes Leben der „umringenden“ äußeren Gefahr zu erwehren, also ist von diesem Paradies nicht zu befürchten, daß das Volk sich überflüssige Gedanken macht und etwa rebellisch wird. Mit großer Sorgfalt bis in die sprachliche Gestalt, bis in die Verben und Partizipien hinein ist ausgeschlossen, daß die Millionen sich jemals selbständig machen, irgendeine Aktion spontan, aus eigenem Willen und Urteil beschließen. Ein Führer, Planer und Beschützer leitet und umsorgt sie. Er pfercht sie in die abgestufte Lebenszeit („Kindheit, Mann und Greis“) so ein wie in die versprochene Freiheit, die sie sich — auf sein Geheiß — täglich erobern sollen. Eine edle Aufgabe sind die Massen, solange sie die großen Geister für sie sorgen lassen. Daß sie etwas in die eigenen Hände nehmen, trauen ihnen diese nicht zu. Wenn es aber die Undankbaren dennoch tun — was Goethe nie ganz von nahem miterleben mußte und auch nicht wollte —, lieben die Großen sie viel weniger und fürchten ebenso für sich wie für sie um den Ausgang.

Die verdrängten Massen und Goethes partieller Realismus

Nach Metscher soll „am Horizont“ der dargestellten bürgerlichen Gesellschaft „das Proletariat als das neue welthistorische Subjekt sichtbar werden“ (112). Das weiß er so von Marx und trägt es in seine Hegel- und Goethe-Lektüre ein. Zur Stützung beruft er sich auf die Lemuren, die als „Gespenst“ (Assoziation: der in Europa als Gespenst umgehende Kommunismus) dem Kapitalisten Faust das Grab schaufeln (106). Ein welthistorisches Subjekt aber sind die Lemuren gerade nicht, nicht einmal in der „Konnotation“ und als „Ahnung“. Die „schlotternden“, „geflickten Halbnaturen“, die sich dem Aufseher völlig unterordnen, können eventuell als eine Vorwegnahme von KZ-Arbeitern angesehen werden, aber für den selbständigen Kampf der Arbeiterklasse, der zum Sturz des Kapitalismus führen wird, geben sie keinen Vergleichspunkt her. Metscher hat Recht, wenn er nach einem Subjekt der Opposition gegen die triumphale Alleinherrschaft des Kapitalisten sucht. Aber er sollte sich und die Leser nicht mit Wortassoziationen abspesen, er sollte Goethes Realismus etwas mehr zutrauen.

Die Massen tauchen in diesem monomanischen Werk um die Zentralfigur des großen Einzelnen zwar überwiegend so auf, wie Faust sie wahrnimmt, einplant und kommandiert. Aber zum einen wird das Ungenügen des „Unbehausten“ an seiner gesellschaftslosen, immer wieder nur auf sich zurückgeworfenen Existenz stark durchgespielt: in der sentimental Opposition zu der ihm unzugänglichen kleinbürgerlichen Welt Gretchens und noch leidenschaftlicher in der Suche nach der schönen, reichen, kraftvollen, aber nicht wieder herstellbaren Gesellschaftlichkeit der griechischen Antike (s. Chiron und die Argonauten sowie Thales, Nereus, Proteus), ehe Faust sich heroisch-zynisch mit seiner herrischen Einsamkeit im selbstgeschaffenen Land und über dem heranzuschaffenden Gewimmel begnügt. Zum andern fand Goethe das seit der Französischen Revolution und den Befreiungskriegen bestehende politische Problem der Massen mit der Aufnahme von frei kommandierbaren, ja künstlich herstellbaren Kriegs- und Schaufelheeren im IV. und V. Akt offenbar nicht voll gelöst. In den „drei Gewaltigen“ zeichnet er einen Ansatz von selbständiger Kraft und Unbotmäßigkeit und setzt sich mit dem historischen Subjekt nicht der Arbeiterklasse, aber der Volksmassen auseinander. Faust fühlt sich sogleich an „das Bergvolk“ erinnert, als er sie sieht, doch Mephisto stellt sie vor als „vom ganzen Praß die Quintessenz“ (10322). Sie unterstehen der Gewalt Mephistos, aber sie haben anders als die schemenhaften Lemuren eigene, zäh festgehaltene Interessen, und zwar solche, wie sie Goethe dem Volk als unverbesserliche zuschrieb: Raufen, Nehmen und Festhalten. Obgleich sie doch auch Söldner sind, erscheinen sie den moralifesten altkaiserlichen Trabanten als etwas Unheimliches, das nicht in ihre geordnete Welt paßt. Als Piraten und Freibeuter bringen sie ihr, der Revolution entlehntes, Prinzip bei der Beuteteilung zur Geltung: „Wir alle fordern Gleichen Teil“ (11203 f.). Eigene Bedürfnisse, In-

teressen und auch noch den Mut, sich zu artikulieren oder wenigstens zu knurren, gestand Goethe den niederen Volksmassen zu. Ein eigenes Programm, eine historische Rolle sprach er diesem historischen Subjekt mit aller Entschiedenheit ab. Die Gewaltigen lassen sich einsetzen, den alten Kaiser wieder an die Macht zu bringen und damit die Restauration heraufzuführen. Sie geben sich dazu her, das letzte dem Großkapitalisten noch nicht unterworfenen, ihn darum besonders aufreizende Stückchen Land mit Gewalt für ihn zu erobern. Mit ihrem letzten Wort, „Gehorche willig der Gewalt“, denn Widerstand kostet das Leben (11375 ff.) unterstreicht Goethe, daß er das historische Subjekt, die natürlich-impulsiven Gleichmacher, von denen einer als Sansculotte, „ohne Gewand“ auftritt, für kein verlässliches Subjekt einer historischen Umwälzung hält. Nach seinen Erfahrungen mit den Revolutionären, den Verteidigern der Republik, den Bauernscharen im Dienst des Eroberers Napoleon, der Volkserhebung zur Befreiung Europas und den in der Restauration erneut geknechteten Massen konnte er im Volk dieses Subjekt nicht sehen. Es wäre abenteuerlich, ihm statt dessen das künftige Proletariat in den Mund zu legen.

Der Zwang zur Erbschaftsannahme, den Metscher mit starken Worten „bei Strafe des Rückfalls in die Barbarei“ androht (118 u. ö.), wäre nicht nötig, wenn der Interpret die versprochene befreiende Wirkung ein wenig plausibler machen könnte. Daß der *Faust* ein großes, lesens- und studierenswertes Werk ist, haben schon Generationen vor Metscher gewußt. Obgleich sie dabei auch fortschrittlichere Bürger und entschiedenerer Demokraten aus der Goethezeit schätzen gelernt haben als gerade den Massenverächter und Antiplebejer Goethe. Bestärkt durch Metschers Nachweis des ökonomischen und menscheitsgeschichtlichen Stellenwerts des *Faust*, werden noch weitere Leser, Studenten und, wer weiß, vielleicht sogar Zuschauer unterm gegenwärtigen Kapitalismus sich daran erbauen. Um jedoch gegen den Kapitalismus zu kämpfen, brauchen sie zuverlässigere Analysen, Prognosen und Strategien als solche, die sich an einzelne Faustbilder und -wörter dadurch anknüpfen lassen, daß man den Klassenbegriff preisgibt und das historische Subjekt aus „Bändern, Sehnen und Gebein“ zusammenflicken will.

Wenn Goethe die Schlußvision Fausts, wie auch Metscher sieht, mit starken theatralischen Mitteln als Illusion charakterisiert, dann nicht deshalb, weil er Vorbehalte gegen ihre bürgerliche Verwirklichung äußert, sondern weil er skeptisch gegenüber jeder Verwirklichung ist. Hier nimmt er selbst den Glauben an den langfristig wirkenden, aufbauenden Neptunismus zurück: der „Wasserteufel“ Neptun freut sich auf den großen Schmaus, „In jeder Art seid ihr verloren“, „Und auf Vernichtung läuft's hinaus“ (11544 ff.). In dieser Erwiderung auf den illusionären Heroismus des Bürgertums, die ihrerseits nur das vorletzte Wort des *Faust* bildet, wird kein kommender Humanismus, sondern der historische Nihilismus gegen die Illusionen des grenzenlosen Machens und Befehlens auf der Basis der kapitalistischen Wirtschafts- und Naturentfaltung ausgespielt.

Goethe wollte den Kapitalismus weder „weiterführen“ noch „überleiten“. Er kannte die Kräfte nicht, die erst nach seiner Zeit fähig und willens wurden, den Kapitalismus zu stürzen. Ihre aktivsten Vertreter, die sich zu seiner Zeit noch unter bürgerlicher Führung für bürgerliche Interessen schlugen, liebte er nicht. Aber seine Kritik ist auch nicht nachgiebig und nicht utopisch. Sie ist realistischer, schonungsloser, trotz ihrer Mystifikationen historisch präziser als die Erklärung zur „Notwendigkeit“ bei Lukács und zum „Übergang“ in ein Niemandsland bei Metscher.

Sammelbesprechung

Bruno Frei und Lutz Winckler

Zum Stand der Exilliteraturforschung

Walter, Hans-Albert: *Deutsche Exilliteratur 1933 bis 1950.* Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1972—1974.
 Band 1: Bedrohung und Verfolgung bis 1933 (323 S., br., 9,80 DM),
 Band 2: Asylpraxis und Lebensbedingungen in Europa (420 S., br., 12,80 DM),
 Band 7: Exilpresse I (424 S., br., 12,80 DM).

Die nunmehr auf 10 Bände konzipierte Zusammenschau der deutschsprachigen Exilliteratur ist eine Pionierleistung. Nichts Vergleichbares ist bisher versucht worden. Die vorliegenden drei Bände bieten eine überzeugende Probe des Materialreichtums, Produkt umfassender Quellenstudien.

Einleitend skizziert der Verfasser den Widerstand gegen Rezeption oder gar Integration der Exilliteratur in der Bundesrepublik. Nach einer kurzen Blüte in der allerersten Phase des Nachkriegs ist im Zeichen des Kalten Krieges „Emigrant“ zum Schimpfwort geworden. Die Exilliteratur wurde „tabuisiert“. Für die akademische Germanistik war das Jahr 1945 die „Stunde Null“. Thomas Mann und Bertolt Brecht konnten nur gegen stärksten Widerstand durchgesetzt werden; literarische Mode war Arthur Köstler. Der Deutschen Bibliothek in Frankfurt/M. fällt das Verdienst zu, frühzeitig mit der Sammlung und Archivierung der Primärliteratur begonnen zu haben. Nicht ohne Ironie stellt Walter fest, daß es in der DDR überhaupt keine Exilforschung gegeben hat, einfach deshalb, weil da die exilierten Schriftsteller als Hüter des Erbes von Anfang an in die politische Tradition integriert worden waren. Es lag nicht der geringste Anlaß vor, die Exilschriftsteller zu „rehabilitieren“, sie waren im Gegenteil Inbegriff des Kulturgewissens in schwerster Zeit. „Die Ereignisse des politischen Exils, die Werke der exilierten Schriftsteller wurden danach bewertet, ob sie in die Entwicklung zu einem sozialistischen deutschen Staat (im Verständnis der DDR) paßten oder nicht. Sie wurden somit nach ihrer Bedeutung für eine bestimmte historische Entwicklung ausgewählt, als deren Teil man sie — mehr oder minder zutreffend — interpretierte, keinesfalls jedoch als Ausdruck des Exils“ (22).

Mit dem Blick auf die in neuerer Zeit geleistete Forschungsarbeit (Symposien in Stockholm und Kopenhagen) unterstreicht der Verfasser: der Beschäftigung mit der Literatur des Exils habe die Auseinandersetzung mit den Ursachen des Exils voranzugehen, Ausein-

andersetzung also mit dem Nazifaschismus und den Umständen seines Aufstiegs. Eine wertfreie Exilforschung könne es nicht geben. „Ohne die antifaschistische Dimension zielt die Exilforschung ins Leere.“ Dieser, in meinem Vortrag „Exil und Widerstand“ auf dem Internationalen Symposium zur Erforschung des österreichischen Exils (3.—6. Juni 1975) ausgesprochene Grundsatz deckt sich mit dem Gedankengang Hans-Albert Walters.

Damit ist das Terrain des Bandes 1 abgesteckt. Dieser Band ist zum größten Teil eine Skizze der Weimarer Republik, eine Rückschau auf den Weg von Ebert zu Hitler. Der Verfasser bekämpft mit Vehemenz die Legende von der „liberalen“ Republik, sie sei alles andere als liberal gewesen. Auf der Suche nach der Verantwortung für das Scheitern der Weimarer Republik und den Sieg des Faschismus differenziert allerdings Hans-Albert Walter nicht genügend Verantwortung und Schuld. Wenn auch der „Hauptanteil der Schuld an dem schwächlich kampfloren Untergang der deutschen Linken“ der SP zuzuschreiben sei (137), so hält es der Verfasser dennoch für „verfehlt“, „der sozialdemokratischen Passivität die alleinige Verantwortung für dieses Versagen anzulasten“, die sektiererischen Fehler der KPD müßten ebenfalls in Rechnung gestellt werden. Das ist solange richtig, als zwischen Verantwortung und Schuld unterschieden wird. Walter schreibt jedoch, „daß diese Politik (der KPD) dem kurzsichtigen Illusionismus der SPD in nichts nachstand, daß sie *in gleichem Maße* an den politischen Gegebenheiten vorbeiging und objektiv den Faschismus begünstigte“ (93).

Um in dieser Frage das richtige Maß zu finden, muß auf die sog. Brüsseler Konferenz der KPD (1935) und auf das dort gehaltene Referat von Wilhelm Pieck verwiesen werden¹. Auf Grund der vom 7. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale beschlossenen Dimitroff-Linie übte die Konferenz, die als 13. Parteitag in die Parteigeschichte einging, rückhaltlose Selbstkritik an der fehlerhaften, sektiererischen Linie, die das Zustandekommen der Einheitsfront erschwerte. Die KPD trage eine Mitverantwortung an dem Untergang der Republik, aber die historische Schuld laste auf der SPD, die Aktionseinheit und Einheitsfront ablehnte.

Im Gegensatz zu Walter meint der Rezensent, daß sich die SPD nicht nur durch Passivität schuldig gemacht habe, indem sie den gemeinsamen Kampf mit der KPD gegen den Faschismus ablehnte, sondern auch durch Aktivität im Sinne der Restauration von Kapitalismus und Militarismus. „Die Revolution von 1918“, schreibt Walter, „war nicht bis zu Ende geführt, sie war abgewürgt worden“. Warum die Passivform? Gab es nicht ein aktives Subjekt, das abgewürgt hat? Gab es nicht einen Noske („Einer muß der Bluthund sein“)? So schwer die Fehler der KP, besonders in der Endphase, wiegen, sie hat an der Abwürgung keinen Anteil. Auch nicht an dem Kniefall der sozialdemokratischen Regierungen vor den Generälen.

¹ Wilhelm Pieck, *Der neue Weg zum gemeinsamen Kampf für den Sturz der Hitlerdiktatur*, Berlin 1954.

Der Kern dieser Auseinandersetzung ist natürlich die Einheit. Ossietzky, der zur Wahl des Präsidentschaftskandidaten Thälmann aufgerufen hat, wird von Walter mit Recht als Hauptzeuge gegen die Kapitulantent geführt. (Unerklärlicherweise fehlt die berühmte Rede vom 17. Februar 1933: „Die Flagge, zu der ich mich bekenne...“) Ossietzkys Alarmruf in letzter Stunde („Ein runder Tisch wartet“, 3. Mai 1932)² blieb ungehört. Diese Taubheit war auch für das politische Exil charakteristisch. Der Ruf nach Einheit blieb auch im Exil ungehört. Ausführlich behandelt Walter die Versuche zur Herstellung einer deutschen Volksfront und deren Scheitern. Zusammenfassend kann man sagen: die einen stießen sich an einem sturen Parteivorstand, die anderen an den Moskauer Prozessen.

Im Band 2 bespricht der Verfasser die Problematik des rechtlichen und materiellen Status der Exilierten in den Ländern Europas, einschließlich der Sowjetunion. Soweit die Exilerfahrung des Rezensenten reicht, kann die Studie als korrekt bezeichnet werden. Manngfache Inside-Information beweist beispielsweise der Abschnitt über die Lage der Exilierten in der Tschechoslowakei.

Band 7 ist der Exilpresse gewidmet. Walter lobt ihren Pluralismus, der freilich mehr eine Not als eine Tugend war, Zeugnis der nie überwundenen Spaltung. Der Band enthält Porträts von sechs Exilzeitschriften: „Die Neue Weltbühne“ (von Schlamme zu Budzislawski), „Das Neue Tagebuch“ (Schwarzschild), die „Internationale Literatur“ (Becher in Moskau), „Die Sammlung“ (Klaus Mann), die „Neuen Deutschen Blätter“ (Malikverlag Prag) und „Das Wort“ (Bredel-Moskau). Der „Gegen-Angriff“, eine der wichtigsten Publikationen der deutschen Emigration, fehlt. (In einem privaten Brief stellt der Verfasser eine spätere Würdigung dieser in Prag und Paris gleichzeitig veröffentlichten Exil-Zeitschrift in Aussicht.) In der Wiedergabe der Geschichte der Neuen Weltbühne weist die „Objektivität“ eine auffallende Schlagseite auf. Willi Schlamm, der kurze Zeit eine Ausweichausgabe der „Weltbühne“ in Wien herausgab, bekommt gute Noten; es ist dies jener Willi Schlamm, der nicht zufällig bei der Springer-Pressel landete. In den inhaltlichen Analysen spiegelt sich natürlich die Spaltung der deutschen Linken wider, die mitunter groteske Steigerungen erfuhr. Über die Schuldfrage ist zu sagen, was oben zur Weimarer Republik gesagt worden ist. Ein neues Moment ist freilich erschwerend hinzugekommen: die Moskauer Prozesse.

Walters Objekt ist fast ausschließlich das politische Exil. Mit Recht. Eine Ausweitung, etwa durch Einschluß der jüdischen Massenauswanderung, würde ins Uferlose führen; die historische Rolle des Exils bliebe unsichtbar. Die Literatur spielt in den vorliegenden Bänden eine relativ untergeordnete Rolle, die veröffentlichte Arbeitsgliederung läßt aber in diesem Belange Bedeutendes erwarten. Im Vordergrund stehen die Schriftsteller, ihre Person, nicht ihr Werk. Ihre Illusionen vor dem Machtantritt Hitlers, ihre Lähmung

² Abgedr. in: Carl von Ossietzky, Rechenschaft. Publizistik aus den Jahren 1913—1933, Frankfurt/M. 1971 (Fischer Taschenbuch 1315).

nach dem Reichstagsbrand, ihre Naivität (Stefan Zweig), ihr Opportunismus (Zuckmayer) — dies alles findet in dem Werk eine ins Detail gehende Würdigung.

Trotz einiger problematischer Einschätzungen ist nur zu wünschen, daß dieses Werk seiner Vollendung entgegengebracht werde. Die Materialfülle allein ist unwiederholbar. Bruno Frei (Wien)

Grimm, Reinhold, u. Jost Hermand (Hrsg.): Exil und innere Emigration. Third Wisconsin Workshop. Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1972 (210 S., br., 28,— DM).

Hohendahl, Peter Uwe, u. Egon Schwarz (Hrsg.): Exil und innere Emigration. II. Internationale Tagung in St. Louis. Athenäum Verlag, Frankfurt/M. 1973 (170 S., br., 28,— DM).

H. A. Walter hat mit dem Hinweis, die Exilliteratur könne als „Modell“ angesehen werden, „an dem die Beziehungen von Kunst und Gesellschaft, Literatur und Politik deutlich werden“ (FR 17. 10. 1970) den Rahmen abgesteckt, in dem sich in den letzten Jahren der Neuansatz der nichtmarxistischen Exilforschung vollzog. Dieser Neuansatz zeigt sich methodisch in der verstärkten Berücksichtigung literatursoziologischer Verfahrensweisen; das hat unter anderem dazu geführt, Inhalt und Funktion der Exilliteratur stärker auf den politischen und kulturellen Antifaschismus zu beziehen. Dabei wurden die Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Faschismuskonversation wenigstens ansatzweise in die Fragestellungen und Interpretationen eingebracht: Exilliteratur und Antifaschismus rückten wieder in jene innere Beziehung, die selbstverständliches Thema der ersten wissenschaftlichen bürgerlich-humanistischen Darstellungen nach dem Krieg (Behrendsohn [1946], Weiskopf [1948]) war. Die Wiederaufnahme derartiger Tendenzen war natürlich nicht Resultat einer planenden gesellschaftlichen Vernunft im literaturwissenschaftlichen Bereich. Sie ergab sich als Nebeneffekt der ‚Krise der Germanistik‘ und antwortete wie diese auf die im Zuge der allgemeinen Krisenerscheinungen der sechziger Jahre entstandenen Reformbedürfnisse im kulturellen Bereich. Die begrenzten Mittel, die zur Erfüllung derartiger Bedürfnisse zur Verfügung stehen und die Widerstände, mit denen eine fortschrittliche Wissenschaftspolitik hierzulande zu rechnen hat, sind mit Ursache dafür, daß die beschriebenen Trends in der wissenschaftlichen Erforschung des Exils sich nur zögernd, punktuell und widersprüchlich durchsetzen. Die vorliegenden zwei Bände mit insgesamt sechzehn Beiträgen deutscher und amerikanischer Wissenschaftler geben diese Konstellation exemplarisch wieder. Die behandelten Themen sind von unterschiedlichem Gewicht: vier programmatische Beiträge zu Gegenstand, Methode und Quellenlage der Exilforschung (J. Hermand, G. Stern, E. Schwarz, W. Roeder); drei Beiträge zu Problemen der inneren Emigration bzw. dem Verhältnis von innerer und äußerer Emigration (R. Grimm, H. Mayer, Ch. W.

Hoffmann); zwei zur literaturtheoretischen Debatte in der Zeitschrift „Das Wort“ (D. R. Bathrick, U. Weisstein); zwei wenden sich spezifisch literarischen Genres, dem historischen Roman und dem Sonett zu (K. Schröter, Th. Ziolkowski); zwei weitere beschäftigen sich mit organisatorischen und politischen Aspekten des Exils (H. A. Walter, J. M. Spalek), ein Beitrag problematisiert das Verhältnis von Emigration und Nachkriegsliteratur (F. Trommler), zwei Beiträge behandeln schließlich die ‚existentiellen‘ Probleme der Exilschriftsteller (D. Bronsen, E. Krispyn). Unter methodischen Aspekten — dem eingangs erörterten Zusammenhang von Antifaschismus und Exilliteratur — läßt sich eine akzentuierende Gruppierung der Beiträge vornehmen: in solche mit progressiver, den historischen, antifaschistischen Charakter der Exilliteratur betonender Tendenz (1), in solche traditioneller Art, die ihren Gegenstand ungeschichtlich — ‚Exil als Lebensform‘ — fassen (2), und eine dritte Gruppe, die sich neuen Gegenständen, insbesondere der sozialistischen Exilliteratur, mit den alten Methoden zuwenden (3).

(1) Unverkennbar ist das Bemühen um eine sozialgeschichtliche Präzisierung des Begriffs der Exilliteratur bei den die Bände einleitenden und beschließenden Beiträgen von Jost Hermand und Egon Schwarz. Schwarz schlägt vor, „als Exilliteratur nur solche Werke gelten zu lassen, die sich bewußt mit dem Exil, seinen Ursachen, Bedingungen und Konsequenzen auseinandersetzen oder diese Erscheinungen unbewußt in einer signifikanten Weise spiegeln“ (II, 158). Autoren, die „ohne die geringste Erschütterung ihrer weltanschaulichen Vorurteile weitergeschrieben haben wie zuvor“ (ibd.), möchte er aus der Exilforschung ausschließen. Damit geht Schwarz den Schritt von einem biographisch-existentiellen zu einem historisch-soziologischen Exilbegriff. Konsequenz fordert er daher als eine der vordringlichen Aufgaben der Exilforschung die Analyse der Geschichtsauffassung, der Gesellschaftskonzeption und des ‚Faschismusbildes‘ (II, 158 f.) in den Werken der Exilschriftsteller. Auch Hermand geht von einem historischen Exilbegriff aus; bei ihm wird der antifaschistische Inhalt zum Kriterium der Einteilung der Exilliteratur in „resignierend-eskapistische, kulturbewußt-humanistische und aktiv-antifaschistische Strömungen“ (I, 16). Hermand läßt keinen Zweifel daran, daß er nur die letzte Richtung, also vor allem das sozialistische Exil und dessen humanistische, radikaldemokratische Sympathisanten (Lion Feuchtwanger, Heinrich und Thomas Mann) als literarisches Exil im eigentlichen Sinn betrachtet. Dafür, daß diese wichtigen Neuansätze zur Begriffsbestimmung des Exils nicht lediglich als aufmunternde Begrüßungs- und Abschiedsworte fungieren und die Gäste im übrigen vor leeren Tellern sitzen, sorgt vor allem der Beitrag Klaus Schröters über den ‚Historischen Roman‘ (I, 111—151). Methodisch handelt es sich dabei um den Versuch, den Gesichtspunkt des Antifaschismus als tragende Kategorie in die literaturwissenschaftliche Analyse des Exils einzubringen. Der Titel des Beitrags erinnert nicht zufällig an die gleichnamige große Untersuchung von Georg Lukács aus den dreißiger Jahren: hier wie dort

wird der Versuch unternommen, aus dem kategorialen Bezug von Antifaschismus und Humanismus Kriterien für eine realistische Literaturkonzeption des Romans zu entwickeln. Legte jedoch Lukács die Betonung stärker auf die bündnisfähigen, für die Idee der ‚revolutionären Demokratie‘ und des ‚kämpferischen Humanismus‘ beerbahren Elemente der Literatur, so tritt bei Schröter diese praktische kulturpolitische Perspektive zugunsten eines analytischen Interesses an der Struktur des literarischen Geschichtsbildes überhaupt zurück: dadurch zeichnen sich die Konturen traditioneller Konzeptionen scheinbar deutlicher als bei Lukács ab. Während Lukács Autoren wie Stefan Zweig mit entschiedener, aber nicht unversöhnlicher Kritik begegnete, glaubt Schröter, aus der Distanz des Literaturhistorikers die Trennungslinien schärfer ziehen zu können: Autoren wie Alfred Neumann, Joseph Roth, Bruno Frank, Hermann Kesten, die den Rahmen der bürgerlichen Weltanschauung und des liberalen Humanismus nicht verlassen, werden von Schröter der Perspektivlosigkeit einer Klasse überführt, die unfähig sei, „über ihre eigene Gesellschaftsform hinauszudenken“ (I, 118). Werkanalysen legen das Spektrum motivisch verfestigter Grundhaltungen frei und differenzieren den Vorwurf der Perspektivlosigkeit. Dieses Spektrum reicht vom geschichtsphilosophischen Skeptizismus über den Ahistorismus organologischer Zyklentheorien bis hin zum kulturtheoretischen Idealismus, wenn unabhängige Reiche des Geistes, der Vernunft, der Moral und Kunst als Schutzwerke gegen den Faschismus errichtet werden. So kann Schröter einen nicht ganz überraschenden, wenn auch etwas überspannten Bogen von den Romanen Alfred Neumanns und Hermann Kestens zu Werken von Autoren der inneren Emigration — Schröter nennt vor allem Walter v. Molo, Frank Thiess und Jochen Klepper — schlagen. Entsprechend deutlich fällt auf der anderen Seite die Abgrenzung zum fortschrittlichen, humanistischen und sozialistischen Geschichtsroman aus: zu Alfred Döblins Romanfolge *Das Land ohne Tod*, Thomas Manns *Josephstetralogie* — hier wird auf die Wandlung von der religionsgeschichtlichen zur sozialökonomischen Thematik abgehoben —, Lion Feuchtwangers *Josephus-Trilogie* und vor allem Heinrich Manns *Henri Quatre*. In diesem Roman des streitbaren Humanismus und in seiner Hauptfigur findet Schröter nicht nur die demokratischen Perspektiven der Volksfront vorgezeichnet, sondern auch die Geschichtlichkeit der Geschichte in vollem Sinn begriffen und nicht als ‚Einkleidung‘ für aktuelle Prozesse benutzt. Mit dem *Henri Quatre* seien die Grenzen des bürgerlichen Geschichtsromans überschritten; das Genre werde aufnahmefähig für humanistische und sozialistische Gehalte, für eine materialistische Geschichtskonzeption, die ihrerseits neue Methoden und Formen literarischer Gestaltung — etwa die Parabelform — erschließt, wie Schröter abschließend an Brechts *Caesarroman* andeutet. Es bleibt indes die Frage, ob die verständliche Beschränkung auf kategorielle Probleme der Geschichtskonzeption im historischen Roman des Exils nicht den Ausblick auf mögliche und tatsächliche Leistungen auch der ‚schwachen Mittel‘ (Brecht) des bürgerlichen

Geschichtsromans in der politisch-ideologischen Auseinandersetzung mit dem Faschismus erschwert. In künftigen Untersuchungen wird jedenfalls, soll hier nicht ein Scheindilemma entstehen, der Analyse politisch vermittelter Wirkungsprozesse von Literatur innerhalb der literaturwissenschaftlichen Ideologiekritik größere Aufmerksamkeit zu widmen sein.

Für die Literatur der inneren Emigration diskutiert Reinhold Grimm mit ähnlichen Fragestellungen, jedoch ohne die methodische Konsequenz Schröters, die Zusammenhänge von Antifaschismus und Widerstand (I, 31—74). Grundsätzlich ist ihm zuzustimmen, wenn er die innere Emigration als legitimen Teil des literarischen Widerstands betrachtet, denn der Antifaschismus ist eine Klassenfrage, der antifaschistische literarische Widerstand Teil der Klassenauseinandersetzungen, die nicht an Ländergrenzen halt machten, wenn auch innerhalb und außerhalb des faschistischen Deutschlands mit anderen Mitteln gefochten werden mußte. Es erscheint deshalb auch richtig, bei der Definition des inneren Widerstands einerseits diese spezifischen Formen zu berücksichtigen (und d. h. die ganze Spannweite „vom aktiven Widerstand bis zur passiven Verweigerung“ im Auge zu behalten — I, 48), andererseits aber auf einer erkennbar oppositionellen Haltung zu bestehen, also zwischen innerer Emigration und Opposition zu unterscheiden. Entscheidend sind allein die Kriterien, an denen der tatsächliche Widerstand gemessen werden soll. Grimm verzichtet hier auf das Kriterium des Antifaschismus und subsumiert unter innere Emigration Vertreter der unterschiedlichsten Richtungen: Kommunisten wie Jan Petersen, oppositionelle Christen wie Reinhold Schneider, Liberalkonservative wie Rudolf Pechel, sogenannte Nationalbolschewisten wie Ernst Niekisch und faschistische Kollaborateure wie Ernst Jünger und Gottfried Benn (I, 51). In einem langwierigen Interpretationsprozeß müssen aus diesem diffusen Feld einzelne Autoren oder Werke wieder ausgegrenzt werden, deren „fundamentale Mehrdeutigkeit“ (I, 63), sei es die Esoterik einzelner Jüngerscher Werke, der Antiliberalismus Wiecherts oder der Antikommunismus Pechels, sich letztlich als unvereinbar mit tatsächlicher Opposition erweist. Hoffmann gar reduziert die literarische Opposition auf den „Willen zum Widerstand gegen das Böse . . . , zur Aufrechterhaltung von Werten, die der Nationalsozialismus auszulöschen drohte . . . , die Leser zu überzeugen, daß der Mensch fehlbar ist, aber auch, daß seine Welt nicht so bleiben muß, wie sie ist, sie zu trösten, aber auch ihr Gewissen aufzurütteln und ihren Unwillen herauszufordern“ (II, 136). Angesichts dieser Diffusion erweist sich die von Wolfgang Brekle vorgeschlagene, von Grimm (I, 48) mit wenig stichhaltigen Argumenten zurückgewiesene Unterscheidung zwischen der „Literatur der inneren Emigration“ und der „innerdeutschen antifaschistischen Literatur“ als der konsequenteste Versuch, Klarheit in die interpretatorischen Fragestellungen und Wertungen zu bekommen (Weimarer Beiträge 6/1970 S. 67 bis 128). Zur antifaschistischen Literatur zählen danach nur jene Werke, die sich „mit dem Wesen, den Grundlagen und bzw. oder den

Erscheinungsformen des Faschismus auseinander(setzen), ohne dabei immer ... zu einer treffenden und tiefgehenden Kritik am Faschismus zu gelangen“; zur inneren Emigration im weiteren Sinn dagegen alle diejenigen Autoren, die „von der Nazi-Ideologie nicht beeinflusst waren, humanistische Werke schrieben und sich von der faschistischen Politik nicht gleichschalten ließen“ (Brekke, 71 f.). Mit dieser Definition ist einerseits ein gerade für die Literatur der inneren Emigration notwendiger Interpretationsspielraum gegeben, andererseits aber der Kreis der Autoren und Werke oppositioneller Literatur entschieden und sinnvoll eingeschränkt. Autoren wie Jünger und Benn, um nur die wichtigsten zu nennen, gehören nach dieser Definition nicht zur inneren Emigration; bei Wiechert, Bergengruen und Reinhold Schneider müßte von Werk zu Werk entschieden werden, wie weit die sich mit dem aufrichtigen Antifaschismus verbindende Demokratiefeindlichkeit, manifester Geschichtspessimismus und Antikommunismus eine künstlerische Darstellung oppositioneller Haltungen und Werte gestattete.

(2) Definitorische Unklarheiten im Begriff der Exil- und Widerstandsliteratur haben eine zumindest latent a-historische Tendenz, die in einer Reihe von Beiträgen des zweiten Bandes zur methodischen Prämisse erhoben wird. Was bei Grimm noch deutlich kritisch akzentuiert wurde — Exil als ‚Lebensform‘ —, wird in den Beiträgen von E. Krispyn und D. Bronsen kritiklos affirmiert. Für Krispyn „bezeugt das Exil als Lebensform, deutlicher und eindeutiger vielleicht als die meisten anderen Aspekte der modernen Literatur, die einzige Konstante, welche dem Menschengeschlechte zugeschrieben werden kann: das unstillbare Verlangen zur Rückkehr in den paradiesischen Zustand der Unschuld“ (II, 118). Bronsen gar bezeichnet die Emigration als „eine archetypische Situation der Unsicherheit und Angst“, eine existentielle „Grenzsituation“, vergleichbar mit „dem Erlebnis von Krieg, Konzentrationslager und feindlicher Eroberung des Vaterlandes“ (II, 68). In dieses ahistorische, existentialistisch-metaphysische Korsett werden Schriftsteller wie Feuchtwanger, Hermann Broch, Erich Fried und Peter Weiss, Joseph Roth, Walter Benjamin, Stefan Zweig, Klaus Mann und Ernst Toller gezwängt. (Über die wirkungsvolle antifaschistische Tätigkeit des letzteren im Exil berichtet im selben Band John M. Spalek, S. 85—100). Was ist der Sinn derartiger Deutungen, die aus Erich Fried allein Ernstes einen Zeugen für die „Machtlosigkeit des Dichters — oder des Geistes — schlechthin“ (II, 109) machen, in Brechts politischer Theorie des V-Effekts eine archetypische ‚Exilstruktur der Dichtung‘ (II, 104 Anm. 6 a) sehen wollen? Er kann nur darin bestehen, die in der antifaschistischen Exilliteratur selbst entwickelten Formen und Methoden gesellschaftlicher Wirksamkeit der Autoren und ihrer Werke, die Verbindung von praktischem Antifaschismus und realistischer Literatur vergessen zu machen. Aus den konkreten Bezügen zum antifaschistischen Widerstand herausgelöst, soll die Exilliteratur als ‚Flüchtlingsliteratur‘ prototypisch für den Entfremdungszustand des ‚modernen‘ Menschen bzw. als Ausdruck des geistigen Exils des

Schriftstellers verstanden werden¹. Niemand wird die gesellschaftliche Funktion der Kunst in faschistischen bzw. imperialistischen Staaten überschätzen wollen; nur verstärkt die Methode der Enthistorisierung und existentiellen Verallgemeinerung des Exils zur ‚Exilsituation‘ bzw. der Exilliteratur zur ‚geistigen Lebensform‘, des ‚bürgerlichen Menschen den Effekt der Isolierung geistig-künstlerische Prozesse und Phänomene mehr, als daß sie ihn erklärte oder gar aufhöbe. Wir erinnern hier nur an die existentialistische bzw. formalistische Rezeption Kafkas, Brochs, Musils, Thomas Manns und Brechts, an das langjährige Schweigen über Heinrich Mann, Anna Seghers, Arnold Zweig und Lion Feuchtwanger in der westdeutschen Literaturwissenschaft und Literaturkritik nach 1945, was praktisch einer zweiten Ausbürgerung der Exilschriftsteller und ihrer Werke gleichkam.

(3) Daß, wie auch die Tagungsreferate zeigen, ein deutlicher Umschwung in der Exilforschung zu bemerken ist, ist nicht zuletzt auf die intensiven und planmäßig angelegten Forschungsarbeiten der Literaturwissenschaftler der DDR zurückzuführen². Im Zuge dieser Entwicklung hat sich bei der Behandlung des sozialistischen Exils in westlichen Publikationen eine zumindest indirekte Apologetik herauskristallisiert, deren Symptome am Beispiel des Beitrags David R. Bathricks zur Expressionismusdebatte im ‚Wort‘ abschließend dargestellt werden sollen (I, 89–109)³; Bathrick sieht in der Expressionismusdebatte den „Kampf zwei(er) klar unterschiedene(r) Schulen marxistischen Denkens“ (I, 90) mit Georg Lukács auf der einen, Hanns Eisler, Brecht, G. v. Wangenheim und Klaus Mann (!) auf der anderen Seite. Lukács sei es um die „Anpassung“ der Literatur an die offizielle sowjetische Kulturpolitik (I, 95), den anderen dagegen um den Ausbruch „aus der Zwangsjacke eines starren Realismusbegriffs“ (I, 103) gegangen. Über diesen Realismus erfahren wir nichts, nur soviel, daß die ‚künstlerischen Experimente‘, die gegen die ‚etablierten Kunstnormen‘ verteidigt werden sollen, vom Proletkult über den Konstruktivismus bis zum Bauhaus reichen (I, 99 f.). Darüber ließe sich unterm Aspekt des Realismus diskutieren und ist in der Sowjetunion zumindest bis 1934, wie die von Schmitt/Schramm

1 Vgl. ähnliche Tendenzen bei P. Laemmle, in: Akzente 6/1973 insbesondere S. 510–512.

2 Auf sie kann hier nicht näher eingegangen werden; hingewiesen sei auf den zehnten Band der Geschichte der Literatur, Hrsg. H. Kaufmann (1973), auf D. Schiller, Von Grund auf anders. Programmatik der Literatur im antifaschistischen Kampf während der dreißiger Jahre (1974), die Forschungsberichte, Referate und Diskussionsbeiträge der DDR-Delegation auf dem II. Internationalen Symposium zur Erforschung des deutschsprachigen Exils nach 1933 in Kopenhagen 1972 und die Aufsätze von W. Herden, K. Kändler, S. Bock und L. Krenzlín im Heft 4 der Weimarer Beiträge 1975.

3 Dieselben Bedenken gelten auch für den Beitrag von Ulrich Weisstein im zweiten Band, S. 19–46 über die Literaturkritik im ‚Wort‘.

zugänglich gemachten Protokolle des ersten Allunionskongresses bezeugen⁴, intensiv diskutiert worden. Doch geht es Bathrick letztlich nicht um den literarischen Realismus und die praktischen Perspektiven einer sozialistischen Kulturpolitik, die an einer abschließenden Verständigung auch über die historischen Leistungen und Grenzen der proletkultischen und konstruktivistischen Experimente interessiert ist. Ebenso wenig um die Diskussion des Verhältnisses der künstlerischen, ideologisch-weltanschaulichen und politisch-organisatorischen Seite literarischer Prozesse im Rahmen einer Theorie der Parteilichkeit der Kunst. Der Beitrag, den die antifaschistische Literatur und die theoretischen Debatten des Exils gerade hierzu geleistet haben, wird unterschlagen und in seiner prinzipiellen Bedeutung für jede Literatur verkannt. Bathrick entwickelt statt dessen aus den in der marxistischen Ästhetik überwundenen Mißverständnissen des Proletkult eine Theorie künstlerischer Materialentwicklung im Gegensatz zur Widerspiegelungsfunktion von Kunst. Für seine (so zuerst von Helga Gallas vertretene) These, Veränderungen des Stils resultierten nicht aus ideologischen Veränderungen im gesamten Überbau, sondern aus „Entwicklungs Kräften der (hauptsächlich technologischen) Produktion“ (I, 94) müssen Benjamin und Eisler als Zeugen herhalten. Dabei wird ein technizistischer Zug bei Benjamin überakzentuiert, die materialästhetische Argumentation Eislers aus ihrem funktionsbezogenen ideologisch-praktischen Kontext herausgelöst: Eisler hat niemals die „Einheit von Technik und Produktion“ der künstlerischen Dialektik von Inhalt und Form gegenübergestellt (I, 104); er hat auch „das Schaffen von Kunst“ nicht als „integrale(n) Teil des technischen Entwicklungsprozesses im Wechselspiel der Produktivkräfte“ angesehen (ibd.), sondern ausdrücklich betont, daß eine „neue Musik . . . nicht durch Materialrevolutionen“ entsteht, sondern durch eine „Funktionsveränderung“ der Musik im Zuge einer Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse (Die Erbauer einer neuen Musikkultur. In: H. E., Materialien zu einer Dialektik der Musik [1973] S. 77)⁵. Der Widerspiegelungscharakter von Kunst war kein Streitpunkt der Debatte zwischen Eisler/Brecht und Lukács, wohl aber Verengungen des literarischen Realismus durch Lukács, wobei freilich grundsätzliche Übereinstimmung über die Wirklichkeitsaneignung realistischer Literatur im Sinne der konkreten Totalität (Lukács) bzw. des gesellschaftlichen Kausalzusammenhangs (Brecht) bestand⁶.

4 Schmitt, Hans-Jürgen, u. Godehard Schramm (Hrsg.): Sozialistische Realismuskonzeptionen, Frankfurt/M. 1974.

5 Vgl. dazu auch den Beitrag von G. Mayer, Gesellschaftlicher und musikalischer Fortschritt. Zu Hanns Eislers Konzeption einer „Dialektik der Musik“. In: Beiträge zur Musikwissenschaft 1/2 1973 S. 3 ff. Mayer korrigiert hier methodische und begriffliche Engführungen bei der Bestimmung des Verhältnisses von ästhetischem Material und materiellen gesellschaftlichen Produktivkräften.

6 Vgl. dazu Th. Metscher in Argument 77, S. 953 ff.

Die konkreten Aufgaben, die sich aus dieser Kritik für die Exilforschung ergeben, können hier nur pointiert angedeutet werden. Zunächst einmal wäre intensiver als bisher dem Zusammenhang von literarischem und politischem Antifaschismus nachzugehen — und zwar sowohl im Hinblick auf die praktischen Organisationsformen des kulturellen Widerstands wie auch den ideologischen Einfluß des Antifaschismus auf die Literaturtheorie und die Literatur selbst⁷. Weiter müßte das Verhältnis von äußerer und innerer Emigration unter dem verbindenden und politisch verbindlichen Aspekt des Antifaschismus und nicht dem trennenden unterschiedlicher ‚Lebenssituationen‘ behandelt werden: innere und äußere Emigration wären also von der Fragestellung her systematisch aufeinander zu beziehen. Der Kreis, der von diesem Punkt um die Literatur auf beiden Seiten gezogen wird, umfaßt sicher nicht den ganzen Bereich der sogenannten Exil- und Widerstandsliteratur. Dafür wird aber durch die Verbindungspunkte, die er schafft, mancher Autor und manches Werk deutlicher als bisher seine antifaschistische Intention erkennen lassen.

Vor allem scheint es notwendig, die Aktualität der historischen Befunde: die Verbindlichkeit der theoretischen Debatten und organisatorischen Modelle des kulturellen Widerstands, die Vorbildlichkeit des literarischen Realismus und Humanismus zu diskutieren. Dabei wäre *erstens* einem jahrzehntelangen Defizit an gesellschaftlicher Gesamtanalyse in großen Teilen der westdeutschen Literatur und im Selbstverständnis der Schriftsteller durch die Auseinandersetzung mit dem antifaschistischen essayistischen Werk Brechts, Heinrich und Thomas Manns, Anna Seghers und Arnold Zweigs zu begegnen. Wichtig dürfte dabei die Vermittlung der auch lebensgeschichtlich zu reaktivierenden Erkenntnis sein, wie ein entschiedener Antifaschismus zu kritischen Grundeinsichten in die gesellschaftlichen Strukturen des späten Kapitalismus nötigt. Im Aufdecken solcher Gesetzmäßigkeiten und dem Ergreifen praktischer Alternativen liegt schon der erste Schritt zur Auflösung der ideologischen Diffusion und der geistigen Isolierung des bürgerlichen Schriftstellers. Konkrete Formen der praktischen Emanzipation der Schriftsteller aus ihrer klassenmäßigen Isolierung werden gegenwärtig im Zuge der gewerkschaftlichen Orientierung und Assoziation etwa des VS erprobt. In Hinblick auf diesen notwendigen Prozeß wäre *zweitens* das Exil nach Formen einer politisch weitergehenden und ideologisch anspruchsvolleren Organisation schriftstellerischer Interessen — etwa in der Kongreßbewegung, im SDS und vor allem in den vielfältigen Initiativen zur Gründung einer Volksfront — zu befragen. So ist die nachhaltige Wirkung, die die Arbeit im Volks-

⁷ W. Herdens Buch über Heinrich Mann (1971) (vgl. dazu die Rezension in „Das Argument“ 79, S. 479 ff.), W. Kiesslings zweibändige Darstellung und Dokumentation des antifaschistischen Exils in Mexiko (1974) sowie H. A. Walters „Deutsche Exilliteratur“ (1972 ff.) sind in vieler Hinsicht vorbildlich.

frontausschuß etwa für Heinrich Mann, sein essayistisches und literarisches Werk, gehabt hat, auf Erfahrungen hin zu prüfen, die für das ideelle und praktische Verhältnis der Schriftsteller zur arbeitenden Bevölkerung heute von Bedeutung sein können. Entscheidend für den Literaturwissenschaftler wird schließlich die Frage nach den literaturbestimmenden Einflüssen der ideologischen und organisatorischen Neuorientierung der Schriftsteller im Exil sein. Hat der Antifaschismus der Schriftsteller, haben die institutionalisierten Begegnungen bürgerlicher und sozialistischer Künstler, hat die Zusammenarbeit mit den exilierten Vertretern der deutschen Arbeiterparteien — so kann *drittens* gefragt werden — eine Renaissance der bürgerlichen Literatur und eine Vertiefung der Konzeption der sozialistischen Literatur hervorgebracht? Sind verbindliche Formen realistischen und d. h. ‚eingreifenden‘ Schreibens (Brecht) entwickelt worden, die wir heute als Alternativen oder doch als literarhistorische Orientierungspunkte gegenüber den immer noch vorherrschenden Spielarten einer nonkonformistischen Moderne entdecken und entwickeln können? So ist — um nur dieses Beispiel zu nennen — der poetologische Ertrag des zeitkritischen Gesellschaftsromans des Exils bei uns weder gesichtet noch auf seine gegenwärtige Nutzbarkeit hin befragt worden: dabei hat etwa der Roman bei Arnold Zweig und Anna Seghers durch die Fortentwicklung von Elementen des bürgerlichen Bildungs- und des zeitkritischen Geschichtsromans, durch die überlegte Verwendung traditioneller Erzählweisen und der zeitgenössischen Montage- und Simultantechniken eine künstlerisch-ideologische Höhe wie sonst kaum wieder erreicht. Was an diesen und den Romanen Feuchtwangers, Heinrich Manns und anderer, was an den Gedichten Joh. R. Bechers, den Dramen Friedrich Wolfs künstlerisch und weltanschaulich zu beerben ist, hätte die Literaturwissenschaft für den seine antifaschistische Identität unter den Bedingungen der Gegenwart suchenden Leser zu erkunden. Dies ist eine lohnende, wenn auch nicht leichte Aufgabe. Einige Beiträge der vorliegenden zwei Bände sind ein erster, wenn auch vorerst noch unkoordinierter Schritt auf diesem Weg. Lutz Winckler (Tübingen)

Dokumentationsarchiv des deutschen Widerstandes 1933—1945

Seit Anfang dieses Jahres steht in Frankfurt/Main der interessierten Öffentlichkeit ein Spezialarchiv zur Verfügung, das sich mit der Dokumentation der Geschichte des deutschen Widerstandes gegen den Faschismus in den Jahren 1933—1945 beschäftigt. Träger dieser in der Bundesrepublik einzigartigen Einrichtung ist der „Studienkreis zur Erforschung und Vermittlung der Geschichte des deutschen Widerstandes 1933—1945, e. V.¹, Mitglied der International Association of Labour History Institutions. Seinem Vorstand gehören gegenwärtig an: J. Kammler, W. Abendroth, B. Mausbach-Bromberger, G. Bienko und M. Oppenheimer.

Auf die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung wurde in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten hingewiesen. Erinnert sei an den ehemaligen Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der in der Bewahrung und Vermittlung der demokratischen Freiheitsbewegungen des deutschen Volkes einen wichtigen Beitrag sah, um demokratisches Bewußtsein gerade in der jungen Generation fest zu verankern. Erinnert sei auch an die verschiedenen Schulbuchkonferenzen, bei denen immer wieder der Wunsch vorgetragen wurde, mehr und umfassendere Darstellungen über den antifaschistischen Widerstandskampf auf örtlicher und regionaler Ebene zur Verfügung zu haben². Auch in Jugendverbänden und Gewerkschaften ist ein lebhaftes Interesse zu verzeichnen, den Anteil der eigenen Organisation am Widerstandskampf kennenzulernen. Das Informationsbedürfnis vieler stößt jedoch allzu häufig ins Leere: es gibt zu wenig Publikationen über den Widerstandskampf³, gerade auf lokaler und regionaler Ebene und im Hinblick auf gesellschaftliche Gruppen (Jugend,

1 6 Frankfurt/M., Rossertstr. 9, Tel. 060/72 15 75. Archiv und Lesesaal sind für Besucher geöffnet: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag 10—17 Uhr. Besuch von Schulklassen u. a. nach vorheriger Vereinbarung.

2 Vgl. die Diskussion der vom Studienkreis 1967 in Frankfurt veranstalteten Konferenz: Deutscher Widerstand 1933—1945. Aspekte der Forschung und der Darstellung im Schulbuch. Eine Berichterstattung. Hg. v. Edgar Weick, Heidelberg 1967 (rez. Argument 49, S. 516); sowie: Faller-Däschner-Oppenheimer-Seeger u. a.: Demokratisierung der Lehrinhalte. Grundlagen, Schwerpunkte, Aktionen. Arbeitsheft Schule, Frankfurt/M. 1975 (Röderberg).

3 Vgl. Faschismus und Widerstand 1933—1945. Ein Literaturverzeichnis. Bearbeitet von Ursel Hochmuth, Bibliothek des Widerstandes, Frankfurt/M. 1973 (Röderberg). Viele der in den ersten Jahren nach 1945 erschienenen Broschüren sind längst vergriffen oder in den öffentlichen Bibliotheken nicht gesammelt.

Frauen, Lehrer usw.) und auf Gewerkschaftsgruppen, Industriebetriebe — um nur einige Bereiche zu nennen — muß ein Großteil der Erforschung noch geleistet werden.

Mit dem Dokumentationsarchiv setzt sich der Studienkreis die Aufgabe, durch die Sammlung von Materialien aller Art über den antifaschistischen Widerstand sowohl ein Informationszentrum zu schaffen als auch die Forschungstätigkeit der verschiedenen Institutionen, von Studenten und Wissenschaftlern zu unterstützen und eigene Forschungsprojekte durchzuführen. Bisher verfügt das Archiv über eine Fachbibliothek mit ca. 2000 Bänden; besonders wertvoll sind darunter in den ersten Jahren nach 1945 geschriebene Erlebnisberichte aus dem Widerstand, aus Konzentrationslager und Exil. Die Archivsammlung umfaßt zur Zeit einige tausende Dokumente verschiedenster Provenienz (Gestapo- und Gerichtsakten, Flugblätter, Tarnschriften, Aufzeichnungen von Widerstandskämpfern u. a.), an die 500 Photos sowie zahlreiche Tonbänder mit Erlebnisberichten ehemaliger Widerstandskämpfer. Daneben entstehen Spezialsammlungen, so z. B. über die Rolle der deutschen Antifaschisten im spanischen Bürgerkrieg und über das politische Exil.

Selbstverständlich kann diese nahezu 5 Minuten vor 12 begonnene Aufgabe der Sammlung von Dokumenten des deutschen Widerstandes nicht allein vom Studienkreis bewältigt werden. Kontakte mit zeitgeschichtlichen Instituten und Archiven in der Bundesrepublik, mit Instituten in Frankreich, Österreich, Holland und der DDR dienen dem Austausch von Materialien und Bestandsinventaren. Mit dem gleichen Ziel wurden Verbindungen hergestellt zu Gewerkschaften, Jugendverbänden, dem Bund für Volksbildung, den Vereinigungen der Verfolgten des Naziregimes — Bund der Antifaschisten und den Lagerkomitees ehemaliger Häftlinge. Aber auch jeder einzelne, der sich mit der Geschichte des deutschen Widerstandes beschäftigt, kann beim Aufbau helfen: sei es, daß er dem Archiv Dokumente bzw. Kopien überläßt, Fundorte mitteilt, Examensarbeiten oder andere Veröffentlichungen zur Verfügung stellt oder über Arbeitsprojekte berichtet. Nicht zuletzt dem Austausch solcher Informationen, dem Hinweis auf unsere Bestände, auf Dokumente und Literatur dienen die vierteljährlich erscheinenden „Informationen“, die beim „Studienkreis“ angefordert werden können.

Frank Niess

Die Rekonstruktion des Weltmarkts und die USA

— Zur Planung und Praxis 1933—1945 — *

I. Die Planung der außenwirtschaftlichen Expansion

Theoretisch hatte die Roosevelt-Administration, als sie 1933 daran ging, die verheerenden binnenwirtschaftlichen Folgen der Weltwirtschaftskrise — Rückgang der Industrieproduktion, Verfall der Preise für Agrarprodukte, massenhafte Konkurse und Arbeitslosigkeit — und die durch sie verursachten außenwirtschaftlichen Restriktionen — wie Zölle, Kontingentierung und Lizensierung der Importe, Abwertungen und Devisenkontrollen¹ —, die das Welthandelsvolumen beträchtlich schrumpfen ließen², zu beseitigen, und als sie 1937/38 einer schweren Folgerezession Herr werden mußte, mehrere Optionen, um diese Probleme zu bewältigen. Sie konnte der wirtschaftlichen Misere durch gesellschaftspolitische Strukturveränderungen, die dem Charakter der Krise als Strukturkrise entsprachen, an die Wurzel gehen, das Heil im Export der inneren Schwierigkeiten suchen, soweit dies beim weltweiten Ausmaß der Krise möglich war, oder schließlich binnen- und außenwirtschaftliche Strategien in verschiedenen Proportionen kombinieren. Aus heutiger Sicht war der „New Deal“ mitnichten jener verkappte Sozialismus, den die weniger liberalen Vertreter der Großindustrie dem amerikanischen Publikum

* Der folgende Aufsatz ist — gekürzt und teilweise verändert — dem einleitenden Teil der Dissertation des Verfassers entnommen, die am 11. 2. 1976 von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Heidelberg ohne Begründung abgelehnt wurde, nachdem sie von beiden Gutachtern „Magna cum laude“ bewertet worden war. Den Initiatoren dieser exemplarischen Abrechnung mit dem Vertreter einer mißliebigen wissenschaftstheoretischen und politischen Position stellte sich Prof. Dr. Detlef Junker als Verfasser eines Einspruchs zur Verfügung. Da Junkers Habilitationsschrift: „Der unteilbare Weltmarkt. Das ökonomische Interesse in der Außenpolitik der USA 1933—1941“, Stuttgarter Beiträge zur Geschichte und Politik, Bd. 8, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1975 (307 S., Ln., 76,— DM) das gleiche Thema wie der folgende Aufsatz hat, soll sie unterm Strich kontrapunktisch besprochen werden (in den mit Buchstaben bezeichneten Anmerkungen, die im Anschluß an den Aufsatztext abgedruckt sind).

1 Vgl. u. a. Kenwood, A. G./A. L. Loughheed, *The Growth of the International Economy 1820—1960*, London ³1973, S. 185 ff., 209 ff.

2 Vgl. Charles P. Kindleberger, *Die Weltwirtschaftskrise*, München 1973, S. 179.

zu insinuieren versuchten, um die Basis ihrer Opposition gegen Roosevelts Politik zu verbreitern. Er verband vielmehr ein mit den Prinzipien des „Free Enterprise“ kompatibles Maß an Planung und Staatsintervention mit expansiven außenwirtschaftlichen und -politischen Strategien, wobei letztere im Rahmen des gesamten Sanierungskonzepts gegen Ende der dreißiger Jahre zusehends an Gewicht gewannen. Weil es den Horror einer „Bolschewisierung“ des amerikanischen Systems implizierte³, hatten die offiziösen Planungsagenturen, die im Zeichen der durch die Weltwirtschaftskrise intensivierten Liaison zwischen Big Business und Big Government entstanden waren und der Roosevelt-Regierung zuarbeiteten⁴, sowie die zuständigen Ressorts das Konzept der nationalen Selbstbeschränkung bald verworfen und die Erholung, die Prosperität und das Wachstum der amerikanischen Wirtschaft von diplomatisch unterstützter außenwirtschaftlicher Expansion auf allen Gebieten ökonomischen Interesses — Handel, Kapitalexport, Rohstoffpolitik — abhängig gemacht. Zwischen 1934 und 1944 — von der Annahme der durch Außenminister Hull präsentierten Gesetzesvorlage über wechselseitige Handelsverträge im Kongreß (20. März und 4. Juni 1934) bis zur Währungs- und Finanzkonferenz der Vereinten Nationen, die zur Errichtung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank führte (1. bis 22. Juli 1944) — konkretisierte sich diese Tendenz in einem umfassenden Programm zur Reform des Weltkapitalismus⁵ unter amerikanischer Suprematie. Freilich hatten die Protagonisten dieser Politik dabei weniger eine strukturell gründlich verwandelte und gerechtere Weltwirtschaftsordnung im Sinn, sondern primär ging es ihnen darum, die „internationale Anarchie“, die nach dem Abflauen der Weltwirtschaftskrise die weltwirtschaftlichen Beziehungen zum größten Nachteil der USA noch stärker als zuvor zerfallen ließ, zu beenden und durch ein liberales und multilaterales Weltwirtschaftssystem zu er-

3 Vgl. u. a. Lloyd C. Gardner, *Economic Aspects of New Deal Diplomacy*, Wisconsin 1964, S. 263.

4 Das Department of State unter Cordell Hull und Unterstaatssekretär Sumner Welles; das Treasury Department unter Henry Morgenthau jr. und seinem für internationale Finanzprobleme zuständigen Stellvertreter Harry Dexter White; sowie der „Board of Economic Warfare“ unter Vizepräsident Henry A. Wallace; vgl. Richard N. Gardner, *Sterling-Dollar Diplomacy, Anglo-American Collaboration in the Reconstruction of Multilateral Trade*, Oxford 1956, S. 4, und John Lewis Gaddis, *The United States and the Origins of the Cold War 1941—1947*, New York 1972, S. 20. Daneben agierten einige private bzw. offiziöse Organisationen wie die „National Planning Association“ (NPA), der „Twentieth Century Fund“ und das „Committee for Economic Development“ (CED) als außenwirtschaftspolitische Planungsstäbe; dazu ausführlich David W. Eakins, *Kapitalistische Planung und die Nachkriegsexpansion der USA*, in: David Horowitz (Hrsg.), *Big Business und Kalter Krieg*, Frankfurt am Main 1971, S. 139—169, hier: S. 140 ff.

5 Vgl. Joyce und Gabriel Kolko, *The Limits of Power. The World and United States Foreign Policy, 1945—1954*, New York 1972, S. 11.

setzen. Als die amerikanischen Außenpolitiker begannen, dieses im Grunde restaurative und expansionistische Konzept in die Tat umzusetzen, ließen sie sich subjektiv von der längst Tradition gewordenen Zwangsvorstellung leiten, nur so die Sozialrevolution vermeiden zu können, die eo ipso durch die wenn auch nur mittelfristig geschlossenen binnenwirtschaftlichen Grenzen drohte. Doch auch von objektiven ökonomischen Tendenzen war dieses Konzept ganz offenbar diktiert: von dem „die nationalen Grenzen sprengende(n) Akkumulationstrieb des Kapitals“, der erklärt, „daß der Staatsapparat des höchstentwickelten nationalen Kapitals für die Liberalisierung des Weltmarktes kämpft“⁶, beziehungsweise vom Widerstand der produktivsten nationalen Kapitale gegen protektionistische nationalstaatliche Eingriffe in den internationalen Konkurrenzkampf. Mit der vielfach beschworenen und vielfach überzeichneten außenpolitischen Abstinenz und Neutralität der USA konkurrierte das internationalistische Wirtschaftskonzept um so erfolgreicher — um schließlich die anderen Faktoren der Außenpolitik eindeutig zu dominieren^a — als sich schon vor dem formellen Kriegseintritt der USA zum gleichsam „normalen“ Krisenmanagement der virtuelle Zwang addierte, immense Depressionsgefahren, die durch den Übergang von der Kriegs- zur Friedenswirtschaft zu entstehen drohten, im vorhinein durch entsprechende Planungen zu bannen. Nachdem schon die Projektionen für das Nationalprodukt der Nachkriegszeit — sie reichten von 135 bis 177 Milliarden Dollar⁷ — eine gewisse Zuversicht in die Möglichkeiten verraten hatten, den Kriegsboom durch staatlich unterstützte außenwirtschaftliche Expansion nahtlos in die erwünschte Prosperität der Nachkriegszeit überzuleiten, animierte der wirtschaftliche Aufschwung der Kriegszeit, die Lösung der internen ökonomischen Probleme prospektiv fast nur noch außerhalb der USA zu suchen^b. Vor allem endete mit dem Beginn der verstärkten Verteidigungsanstrengungen im Herbst 1941 die chronische Unternutzung industrieller Kapazitäten: der Krieg eröffnete nicht nur die Möglichkeit, brachliegende Produktivkräfte zu reaktivieren, sondern darüber hinaus brachte die Aufrüstung eine weitere gewaltige Expansion der Industrieproduktion mit sich, die nach außenwirtschaftlicher Expansion verlangte. Hatten anfangs in der amerikanischen Geschäftswelt noch einige Reserven gegen eine zu starke Ausdehnung der Kriegsproduktion bestanden, da manche Industrielle für diesen Fall eine selbst die Krise 1929—1933 in den Schatten stellende Nachkriegsdepression befürchteten, so ebte der Widerstand

6 Klaus Busch, Die multinationalen Konzerne. Zur Analyse der Weltmarktbewegung des Kapitals, Frankfurt am Main 1974, S. 272 f.

7 Vgl. Eakins, a.a.O., S. 144 f.; tatsächlich wuchs das amerikanische Brutto-Sozialprodukt bis 1948 auf einen Wert von 244 Milliarden Dollar an; vgl. Winfried W. Kretschmar, Auslandshilfe als Mittel der Außenwirtschafts- und Außenpolitik. Eine Studie über die amerikanische Auslandshilfe von 1945 bis 1956 unter Berücksichtigung sowohl wirtschaftlicher als auch praktisch-politischer Gesichtspunkte, München 1964, S. 49.

gegen dieses Expansionsprogramm ab, als sich herausstellte, daß der Rüstungsboom enorme Kostenerleichterungen mit sich brachte. Auch der wachsende Beitrag der Regierung zur Finanzierung der zur Kriegsproduktion notwendigen Anlagen animierte die Dissidenten, ihre Vorbehalte aufzugeben.

Tatsächlich wuchs das in der amerikanischen Industrie investierte Kapital zwischen 1939 und 1945 um 65 Prozent an⁸. Allein im Auftrag der Regierung entstanden neue Produktionsanlagen im Wert von 16 Milliarden Dollar, eine Summe, die etwa ein Viertel des gesamten industriellen Kapitals der unmittelbaren Vorkriegszeit ausmachte⁹. Daß die Industrieproduktion 1947 schließlich das Volumen von 1939 um 60 Prozent übertraf¹⁰, resultierte jedoch nicht nur aus der Expansion, sondern zugleich auch aus der Intensivierung der Produktion. Der Modernisierungs- und Rationalisierungsprozeß, der die Ausdehnung der Produktion begleitete, und die gleichzeitig forcierte Automatisierung zeitigten während des Krieges einen Anstieg der Arbeitsproduktivität um annähernd 20 Prozent¹¹. Angesichts der erreichten Produktivitätsvorsprünge sowie des übermäßigen Wachstums der Industrieproduktion war es nur plausibel, daß die USA eine Strategie zu entwickeln versuchten, die Diskrepanz zwischen Produktionskapazität und Aufnahmefähigkeit des Binnenmarkts zu kompensieren. Zahllose — auch während der Zwischenkriegszeit schon zum Besten gegebene — Rezepte amerikanischer Politiker belegen, wie frühzeitig und kategorisch man den Weg, die Prosperität und Sicherheit der amerikanischen Gesellschaft im Export der inneren Schwierigkeiten zu suchen, allem politischen oder diplomatischen Isolationismus zum Trotz aufs neue rationalisierte¹².

II. Surplusprodukt und amerikanische Expansion

„In ihrem Wunsch, eine Periode der Instabilität des Welthandels, wie sie nach Ende des I. Weltkriegs folgte, zu vermeiden, traten die liberalen Kapitalvertreter für eine weitreichende Regierungsunterstützung des Wiederaufbaus des Handelssystems und für die Wiederaufnahme und Verstärkung der privaten Auslandsinvestitionen ein.“¹² Hervorgerufen durch den Zerfall des multinationalen Handelssystems, eine Welle protektionistischer Maßnahmen, die Entstehung währungspolitischer Blöcke und andere Faktoren, hatte die Instabilität des Welthandels während der Zwischenkriegszeit zu einer Reduktion des Welthandelsvolumens geführt. Außer Groß-

8 Vgl. Kolko, *The Limits of Power*, S. 20.

9 Vgl. Additional Report of the Special Committee Investigating the National Defense Program, Washington: U.S. Government Printing Office, 1944, zitiert nach: Eugen Varga, *Anglo-American Rivalry. A Marxist View*, in: *FOREIGN AFFAIRS*, Vol. 25, No. 4, Juli 1947, S. 583—595, hier: S. 588.

10 Vgl. Varga, a.a.O., S. 588.

11 Vgl. ebd.

12 Eakins, a.a.O., S. 148.

britannien und Frankreich waren in der Gruppe der führenden Exporteure die Vereinigten Staaten von der Kontraktion des Weltmarkts am stärksten betroffen. Nachdem ihr Anteil am Weltexport von Fertigwaren zwischen 1913 und 1929 von 13 auf 20,4 Prozent gestiegen war, ging er bis 1937 auf 19,2 Prozent zurück¹³. Von der Rekordhöhe, die er im Zeitraum zwischen 1926 und 1930 mit 4,688 Milliarden Dollar erreicht hatte¹⁴, fiel der Wert der amerikanischen Exporte 1932 auf 1,6 Milliarden Dollar ab, um sich erst in den Jahren 1936—1938 wieder annähernd zu verdoppeln. In welchem Umfang die amerikanische Wirtschaft von der Lend-Lease Gesetzgebung profitierte, lassen die Exportziffern der letzten Kriegsjahre erkennen: nachdem sich der Wert der amerikanischen Exporte 1943 mit 12,8 Milliarden Dollar gegenüber 1939 vervierfacht hatte, nahm er bis zum Ende des Jahres 1944 noch einmal um 1,5 Milliarden Dollar zu¹⁵.

Da die Gesamtsumme von rund 14 Milliarden Dollar die Prosperität der amerikanischen Wirtschaft symbolisierte, ging sie als Richtzahl in die außenwirtschaftliche Nachkriegsplanung ein. Dean Acheson, der zu dieser Zeit als Assistant Secretary im Außenministerium amtierte, setzte im Frühjahr 1945 den Wert der amerikanischen Nachkriegsexporte mit 10 Milliarden Dollar als Minimum an. Dagegen waren die Experten vom Handelsministerium der Ansicht, daß mittelfristig die Gefahr der Massenarbeitslosigkeit nur durch ein Exportvolumen gebannt werden konnte, das diese Ziffer im Wert beträchtlich überstieg¹⁶. Nicht dieser Kalkulation, sondern der Vorstellung Achesons näherten sich die Projektionen der „National Planning Association“ an. „Das Problem war nur, daß nach den eigenen Schätzungen des Komitees die USA bis 1950 nur 6 Milliarden Dollar für Importe ausgeben würden; es blieben also 4 Milliarden Dollar übrig, die für die ausländischen Nationen nötig wären, um die Exportsumme der USA, nämlich 10 Milliarden Dollar, auszugleichen. Die NPA hatte erkannt, daß das Privatunternehmertum nicht genug Kapital würde exportieren können, um den zur Produktionsauslastung und Vollbeschäftigung nötigen Handelsexport sicherzustellen. Die Regierung müsse dabei helfen, durch Bereitstellung von

13 Vgl. Harry Magdoff, *Das Zeitalter des Imperialismus. Die ökonomischen Hintergründe der US-Außenpolitik*, Frankfurt am Main 1970, S. 53.

14 Vgl. Norman S. Buchanan/Friedrich A. Lutz, *Rebuilding the World Economy. America's Role in Foreign Trade and Investment*, New York 1947, S. 61. Dieser „Bericht war eine Zusammenfassung früherer Untersuchungen des ‚Twentieth Century Fund's Committee‘ über die wirtschaftlichen Außenbeziehungen der USA.“ „... — den später der Schriftsteller Norman Mailer ein ‚teufliches Komplott des Kapitals‘ nannte — ...“ S. Eakins, a.a.O., S. 156.

15 Vgl. Kolko, *The Limits of Power*, S. 21.

16 Vgl. ebd.

Investitionsfonds und dadurch, daß sie die privaten und öffentlichen Auslandsinvestitionen der USA überwacht.“¹⁷

Wenn die Mehrheit der liberalen Unternehmer ein solches System staatlicher Subventionen und Interventionen mit Verve gegen Dissidenten in ihren eigenen Reihen verfocht^d, um präventive Kompensationen für das unvermeidliche amerikanische Importdefizit und dessen Folgen für die Handelspartner der USA — Mangel an Valuta, Importrestriktionen — zu schaffen, dann geschah dies gewiß nicht allein als Reflex auf das Trauma der großen Depression, sondern in dem Versuch, kompensatorische Arrangements für die amerikanischen Exportüberschüsse zu treffen — darunter ein großangelegtes „loans and grants“-Programm¹⁸ — äußerten sich die konkreten Interessen diverser Branchen.

Die Statistiken vermitteln zunächst den Eindruck, als sei der amerikanische Außenhandel nie eine konstitutive gesamtwirtschaftliche Größe gewesen. „In den Jahren 1946 bis 1956 betrug der gesamte sichtbare Außenhandel (Einfuhr und Ausfuhr von Waren) der Vereinigten Staaten im Durchschnitt nur 7,4 Prozent des Brutto-Sozialproduktes, während z. B. der Großbritanniens 43 Prozent des Brutto-Sozialproduktes dieses Landes erreichte. Der Wert der amerikanischen Exporte schwankte zwischen vier und fünf Prozent, der der Importe zwischen zwei und drei Prozent des Brutto-Sozialproduktes.“¹⁹ Ganz ähnlich hatte sich die Relation des Außenhandelsvolumens zum Brutto-Sozialprodukt auch während der Zwischenkriegsära bemessen. Doch dies ist nur der numerische Aspekt. Politisch und ökonomisch war der amerikanische Außenhandel schon deshalb keine *quantité négligeable*, weil seine Expansion angesichts der überdurchschnittlichen Produktivität der amerikanischen Wirtschaft zu den vitalen Interessen wichtiger Branchen wie der Landwirtschaft, der Elektro-, Maschinen- und Automobilindustrie gehörte²⁰. Diese ver-

17 S. Eakins, a.a.O., S. 154; aus den amerikanischen Zahlungsbilanzen der Jahre 1945—50 erhellt, daß die Prognosen der NPA-Experten erstaunlich exakt gewesen waren. 1946 belief sich die Differenz zwischen der Export- (9,7 Milliarden Dollar) und der Importsumme (4,9 Milliarden Dollar) auf 4,8 Milliarden Dollar, 1947 auf 5,7 Milliarden Dollar; vgl. ARCHIV DER GEGENWART, 16. und 17. Jg., 1946/47, S. 1076. Auch während der folgenden Jahre — mit Ausnahme des Krisenjahrs 1950, in dem das amerikanische Warenimportdefizit nur 1 Milliarde Dollar betrug — lagen die Importe in der Regel zwischen 4 und 5 Milliarden Dollar unter der Exportsumme.

18 Hierzu umfassend David A. Baldwin, *Economic Development and American Foreign Policy 1943—62*, Chicago 1966, S. 11 ff.

19 Kretzschmar, a.a.O., S. 34; für die Jahre 1940—45 Buchanan/Lutz, a.a.O., S. 86.

20 Laut *Statistical Abstract of the US 1951*, S. 835 f. und 598, zitiert nach Kretzschmar, a.a.O., S. 37, betrug 1950 der Anteil der Landwirtschaft am gesamten Warenexport der Vereinigten Staaten von 10,142 Milliarden Dollar 28 Prozent (2,853 Milliarden Dollar) und derjenige der Hersteller von Maschinen aller Art (elektrische-, Industrie-, Büro-, Druck- und landwirtschaftliche Maschinen, Kraftfahrzeuge) 33 Prozent (3,225 Milliarden Dollar).

fügten dank ihrer traditionellen Überrepräsentation im Kongreß und der Stärke ihrer Pressure Groups im parlamentarischen Vorfeld über genügend Einfluß²¹, um ihren Interessen in einem Maße Geltung zu verschaffen, das in keinem Verhältnis zu ihrer tatsächlichen gesamtwirtschaftlichen Relevanz stand. Überdies machten sich auch die Gewerkschaften, deren Mitglieder in der Exportindustrie beschäftigt waren, für ein neues Außenhandelskonzept mit dem Argument stark, daß nur dadurch der Beschäftigungsgrad in der Exportgüterindustrie gehalten werden konnte²². Der expansionistische Konsens, der sich aus den handelspolitischen Präferenzen des Big Business und der Gewerkschaften herauschälte und die Außenwirtschaftspolitik der USA bei allen immanenten Widersprüchen zwischen liberalen und protektionistischen Tendenzen letztlich prägte^e, reflektierte allerdings nicht nur derart partikulare Interessen, sondern dieser strategischen Übereinkunft lag zweifellos auch jene gesamtwirtschaftlich so bedeutsame Hypothese zugrunde, die Assistant Secretary Francis Sayre schon 1936 seinem Expansionsprogramm vorangestellt hatte: daß nämlich die amerikanischen Exporte, obwohl sie (damals) nur 10 Prozent des Gesamtproduktes ausmachten²³ und damit quantitativ kaum ins Gewicht fielen, letztlich nationalökonomisch über Profit oder Verlust, über Prosperität oder Depression entschieden²⁴.

III. Kapitalexport und American Way of Life

Die Ausdehnung der Warenexporte unter freihandelspolitischen Devisen und protektionistischen Vorbehalten war allerdings nur Teil des wirtschaftspolitischen Rezepts, das die Planungsexperten der Großindustrie und der Regierung mit dem Argument präsentierten, das Beschäftigungsproblem lösen und für die Auslastung der vorhandenen Produktionskapazitäten sorgen zu müssen. Mit den wenigen Ausnahmen derer, die auch in diesem Kontext wieder eine Politik der nationalen Selbstbeschränkung bevorzugten und empfahlen, den potentiellen Binnenmarkt zu einem realen umzuwan-

21 Hier sei mit Ernst Fraenkel, *Das amerikanische Regierungssystem. Eine politologische Analyse*, Köln und Opladen 2 1962, S. 81, nur auf den Farmblock, „die geschlossenste und vermutlich einflußreichste überfraktionelle Kombination des Kongresses“ hingewiesen.

22 Vgl. in diesem Zusammenhang eine Liste der wichtigsten amerikanischen Exportgüter bei Francis B. Sayre, *America Must Act*, Boston 1936, S. 8 f. [Daraus geht hervor, daß zwischen 1929 und 1934 der Anteil der Exporte an der Gesamtproduktion bei einigen landwirtschaftlichen Produkten bis zu fünfzig Prozent und bei einigen Industriegütern bis zu vierzig Prozent betragen hatte.]

23 Vgl. hierzu auch Ernst-Otto Czempel, *Das amerikanische Sicherheitssystem 1945—1949. Studie zur Außenpolitik der bürgerlichen Gesellschaft*, Berlin 1966, S. 38.

24 Vgl. Sayre, a.a.O., S. 9 f.

deln²⁵, neigten sie alle der Ansicht zu, daß der Nachkriegshandel der USA durch verstärkten Kapitalexport belebt werden sollte²⁶.

Als das „Komitee für internationale politische Angelegenheiten“ der „National Planning Association“, das sich im Dezember 1943 aus Mitgliedern der Business-, Landwirtschafts- und Gewerkschaftskomitees der NPA gebildet hatte, im November 1944 einen wirtschaftspolitischen Bericht mit dem Titel „America's New Opportunities in World Trade“ vorlegte, wurde exemplarisch deutlich, wie stark die Annahme eines ökonomischen Surplus die offiziellen Planungen bestimmte. Der Bericht sagte voraus, die USA würden gegen Ende des Krieges „einen enormen Überschuß an ungenutztem Kapital im eigenen Land haben; die Kapitalbildungskapazität würde bei weitem den Betrag neuen Kapitals übersteigen, der durch den Business in den USA absorbiert werden könnte“²⁷. Auf rund 5 bis 10 Milliarden Dollar bezifferten die NPA-Experten die Nettoersparnisse bei Kriegsende, und für 1950 erwarteten sie eine ausländische Nachfrage nach amerikanischen Waren und Kapital in einem Umfang von rund 7 bis 8 Milliarden Dollar — ein Volumen, das ungefähr der gleichfalls von ihnen prognostizierten Surplus-Produktionskapazität und den amerikanischen Kapitalrücklagen die Waage hielt²⁸.

Das weitgespannte Programm für Auslandsinvestitionen, das noch vor Kriegsende oder unmittelbar danach entstand, entsprach über die momentanen ökonomischen Zwänge hinaus akkurat dem Strukturwandel und Wachstum der amerikanischen Außenwirtschaftsbeziehungen^f. Mit der Übernahme der Führung im kapitalistischen Weltssystem hatten die Vereinigten Staaten zugleich den Status des größten Kapitalexporteurs übernommen²⁹. War der Kapitalexport vor dem Ersten Weltkrieg noch fast ausschließlich Sache der europäischen Länder gewesen, so änderte sich die Komposition der internationalen Kapitalanlagen während und infolge des Krieges dadurch, daß die kriegführenden europäischen Länder den größten Teil ihrer Guthaben im Ausland zu realisieren gezwungen waren³⁰. Im Verlauf der dreißiger Jahre schlossen die Vereinigten Staaten mit einem Anteil von rund 35 Prozent an den Auslandsinvestitionen der führenden kapitalexporthierenden Länder „zum ältesten und am festesten etablierten Kapitalexporteur“ Großbritannien auf³¹, um ihn schließlich während des Zweiten Weltkriegs endgültig zu überflügeln. Von 13,6 Milliarden Dollar im Jahr 1945 stiegen die privaten Auslandsinvesti-

25 So z. B. Gardiner Means, *How May Business Enterprise Be Expanded After War*, in: Zurcher/Page (Hrsg.), *Postwar Goals and Economic Reconstruction*, New York 1944, S. 107—110.

26 Vgl. u. a. Buchanan/Lutz, a.a.O., S. 210 ff.

27 Eakins, a.a.O., S. 153.

28 Vgl. ebd., S. 154.

29 Vgl. Magdoff, a.a.O., S. 52.

30 Vgl. Pierre Jalée, *Das neueste Stadium des Imperialismus*, München 1971, S. 64 f.

31 Vgl. Magdoff, a.a.O., S. 54.

tionen der Vereinigten Staaten gewaltig an³²; ihr Volumen übertraf die kühnsten Erwartungen. Die exorbitanten Gewinne, die sie während der vorangegangenen Jahre im Auslandsgeschäft hatten verbuchen können, wirkten stimulatив genug, um die Suche nach neuen lukrativen Anlagensphären für amerikanisches Kapital im Ausland zu forcieren. „In den Jahren 1920 bis 1948 vereinnahmten die USA-Kapitalisten aus ihren Auslandsinvestitionen 18 Milliarden Dollar. Diese Summe ist gleich dem Gesamtwert der am Ende des genannten Zeitraumes bestehenden Auslandsinvestitionen und das Dreifache des Wertes der zu Beginn dieses Zeitraums bestehenden Investitionen.“³³ Mit der Expansion des amerikanischen Kapitalexports nach dem Zweiten Weltkrieg, die doppelt so rasch vonstatten ging wie die Entwicklung des amerikanischen Warenexports³⁴, schnellten die Gewinne in die Höhe. „In den Jahren 1946 bis 1948 betrug das durchschnittliche Jahreseinkommen aus Auslandsinvestitionen das Doppelte des Jahresdurchschnitts der vorhergegangenen 26 Jahre. Überdies erhöhte sich die Beute Jahr für Jahr; die Gesamtsumme für 1948 übertraf die Ertragsziffer des Jahres 1945 um 123 Prozent.“³⁵

Der Drang der überschüssigen amerikanischen Kapitalien in die extraktiven Industrien der Dritten Welt und — während der Rekonstruktionsperiode verstärkt — in die Industrien der westeuropäischen Länder — von denen wiederum die technischen Spitzenindustrien den Großteil der Investitionen absorbierten³⁶ — wird noch plausibler angesichts der Relationen zwischen den in- und ausländischen Netto-Ertragsraten der Investitionen. Lag doch 1948 zum Beispiel die durchschnittliche Ertragsrate der Gesamtvermögen der großen Kapitalgesellschaften, also der Inlands- und Auslandsvermögen zusammen, mit 13,8 Prozent mehr als drei Prozent unter der Ertragsrate des Buchwerts der amerikanischen Direktinvestitionen im Ausland³⁷. Bereits in toto klafften die in- und ausländischen Ertragsraten tatsächlich noch viel weiter auseinander. In den Bilanzen jener Konzerne, die das Feld der amerikanischen Kapitalexporthen anführten, erschienen darüber hinaus Extraprofite aus Auslandsinvestitionen, die drei- bis viermal so hoch ausfielen wie die „normalen“ Gewinne³⁸.

32 Auf — 1950 zunächst — 11,788 Milliarden Dollar an Direktinvestitionen plus 5,7 Milliarden Dollar an Portfolioinvestitionen; vgl. Jalée, a.a.O., S. 66.

33 Victor Perlo, *Der USA-Imperialismus*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1971, S. 68.

34 Vgl. Jalée, a.a.O., S. 66.

35 Perlo, a.a.O., S. 69.

36 Hierzu u. a. Ulrich Küntzel, *Der Dollar-Imperialismus*, Neuwied 1968, S. 70 ff.

37 Vgl. Perlo, a.a.O., S. 70.

38 So lag 1948 z. B. die Ertragsrate der Auslandsinvestitionen von Standard Oil (N.J.) um 22 Prozent, von General Motors um 55 Prozent und von Firestone Rubber um 19 Prozent über der jeweiligen Inlands-ertragsrate; vgl. Perlo, a.a.O., S. 70.

Aus all dem resultiert, daß die Sorge um den produktiven Einsatz des Surpluskapitals wohl nicht schlechthin die expansionistische Phantasie der amerikanischen Unternehmer beflügelte hatte; nicht weil sie mangels interner Anlagemöglichkeiten keine andere Wahl gehabt hätten, planten sie im Verein mit den Experten aus der Regierung die außenwirtschaftliche Expansion via Kapitalexport, sondern weil sie nach lukrativeren Investitionssphären Ausschau hielten, als die amerikanische Volkswirtschaft sie bieten konnte. Sie machten auch daraus gar kein Geheimnis und genierten sich nicht, die Profitmaximierung als den Kern des ganzen Problems zu pointieren³⁹.

Daneben war es auch die epochale Tendenz zur Internationalisierung des Kapitals⁴⁰, die das zeitig programmierte Wachstum und vor allem auch den Strukturwandel der amerikanischen Auslandsinvestitionen erklärt. Über die nationalen Akkumulationsschranken de facto hinausgewachsen, benötigte das amerikanische Kapital ein Konzept für globale Operationen. Es lag in der Natur der Direktinvestitionen, daß dieses Konzept mehr enthalten mußte als nur die außenwirtschaftspolitischen Regularien. Eine ganze Skala politischer Eingriffe — von der Auslandshilfe über infrastrukturelle Vorarbeiten bis hin zu gesellschaftspolitischen Interventionen — war vonnöten, sollten die amerikanischen Unternehmen in den Ländern, in die sie Kapital zu exportieren gedachten, ein günstiges „Investitionsklima“ vorfinden⁴¹. Und für den Fall, daß dieses Klima trotz aller Prophylaxe umschlug, brauchte das in Gefahrenzonen engagierte Kapital den diplomatischen und notfalls auch militärischen Schutz der amerikanischen Regierung. Und schließlich gehörten in den Katalog der flankierenden Maßnahmen auch staatliche Bürgschaften und Versicherungen, die den etwaigen Verlust amerikanischer Auslandsinvestitionen kompensierten.

Nun gaben sich allerdings die Planungsexperten des Big Business keineswegs mit der Aussicht zufrieden, auf der Basis dieser politischen „Subventionen“ und Garantien die amerikanischen Direktinvestitionen im Ausland vervielfachen und als optimales Mittel der Profitmaximierung nützen zu können. Was ihnen darüber hinaus noch vorschwebte, war die Vision der „einen“, durch amerikanische Direktinvestitionen in all ihren Regionen zusammengehaltenen und amerikanisierten Welt. Zwar hat sich diese Hoffnung nicht in ihrer ganzen universalistischen Hypertrophie erfüllt⁴², da einige Adressaten der amerikanischen Expansion — insbesondere die sozialistischen

39 Vgl. etwa Buchanan/Lutz, a.a.O., S. 224 ff.

40 Hierzu u. a. Magdoff, a.a.O., S. 52 f.

41 Vgl. Frank Niess, Imperialismustheorie und politische Ökonomie der armen Welt, in: POLITISCHE VIERTELJAHRESSCHRIFT, 14. Jg., 1973, Heft 3, S. 379—388, hier: S. 382 f.

42 Vgl. Volkhard Brandes, Die Krise des Imperialismus. Grenzen der kapitalistischen Expansion und der Wiederaufbau der Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main 1973, S. 29.

Länder — vor den avisierten Kapitalimporten aus den Vereinigten Staaten ihrer gesellschaftspolitischen Implikationen wegen die Türen verschlossen⁴³. Doch ist dafür in der westlichen Hemisphäre um so planmäßiger das Kalkül aufgegangen, aus den Direktinvestitionen im Ausland auch gesellschaftspolitisches Kapital zu schlagen⁴⁴. Wo immer das amerikanische Kapital expandierte, hielt der „American Way of Life“ mit ihm Einzug: als Substrat seiner optimalen Verwertung oder auch als Folge seiner Präsenz.

Die vielfältigen Versuche, nach Beendigung des Krieges die Vision der „einen“ und „offenen“ Welt in die Praxis umzusetzen, trugen wesentlich zur Entstehung des kalten Krieges bei und wurden schließlich durch seine Eskalation zunichte gemacht. Entgegen dem strikten Universalismus, der aus der außenwirtschaftlichen Planung der amerikanischen Regierung und der interessierten Kapitalvertreter sprach, gelang den USA nur die Rekonstruktion des kapitalistischen Weltmarktes⁵. Diesen partialen Weltmarkt allerdings dominierten sie durch die verschiedensten Instrumentarien oder Institutionen — Auslandshilfe, Weltbank, Internationaler Währungsfonds etc. — so lange nahezu perfekt, bis ihnen aus dem ersten „Integrationsboom“ innerhalb der EWG eine relevante Konkurrenz erwuchs. (Hier folgt im Original eine Skizze der amerikanischen Rohstoffpolitik, die mit Rücksicht auf Beiträge in: DAS ARGUMENT 51 und 53 entfallen konnte.)

a) Die historiographische Funktion der begrifflichen und sachlichen Beschränkung

Erweckt die implizite Vorentscheidung Junkers, aus seinem Begriff und sachlichen Verständnis des Ökonomischen, respektive der Außenwirtschaft, die Komplexe Rohstoffe und Kapitalexperte — nicht nur trotz Hilferding und Lenin, sondern auch trotz der Gewährsleute, die letzterer unter den bürgerlichen Nationalökonomien für die empirische Begründung seiner Imperialismus-Thesen fand — kommentarlos auszublenden, auch zunächst den Eindruck, als handelte es sich nur um einen intellektuellen Lapsus, so belehrt doch die gründliche Lektüre seines Buchs, daß die Verwirklichung der historiographischen Absicht mit dieser Reduktion steht und fällt. Denn schließlich will Junker ausdrücklich jene Fehler der „revisionistischen“ Geschichtsschreibung — eine Schule, die sich von den vormalig meist idealistischen Ansichten der „orthodoxen“ Historiographie durch die Revision zentraler Hypothesen zur amerikanischen Außenpolitik im allgemeinen und ihrer Rolle während des kalten Krieges im besonderen distanzierte — zu diesem Abschnitt der amerikanischen Geschichte korrigieren, die er als Folgen monomaner ökonomischer Interpretationen versteht (12); und er will beweisen, daß das ökonomische Interesse nur als ein Faktor unter

43 Hier ist vor allem auf das schließlich seiner evidenten sozio-ökonomischen Implikation wegen gescheiterte Projekt eines großen amerikanischen Kredits für die Sowjetunion hinzuweisen; vgl. Herbert Feis, Churchill, Roosevelt, Stalin. The War they waged and the Peace they sought, Princeton 1957. Ausführlich zu „Rußlands Opposition gegen Amerikas offene Welt“ Gardner, Economic Aspects, S. 292 ff.

44 Vgl. etwa Küntzel, a.a.O., S. 79 ff.

anderen die amerikanische Außenpolitik der Zwischenkriegszeit bestimmte. Das Kunststück aber, diese Revision durch eine Analyse zu bewerkstelligen, die von nichts anderem als eben just den ökonomischen Determinanten politischer Prozesse handelt, kann theoretisch nur durch die Reduktion des Ökonomischen auf Außenhandel gelingen. Wie sehr der Zwang zur multikausalen Geschichtsbetrachtung, dem er pro forma folgt, ohne methodologisch abzuklären, in welchen Relationen und Proportionen die ideellen, politischen, militärischen und ökonomischen Komponenten der Außenpolitik zusammenwirken, den Autor praktisch überfordert, beweisen die eklatanten Widersprüche seiner Analyse. Während er sich einerseits schließlich (283) in seiner zentralen Hypothese bestätigt sieht, daß das Ökonomische „im Ganzen der amerikanischen Außenpolitik...“ kein „notwendiger Reflex des amerikanischen Wirtschaftssystems“ gewesen sei, attestiert er andererseits den USA fast im Stile der Rhetorik ihrer imperialistischen Außenpolitiker am Ende des 19. Jahrhunderts, daß „für deren kapitalistische Wirtschaftsstruktur die nationalen Grenzen nicht die Grenzen des Wachstums bedeuten konnten“ (21). Und ganz nebenbei zieht er die „Tatsache der auf Expansion und offene Weltmärkte angewiesenen Wirtschaftsverfassungen der kapitalistischen Staaten“ (54) in Betracht. Und während er einerseits das „intentionale Selbstbewußtsein der Politiker“ aller neueren Geschichte der Geschichtswissenschaft zum Trotz zum realen „Subjekt der Geschichte“ erklärt (80 f.), kommt er andererseits unter dem Druck der Empirie mitunter doch nicht mehr umhin, das Ökonomische als eigentliches *Movens* der Geschichte darzubieten.

b) Zur Periodisierung der amerikanischen Außenpolitik

Nirgends setzt Junker dem Leser auseinander, warum er seine Analyse auf die Zeit von 1933 bis 1941 beschränkt, obwohl der Modus der Periodisierung inhaltliche Implikate hat. Als defensive Politik, quasi als Vorwärtsverteidigung mit wirtschaftlichen Mitteln kann der Autor die amerikanische Außenhandelspolitik mit ihrem strikt globalen Zuschnitt nur deshalb en passant rechtfertigen, weil er sie derart aus ihrer Geschichte heraustrennt, daß die autonomen imperialistischen Dispositionen dieser Politik, die eine bemerkenswerte Kontinuität aufweisen, zugunsten „natürlicher“ wirtschaftlicher Zwänge und exogener Faktoren aus dem Blick geraten. Die von Junker u. a. in die Periodisierung versteckte Apologie der amerikanischen Politik besagt, daß die Nachwehen der Weltwirtschaftskrise und das wirtschaftliche Eindringen der Achsenmächte in amerikanische Domänen — wie in Lateinamerika — oder ihr Versuch, — wie im Fernen Osten — die „Offene Tür“ vor amerikanischen Interessen zu verriegeln, der Roosevelt-Administration gar nicht die Wahl der nationalen Selbstbeschränkung ließen. Mit Bedacht — so möchte man fast meinen — gerät auf diese Weise die Erkenntnis der „Revisionisten“ in Vergessenheit, daß die amerikanischen Außenbeziehungen nicht nur einmalig unter prekären Verhältnissen, sondern seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer auch unter normalen Bedingungen durch expansive Tendenzen gekennzeichnet waren.

c) Isolationismus versus Internationalismus

Während Junker „mit der Kritik an der Isolationismus-These in einem wesentlichen Punkt“, nämlich darin übereinstimmt, daß die Roosevelt-Administration „in der Tat das nationale ökonomische Interesse der USA im globalen Maßstab“ (12) bestimmte, kann er der mit dieser Kritik meist

zugleich implizierten These, daß es sich angesichts der permanenten Expansion der USA „bei der Auseinandersetzung zwischen ‚Isolationisten‘ und ‚Internationalisten‘ weniger um prinzipielle strategische, sondern vielmehr um taktische Differenzen handelte“ (Krippendorf), nicht beipflichten. Es ist im Gegenteil seine Absicht, herauszuarbeiten, welch essentialer Art der Widerstand der Isolationisten gegen jedwede Tendenzen war, die USA über ein bestimmtes Maß hinaus in die internationale Politik zu involvieren. Daß die Kontroverse über die Grenze zwischen notwendigem und überflüssigem außenpolitischem Engagement die (außen-)politische Debatte der dreißiger Jahre komplizierte, wurde von den „Revisionisten“ nie bestritten. Nur haben sie sich nie damit begnügt, diese Kontroverse nur formal und deskriptiv abzuhandeln, sondern sie haben meist genauer nach der tatsächlichen Relevanz der „isolationistischen“ Opposition gegen Roosevelts Politik gefragt. Die Antwort auf diese Frage hängt freilich von der Begriffsbestimmung des Isolationismus ab. Wenn Isolationismus strikte außenpolitische und -wirtschaftliche Abstinenz bedeutet, dann waren die USA niemals isolationistisch. Wenn der Isolationismus-Begriff hingegen — im Sinne von Washingtons Farewell Address oder Jeffersons Inauguraladresse — nur die Abkehr von formellen Bündnissen oder Systemen kollektiver Sicherheit bei gleichzeitiger ökonomischer Expansion beinhaltet; und wenn im übrigen Isolationismus „rein militärisch als nicht- oder anti-interventionistisch definiert und auf Europa beschränkt“ (Pütz) wird, wie es oft geschieht, kann es über seine zwischenzeitliche Virulenz keine Meinungsverschiedenheiten geben. Daß die von Junker besonders herausgestellten Neutralitätsgesetze (164) die außenpolitische Offensive der Roosevelt-Administration vorübergehend und partiell behinderten, haben wiederum auch die „Revisionisten“ nie bestritten. Doch lag es ihnen fern, diese gesetzliche Barriere gegen die globalen Ambitionen Roosevelts, das „Modell der einen Welt“ (267) zu verwirklichen, zu einem Beweis für die grundsätzliche Polarität und Immobilität der Außenpolitik zu stilisieren, der die These, wonach die Expansion stets nur der Form nach, niemals aber in der Sache umstritten war, widerlegen könnte.

d) Isolationismus als bündnispolitische Abwesenheit und handelspolitische Anwesenheit

Welchen Sinn nun so betrachtet grundsätzliches Beharren auf der Unterscheidung zwischen Isolationismus und Internationalismus für das Verständnis der amerikanischen Politik noch haben soll, wenn man überdies den Isolationismus-Begriff wie Junker einerseits derartig dehnt, daß als Isolationisten noch solche Politiker firmieren, „die das vitale, d. h. durch Waffengewalt zu behauptende nationale Interesse der USA auf die westliche Halbkugel der Erde beschränken wollten“ (248) und ihn andererseits auf die politische Dimension verengt, bleibt rätselhaft. Es ist auch nicht damit getan, „eine bündnispolitische Abwesenheit und eine handelspolitische Anwesenheit“ (36; Anm. 12, 99) dichotomisch festzustellen, ohne die Frage nach der Opportunität der einen und/oder der Systemnotwendigkeit der anderen Politik zu stellen, geschweige denn zu klären. Es scheint es denn auch weiter nicht kurios, daß derselbe Autor, der die weltpolitische Bedeutung des isolationistischen Syndroms gegen die „revisionistische“ Ansicht emphatisch unterstreicht, die „Debatte zwischen Isolationisten und Internationalisten über die Realität oder Irrealität der potentiellen Gefahren für die USA und ihre Weltstellung“ (217) als „demokratischen Luxus“ bagatellisiert.

e) Protektionismus und Freihandel

Pathetisch lastet Junker den „Revisionisten“ — als Folge des „erkenntnistheoretischen Sündenfall(s) der Williams-Schule“ (13): ihrer angeblich monokausal-ökonomischen Erklärung der amerikanischen Außenpolitik — an, daß sie die protektionistische Komponente der amerikanischen Außenhandelspolitik regelmäßig übersahen und deshalb auch den Widerspruch zwischen ihrer Theorie und Praxis, „zwischen den liberalen Forderungen nach offenen Weltmärkten und der gleichen Chance einerseits und der eigenen protektionistischen Politik andererseits“ (12 f.) verkannten. Bei Junker bleibt unberücksichtigt — und dies reflektiert seine defizitäre Methodologie und Rezeptionsfähigkeit —, daß die „Revisionisten“ in Wirklichkeit diesen scheinbaren Widerspruch keineswegs verkannten, sondern gelegentlich sogar besonders akzentuierten. Aber sie haben in der internalistischen und der externalistischen Komponente der amerikanischen Außenwirtschaftspolitik zu Recht zwei durchaus kompatible, per saldo sehr wohl expansionistische Tendenzen gesehen. Denn was bedeutet in der Praxis diese Koexistenz von Freihandelspolitik und Schutzzollpolitik? Nichts anderes im Grunde als den Ausdruck des wirtschaftlichen Zwangs, unter dem die Länder mit der höchsten Produktivität — nach klassisch englischem Vorbild — mit einer Reihe von Produkten verstärkt zum Weltmarkt drängen, um Extraprofite, die der Überbewertung ihrer Währung, den Terms of Trade und anderen Faktoren entstammen, zu realisieren, wobei sie freilich gleichzeitig durch staatliche Interventionen diejenigen Produktionszweige vor vernichtender ausländischer Konkurrenz zu schützen haben, die weniger wettbewerbsfähig sind, weil sie z. B. mit ihrer Produktivität unter dem internationalen Durchschnitt liegen.

f) Die vertagte Weltmarktreakonstruktion

Was Junker aus der imposanten Fülle des Materials mit Akribie und ausgeprägtem Sinn für die Details tatsächlich herausarbeitet, ist — so paradox es klingt — dank der „Revisionisten“ im großen und ganzen längst bekannt: daß die amerikanische Regierung nach der Weltwirtschaftskrise unter Federführung von Hull von 1934 an versuchte, den inzwischen geteilten und zusammengeschrumpften Weltmarkt im Interesse der amerikanischen Wirtschaft zu restaurieren. Da dieses liberale Konzept von Anfang an in den USA gegen den hartnäckigen Widerstand der „ökonomischen Nationalisten“ und der durch sie repräsentierten industriellen und landwirtschaftlichen Interessen durchgefochten werden mußte und in der internationalen Praxis auf schier unüberwindliche Barrieren in Gestalt „von aggressiven und expansiven Systemen in Deutschland, Italien und Japan, die den unteilbaren Weltmarkt durch autarke Markt- und Machtbereiche zu zerstören drohten“ (282), stieß, dauerte der „alte Widerspruch zwischen Theorie und Praxis“ (281) im Außenhandel fort und spitzte sich schließlich der ökonomische Gegensatz zu politischen und militärischen Auseinandersetzungen zu. Der unteilbare Weltmarkt unter amerikanischer Suprematie — diese, von amerikanischen Außenpolitikern oftmals bekundete Prämisse, vergißt Junker zu erwähnen — ließ sich unter diesen Umständen vorerst nicht verwirklichen. Dafür arbeitete die amerikanische Regierung noch während des Krieges um so energischer darauf hin, die vorläufig vertagte Rekonstruktion eines solchen Markts nach Kriegsende beschleunigt nachzuholen.

g) Wissenschaftstheorie und historiographische Praxis

Statt die wissenschaftstheoretischen Vorbehalte des „kritischen Rationalisten“ Junkers gegen die „Revisionisten“ zu diskutieren, wurden bislang, weil er sie selbst nur äußerst kurz und vage anklingen läßt, wenn er sich (14) implizit für „hypothetische Aussagen der forschenden Vernunft“ und gegen „ontologische Aussagen über das ‚Eigentliche‘ in der Geschichte“ erklärt, nur die logischen Difizienzen, methodischen Mängel und sachlichen Fehler seiner Analyse extensiv erörtert. Ob sie summa summarum mit den Ansprüchen der von Junker praktizierten und propagierten (vgl. seinen Aufsatz: „Über die Legitimität von Werturteilen in den Sozialwissenschaften und der Geschichtswissenschaft“, in: HISTORISCHE ZEITSCHRIFT 211 [1970], S. 1—33) empirisch-analytischen Methode vereinbar sind, mag der Leser selbst beurteilen. Dazu nur ein abschließender Hinweis: obwohl die Korrektur der „revisionistischen“ Version zur Geschichte der amerikanischen Außenpolitik der dreißiger Jahre das erklärte Ziel der Untersuchung Junkers ist, macht er sich nicht einmal die Mühe, die Ansichten der „Revisionisten“ genauer zu referieren, geschweige denn zu diskutieren. Etliche Arbeiten, die aus diesem Zusammenhang schlechterdings nicht wegzudenken sind, erscheinen weder im Literaturverzeichnis noch im wissenschaftlichen Apparat: z. B. D. F. Fleming, *The Cold War and its Origins 1917—1960*, Vol. I, 1917—1950, London 1961, oder David Horowitz (Hrsg.), *Big Business und Kalter Krieg*, Frankfurt a. Main 1971. Dies freilich hindert Junker nicht, ein kategorisches Urteil über einen anderen Autor abzugeben, auch wenn es dessen Existenz bedroht: „Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die vorgelegte Dissertation wird nicht deshalb für mangelhaft gehalten, weil N.(iess) einen materialistisch-ökonomischen Ansatz gewählt hat, sondern deshalb, weil wissenschaftliche Mindestbedingungen, die für jeden möglichen Ansatz in der Geschichtswissenschaft gelten, vom Autor nicht erfüllt wurden.“

gulliver

Deutsch-englische Jahrbücher German-English Yearbook

Ankündigung und Aufruf zur Mitarbeit

(leicht gekürzter Abdruck aus Gulliver 1, Argument-Sonderband AS 9)

I.

Am 28. Oktober 1726, fast auf den Tag genau 250 Jahre vor Erscheinen dieser ersten Nummer eines neuen Periodikums, das sich die kritische Vermittlung zwischen dem deutschsprachigen und dem englischsprachigen Kulturprozeß zum Ziel setzt, erschien die Erstausgabe von Jonathan Swifts weltberühmten Buch *Gullivers Reisen*. *Gulliver* ist zum vielleicht bekanntesten, populärsten Namen der englischen Literatur geworden. Deshalb und weil es der Name des Reisenden ist, der kritisch vergleichend die Erfahrung mit unterschiedlichen Gesellschaften und Nationen berichtet, schien er uns geeignet als Name für dieses neue Periodikum.

War Swift nicht ein Konservativer? *Gulliver* ist eine Gestalt aus der frühen bürgerlichen Gesellschaft. In der spätbürgerlichen Gesellschaft sieht alles anders aus, erscheinen auch konservative Traditionen aus der bürgerlichen Frühzeit in neuem Licht.

Alle weiteren Analogien sind also zufällig. Oder soll der Name *Gulliver* zu verstehen geben, daß wir uns an alle gegenüber dem Objekt oder seiner fachwissenschaftlichen Behandlung in irgendeiner Weise Nachdenklichen, Kritischen, Unzufriedenen wenden, nicht nur an solche, die alles durch eine bestimmte vorgefertigte Brille betrachten? Sollen unterm Land der Riesen die riesigen USA und unterm Land der Zwerge Europa verstanden werden? Oder soll das aus Grandvilles Gulliver-Illustrationen von 1838 genommene Titelbild anspielen auf das „Big brother is watching you“?, oder zeigt es vielmehr Gulliver, aufmerksam den amerikanischen Großen Bruder beobachtend?

Oder soll gar angespielt werden auf Gullivers Reise nach Laputien? So heißt jene Insel, die in der Luft, hoch über den wirklichen Dingen schwebt und deren hochgeistig absorbierte Einwohner sich Diener halten müssen, die ihnen von Zeit zu Zeit Schläge auf den Kopf versetzen, um sie zu veranlassen, sich wenigstens für einen Moment mit der Realität zu beschäftigen. Die Laputier sind Vorläufer dessen, was Brecht später die Tui genannt hat¹. Sie sind un-

1 Vgl. Argument-Sonderband 11, „Brechts Tui-Kritik“, 1976.

praktische Denker, die nichts von der Anwendung halten und tragen deshalb schlecht sitzende Kleider und wohnen in schlecht gebauten Häusern. — Soll am Ende gar angespielt werden auf laputische Zustände an so manchem Englischen Seminar?

Alle derartigen Assoziationen sind ebenso zufällig wie erwünscht. Die Vieldeutigkeit der Gulliver-Figur macht sie geeignet, Taufpate zu sein für den Versuch, einen vielfältigen und differenzierten deutsch-englischen Kommunikationsprozeß zu organisieren.

II.

Die englisch-sprachige Kultur, die im Alltagsleben unseres Landes zunächst überall begegnet, ja das gesamte Leben durchdringt und tradierte Lebensformen teilweise schon verdrängt hat, ist, wie jeder weiß, die amerikanische. Die Bundesrepublik ist nicht nur politisch, ökonomisch und militärisch von den USA abhängig, sondern auch kulturell. Sie teilt dieses Los mit den anderen westeuropäischen Staaten. (. . .)

Aber halt! Was heißt hier „amerikanisch“? Es ist nicht die amerikanische Realität in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit, die nach Europa herüberstrahlt, sondern ein von kommerziellen und politischen Agenturen gefiltertes Bild. So bestimmend der Prozeß kultureller Amerikanisierung in der BRD ist, so sehr bleibt seine wirkliche Vermittlung im Dunkeln. Es gibt kaum direkte Kontakte, kaum unzensurierten „horizontalen“ Informationsfluß zwischen den demokratischen Bewegungen oder den Kulturproduzenten beider Länder. Gerade weil die Einwirkung amerikanischer Kultur auf die europäische so wirksam erfolgt, ist jenes Fehlen „horizontaler“ Kontakte so gefährlich. Eine der Aufgaben, die *Gulliver* sich stellt, ist es, hier zu vermitteln. Informationen über die demokratischen Bewegungen zu geben, Wirkungszusammenhänge aufzudecken. *Gulliver* stellt auch den befreundeten Kräften Amerikas eine Plattform zur Verfügung.

III.

Wie steht es mit dem wissenschaftlichen Fach, das diesen komplexen Gegenstand zu bearbeiten hätte? (. . .)

Die Amerikanistik zeichnet sich vor der Anglistik dadurch aus, daß sie von vornherein die Grenzen traditioneller Philologie gesprengt oder sich gar nicht erst in sie eingeschlossen hat. Ohne große theoretische Reflexion und, was genau so fragwürdig ist, ohne Problembewußtsein angesichts der Folgen des Imports amerikanischer Kultur im eigenen Land, hat die Amerikanistik versucht, die *humanities* mit den Sozialwissenschaften unter einem Dach zu vereinigen. Dabei kann zwar von Interdisziplinarität kaum die Rede sein, wohl aber von einem — im Vergleich zu den herkömmlichen fremdsprachigen Philologien — komplexeren Bewußtsein von kulturhistorischen Prozessen.

In den letzten Jahren ist besonders an einigen Amerikainstituten in der BRD und Westberlin versucht worden, von diesem bloßen Nebeneinander wegzukommen und vor allem auch eine mehr sozial-

historisch orientierte Erforschung der amerikanischen Kultur und Literatur zu begründen; amerikanische Stadtentwicklung wird ebenso erforscht wie der allgemeine ökonomische Prozeß, und die literaturwissenschaftlichen Studien beschränken sich keineswegs auf den üblichen literarischen Kanon — der vielleicht aus Opportunitätsgründen um „Trivilliteratur“ erweitert wäre —, sondern bemühen sich z. B. um die Analyse kultureller Artikulations- und Darstellungsformen. Diese Tendenzen will auch *Gulliver* unterstützen, sowohl was die thematischen Interessen angeht, als auch was die Entwicklung der Methoden betrifft; gerade über letztere bestehen noch erhebliche Unklarheiten, wodurch Erkenntnisprozesse behindert werden. (..)

IV.

(..) Während in der Germanistik im vergangenen Jahrzehnt eine lebhaft Auseinandersetzung um Ziele, Methoden, Inhalte und Organisation der Disziplin stattfanden, blieb die Anglistik im Windschatten. Dies rührt nicht etwa daher, daß die Anglistik eine radikale Selbstprüfung nicht nötig hätte, z. B. weil sie anders als die Germanistik sich nicht im NS kompromittiert hätte. Sie hatte sich kompromittiert. Wie schon in der wilhelminischen Phase hatten die Fachvertreter der deutschen Anglistik auch im Faschismus dem Sog und Druck nationalistischer und imperialistischer Machtpolitik nachgegeben, hatten allzuoft die aufklärerischen und demokratischen Traditionen preisgegeben und die sozialistischen bekämpft. Nach 1945 fand keine kritische Bewältigung dieser Vergangenheit statt, sondern das Fach bestimmte sich weithin durch den Verdrängungsmechanismus der nur scheinbar „unpolitischen“ Filigranarbeit „werkimmanenter“ Interpretation.

Die Gelegenheit zur Neubesinnung kam, als gegen Ende der sechziger Jahre die staatliche Bildungspolitik auf die kostensparende Rationalisierung der Lehrerbildung drängte. Zur etwa gleichen Zeit machte die Studentenbewegung nachdrücklich die Forderung einer ideologiekritischen Infragestellung der Lehrinhalte und Methoden sowie das Interesse an einer demokratischen, sozialbezogenen Reform der Inhalte und Formen des Studiums geltend. Diese Gelegenheit, bestimmt durch das Zusammentreffen der Reformbedürfnisse „von unten und von oben“, wurde in Anglistik und Englischdidaktik nicht genutzt. Widerwillige und hinhaltende Anpassung an den Druck der Staatsstellen und Sich-Klammern an ständische Privilegien und hierarchische Machtstellung bestimmten weithin die Verhältnisse im Fach. (..)

V.

Den Bruch mit den geistlos gewordenen, beengenden, unproduktiven Traditionen vollzogen dagegen Studenten, Teile des akademischen Mittelbaus, eine Reihe jüngerer Professoren und einige wenige ihrer älteren Kollegen, für welche die humanistische Substanz ihres konservativen Standpunkts von der technokratischen Dürre bedroht, dagegen mit den neuen Ansätzen nicht unvereinbar war.

Von hier kamen und kommen Ideen, welche eine sozialverantwortliche, produktive Überprüfung der Ausbildungsziele mit einer entsprechenden Weiterentwicklung der Fachinhalte und Kritik der herkömmlichen Methoden verbinden wollen. Als wichtigste gesellschaftliche Aufgabe des Fachs erschien demzufolge die Lehrerausbildung. Als Ziel schwebt ein Englischlehrer vor, der mit den Verhältnissen in den USA, Großbritannien und auch im übrigen englischsprachigen Ausland möglichst vertraut ist und die dortigen Entwicklungen und kulturellen Hervorbringungen sozialkritisch zu beurteilen und zu vermitteln vermag.

Einmal die Zäune im Fach gelockert, die dunkle Brille der disfunktional gewordenen Konvention abgenommen, wurden große Gegenstände entdeckt. Dazu gehört der Bereich der Volkskultur und -literatur, die Zeugnisse der englischen und amerikanischen Arbeiterbewegung, die progressive Literatur und marxistische Tendenzen in der Wissenschaft. Dazu zählt das englischsprachige Ausland außerhalb der USA und Großbritanniens — Kanada, der australische Kontinent, der indische Subkontinent, die englischsprachigen Staaten Afrikas —, ein umfangreiches und vielfältiges Gebiet, das unter den Fachvertretern erst seine Fürsprecher und Dolmetscher finden muß.

Nicht zuletzt gehört zu den zu entdeckenden Stoffen das weitgehend verschüttete Erbe aufklärerischer und demokratischer Traditionen, das darauf wartet, hierzulande wirksam werden zu können.

Auch an der literatur- und sprachwissenschaftlichen Selbstbeschränkung des Faches galt und gilt es zu rütteln. Film- und Fernsehproduktion der englischsprachigen Länder erschien der Anglistik bisher als *quantité et qualité négligeable*. Fachwissenschaft und Fachdidaktik befaßten sich nicht mit dem Western oder mit der *Love Story*. Auch an die vom Rundfunk ausgestrahlten englischen Sprachprogramme wurde nicht gerührt. Der breite Strom kultureller Einwirkung aus dem englischsprachigen Ausland ins eigene Land wird von vielen Fachvertretern noch immer keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Dies enthebt sie der Mühe, sich mit den dabei mittransportierten Welt- und Gesellschaftsbildern kritisch auseinanderzusetzen und die Studenten in deren — mit den herkömmlichen geisteswissenschaftlichen Methoden nicht zu leistende — Analyse einzuführen. Und doch sind dies die Gegenstände, die in der Gesellschaft Realität und Macht haben und deren Nichtbeachtung mit der Selbstverurteilung zu gesellschaftlicher Irrelevanz gleichkommt.

In dem Maße, in dem sich mit der Beseitigung fachlicher Bornierungen wissenschaftliche Neugier betätigen konnte und wissenschaftliche Produktivität entfesselt wurde, da stand die gewohnte Literatur- und Sprachwissenschaft mitsamt der ressortstolzen Englischdidaktik um Antworten verlegen beiseite. Oder es erscholl der panische Ruf nach Ruhe und Ordnung, wenn von den Neuerern verlangt wurde, die Ziele der Lehrerausbildung in *gemeinsamer* Anstrengung von Fachwissenschaft, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften statt in ihrer überkommenen und zum Hemmschuh gewordenen streng säuberlichen Trennung voneinander zu verfol-

gen. Da wurde gar zürnend die vermeintliche, manchmal auch nur vorgeschobene „Freiheit der Wissenschaft“ von den Anhängern ihres Bundes gegen ihre sozialbewußte Beanspruchung und Neuerung angerufen. Da brachen schließlich im Fach selbst die Kontroversen auf, wie aus dem höflichen Neben- und Gegeneinander von Literatur-, Sprach- und Landeswissenschaftlern und Didaktikern eine methodisch gesicherte Zusammenarbeit werden und welche Organisation von Forschung, Lehre und Studium dieser Aufgabe förderlich sein könnte. Erstmals in der Geschichte des Fachs kam es gegen große Widerstände zu einem breiteren Interesse an historisch-materialistischen Methoden.

Solches beherzte Auftreten auf dem Parkett des gewohnten fachwissenschaftlichen „boredom“ hat mit wenigen Ausnahmen kein Echo in den etablierten Fachzeitschriften gefunden und ist daher selbst einer breiteren fachwissenschaftlichen Öffentlichkeit unbekannt geblieben.

VI.

Gulliver soll den verschiedenartigen, an aufklärerische und humanistische Traditionen anknüpfenden, auch sozialkritischen Tendenzen eine Plattform und ein Diskussionsforum zur Verfügung stellen, Echo geben, ermutigen, Erfahrungen verallgemeinern.

Gulliver soll mithelfen, daß in den beteiligten Fächern die Energien für vernünftige, relevante Themen und Ziele eingesetzt werden können, statt in Ritualen und Langeweile zu ersterben.

Gulliver soll schließlich mithelfen, daß die Resultate einer sich erneuernden Wissenschaft sich in der Schule niederschlagen in Gestalt eines wirklichkeitsnahen, kritischen interessanten Englischunterrichts.

Gulliver soll den deutschen und den englischsprachigen Wissenschaftlern, Kulturproduzenten, auch den Repräsentanten demokratischer Bewegungen zu einem Medium „horizontaler“ Kommunikation verhelfen, damit, was vom englischsprachigen Ausland in die BRD dringt, nicht allein das ist, was in den Vorstandsetagen multinationaler Konzerne und womöglich zuvor noch in den ideenpolitischen Zentralen der Staatsapparate gefiltert wurde. In *Gulliver* sollen daher auch Stimmen aus den englischsprachigen Ländern direkt (und auf englisch) zu Wort kommen. *Gulliver* kann dazu beitragen, daß die um progressive Entwicklungen bemühten Studenten, Wissenschaftler, Lehrer im In- und Ausland Diskussionspartner finden.

Gulliver wird seine Aufmerksamkeit unter anderem auf folgende Schwerpunkte konzentrieren: Amerikanischer und britischer Kulturimport; progressive Traditionen von Sprache, Literatur und Kultur im englischsprachigen Ausland; britische und amerikanische Arbeiterbewegung und ihre Kultur; nationale Befreiungsbewegungen; Probleme Australiens, Kanadas, Indiens, Südafrikas; BRD-Kulturpolitik und US-Kulturimperialismus; Schul- und Studienreform im Fach Englisch; Geschichte des Fachs in Deutschland, BRD und DDR; Fremdsprachenbedarf und -politik am Beispiel der englischen Spra-

che; Forschungspolitik, Publikationsstrategien und wissenschaftliche Schulbildung; staatliche Regulierung und wirtschaftliche Interessen in der Entwicklung des Fachs; zur Situation von Literatur-, Sprach-, Landeswissenschaft, Didaktik und Sprachausbildung.

Gulliver wendet sich an alle, die sich mit diesen Gegenständen befassen, an Anglisten und Amerikanisten ebenso wie an englischsprachige Germanisten, an Studenten, Hochschullehrer; Lehrer, Volkshochschuldozenten, Schüler. *Gulliver* wendet sich ferner an kulturpolitisch Tätige, an Mitarbeiter von Bühnen, Rundfunk, Film und Fernsehen, sofern sie sich mit Gegenständen deutsch-englischer Beziehungen oder mit kulturellen „Einfuhren“ aus den englischsprachigen Ländern befassen. *Gulliver* wendet sich schließlich an alle diejenigen im englischsprachigen Ausland, denen es angesichts der bestehenden zwischennationalen Kommunikationsstrukturen an einem durch Machtinteresse ungefilterten Zugang zur westdeutschen und westberliner Öffentlichkeit fehlt.

VII.

Erscheinen soll *Gulliver* ab 1977 mindestens zweimal jährlich in unregelmäßigen Abständen in der Reihe der Argument-Sonderbände. Um in dem umfangreichen Gebiet, innerhalb dessen er sich bewegen soll, brauchbare Beiträge bringen zu können, bedarf er der Mitwirkung seiner Leser. Er bedarf der Kritik und der Anregungen, der Information über Erfahrungen an Hochschule und Schule, über Tagungen und Kongresse, der Besprechung von Büchern und Filmen.

Die *Gulliver*-Redaktion, der Anglisten und Amerikanisten von verschiedenen Hochschulen (und auch von unterschiedlichen politischen Positionen) angehören, ruft in diesem Sinne zur Mitarbeit auf, bittet um Information über Arbeitsvorhaben, um Einsendung von Examens- und Seminararbeiten, um Vorschläge für Rezensionen bzw. um Anforderung des *Gulliver*-Mitarbeiterbriefs, der über Themen informiert und Buchtitel zur Rezension anbietet.

Um *Gullivers* Reise gut beginnen zu lassen, ruft die Redaktion auf, das neue Periodikum zur Fortsetzung zu beziehen oder es im Rahmen der Argument-Sonderbände zu abonnieren und weitere Abonnenten zu gewinnen. Wer *Gullivers* Start unterstützen will, der fordere bei der Redaktion unter Angabe der Verwendung Plakate und Prospekte (in denen dieses Editorial abgedruckt ist) an.

Ernest Borneman

Replik auf Klaus Ottomeyer

Es ist gut für unsere gemeinsame Sache, daß Klaus Ottomeyer die Kritiken an Morgan, Marx und Engels, die ich im Quellenverzeichnis meines Buches *Das Patriarchat* registriert, im Text aber ausgespart habe, noch einmal zusammenfaßt und vorführt. Meine Entscheidung, nicht auf sie einzugehen, stammte nicht aus blinder Loyalität zu den Klassikern, sondern aus der Überzeugung, daß sie recht hatten. Wenn Ottomeyer diese Einwände nun gegen mich erhebt, weil ich mich mit den Klassikern und nicht mit ihren Kritikern identifiziert habe, so bin ich der Redaktion des *Argument* zu Dank verpflichtet, hier erklären zu dürfen, weshalb ich das getan habe. Hätte ich die Einwände akzeptiert, so hätte sich für mich nicht nur ein anderes, nach meinem Verständnis nicht mehr marxistisches Bild der Geschichte ergeben, sondern auch eine andere Haltung zur Sexualität und schließlich auch eine andere Deutung der eigenen politischen Aufgaben. Ich will versuchen, das Punkt für Punkt zu belegen:

1. Ottomeyer sagt: „Es wäre verdienstvoll gewesen, wenn Borneman hier Morgans und Engels' inzwischen sehr zweifelhafte Annahmen offen in Frage gestellt und zumindest teilweise revidiert hätte.“ Dieses „Verdienst“ scheint mir gering, denn ich habe es stets als meine Pflicht betrachtet, die Klassiker nicht bloß zu repetieren, sondern mich an die schwierige Aufgabe heranzuwagen, in ihrem Sinne selbständig zu denken. Aber wo Marx und Engels recht hatten, scheint es mir unverzeihlich, aus mißverstandnem Respekt vor bürgerlicher „Modernität“ Älteres durch Neueres zu ersetzen.

2. Ottomeyer sagt: „Engels war im Anschluß an Morgan und Darwins Theorie der ‚geschlechtlichen Zuchtwahl‘ noch der Meinung gewesen, daß die durch das Inzestverbot aufgetretene Verbesserung der Erbmasse den mit Exogamieregeln ausgestatteten Gruppen einen Auslesevorteil gegenüber den inzestuösen verschafft habe — was heute kaum noch haltbar ist.“ Wieso nicht? Zwar spielt dieses Argument bei mir keine Rolle, weil es für meine Beweiskette irrelevant ist, aber ich betrachte es als sehr kühn, sich anzumaßen, hier superiores Beweismaterial zur Hand zu haben. Ich habe so ziemlich alles gelesen, was über diese Thematik bekannt geworden ist, und ich habe nie etwas Gegenteiliges von relevanter Pertinenz vorgefunden.

3. Ottomeyer weist mich in seinem Husarenritt gegen Engels auf die Beweiskraft der Thesen meines eigenen Lehrers Bronislaw Malinowski hin. Das mutet mich schlechthin paradox an, denn ich habe ja nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß *Das Patriarchat* eben aus dem Versuch entstanden ist, die Widersprüche zwischen Engels und Malinowski zu untersuchen. Resultat dieser vierzigjährigen Arbeit: Engels hatte recht, Malinowski unrecht. Wenn Ottomeyer nun vorschlägt, ich solle noch einmal von vorne anfangen, Malinowskis Einwände gegen Engels zu überprüfen, so impliziert er, ich hätte vier Jahrzehnte lang gefaulenzt, und das ist nicht gerade schmeichelhaft. Eine meiner Entdeckungen war, daß es bei den von Malinowski untersuchten „mutter-

rechtlichen“ Trobriandern genau das nicht gab, was Malinowski dort gefunden zu haben glaubte: die „Familie“. Genau das, was Ottomeyer nun zitiert, um zu beweisen, daß es „mutterrechtliche Familien“ gibt, zerstört sein Beweismaterial: die „Soziale Vaterschaft“ der Männer der Vatergeneration ist das Gegenteil der individuellen Vaterschaft der Kleinfamilie.

4. Ottomeyers Versuch, Mischformen der patrilinearen und matrilinearen, patrilokalen und matrilokalen Systeme als Beweise dafür anzuführen, daß keine Zuordnung des einen oder anderen Deszendenzsystems, der einen oder anderen Paarungslokalität zu dem einen oder anderen Produktionssystem möglich sei, scheidet an der Tatsache, daß alle Deszendenzsysteme und alle Formen der Paarungslokalität historisch gewachsen sind und sich aus internen und externen Gründen geändert haben. Sie werden auch heute noch durch veränderte ökonomische Bedingungen, durch Nachbarvölker mit anderen Deszendenzregeln, vor allem aber durch Kontakt mit den Industriekulturen in Mischformen verwandelt. Sie zu betrachten als seien sie von Anfang an so und nicht anders (also „gemischt“) gewesen, ist eine statische Beobachtungsform, die in der bürgerlichen Ethnographie immer wieder auftaucht, von Marxisten aber nie benutzt werden dürfte.

5. Ottomeyers These, daß der Kapitalismus sich eines Tages auch „gegen die patriarchalisch familialen Herrschaftsverhältnisse“ wenden, also matriarchalische Sippenverhältnisse schaffen könne, scheint mir vom Standpunkt der Irreversibilität der Geschichte aus noch dubioser als selbst der Gedanke mancher Feministinnen, daß innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft eine Rückkehr zum Matriarchat erreicht werden könne.

6. Aus den gleichen Gründen halte ich es für untragbar, die Widersprüche innerhalb des Feudalismus und innerhalb der bürgerlichen Welt als Beweise dafür anzuführen, daß auch patriarchalische Gruppen wie die indonesischen Gelehrten des 19. Jahrhunderts „fortschrittlich“ sein können. Denn als Argument gegen meine Prämissen wäre das nur dann stichhaltig, wenn die Gegner dieser „fortschrittlichen“ Patristen rückschrittliche Matristen gewesen wären. Die tatsächlichen Gegner waren aber ebenfalls Patristen, nämlich französische Kolonialisten.

7. Ottomeyer zitiert Karl Popper, eine für uns Marxisten schwer akzeptable Autorität, um zu beweisen, daß die (keineswegs von mir stammende) Überlegung falsch sei, matrilineare, matrilokale Kulturen bewaffneten sich nur dann, wenn sie mit patrilinearen, patrilokalen Kulturen konfrontiert werden. Wieso, im heiligen popperschen Namen, ist das eine „Immunsierungsstrategie“?

8. Es verblüfft mich ebenso, daß Ottomeyer den heiligen Popper gegen mich zitiert, wie daß er sich mit Bernfeld gegen Reich verbündet. Denn all die Argumente, die Ottomeyer von Bernfeld übernimmt, wandten sich ja nicht nur gegen die psychoanalytisch unorthodoxe Position Reichs, sondern auch — und dies vor allem — gegen seine Assoziation mit der damaligen KPD. Ottomeyer zitiert gegen mich Bernfelds berühmte Frage: „Der Kommunist erstrebt eine klassenlose Gesellschaft. Muß er deshalb leugnen, daß es Leid gibt und in alle Zukunft geben kann, das nicht von der kapitalistischen Produktionsweise herrührt?“ Diese Sätze waren vom Standpunkt des Revisionismus gegen den des Kommunismus geschrieben, und obgleich sie in dieser aus dem Zusammenhang gelösten Form harmlos sind, entstammen sie doch einer politisch reformistischen, psychoanalytisch orthodoxen und weltanschaulich konservativen Tirade gegen einen Mann,

der trotz seiner Fehler damals noch ein Mann der Linken war. In dieser Alternative stehe ich trotz meiner oft geäußerten Kritik an Reich eher bei ihm als bei Bernfeld, eher bei Marx als bei Popper.

9. Ottomeyer schreibt: „Die psychoanalytische Sublimationstheorie ist möglicherweise doch nicht so veraltet, wie es nach manchen modernen Psychoanalyse-Kritiken erscheinen mag.“ O doch, sie ist es. Und als einer, der Psychoanalyse an einer bürgerlichen Universität lehrt, deprimiert es mich besonders, wenn ein Marxist auf diese, von linken Analytikern längst aufgegebene Position zurückweicht, um den Marxismus in Frage zu stellen.

10. Ottomeyer behauptet, „die Familie“ sei „sehr viel älter, als noch Engels und Morgan vermutet haben“. Er erhebt diese Behauptung, weil er die Zweierbeziehung zwischen Frau und Mann mit „Ehe“ und die Dreierbeziehung zwischen Frau, Mann und Kind mit „Familie“ gleichsetzt — eine wissenschaftlich unhaltbare Definition. Das Wort „Familie“ leitet sich von *famulus*, „Sklave“, ab und hat keinen Platz in vorsklaventhalterischen Gesellschaftsordnungen. *Familia* war die Gesamtheit der Angehörigen eines römischen Hausherrn — sowohl die Ehefrau und deren Kinder wie die zum Haushalt gehörigen Sklaven und Diener. Es ist deshalb illegitim, das Wort „Familie“ auf irgendeine Haushalts- oder Geschlechtseinheit zu beziehen, die sich vor dem Produktionssystem der Sklaverei gebildet hat.

Solche Fehlbezeichnungen sind unter bürgerlichen Vorgeschichtsforschern, die sich bei der Periodisierung nicht an der Sequenz der Produktionsstufen orientieren, durchaus verzeihlich, aber sie dürfen nie bei einem Marxist auftauchen. Deshalb ist auch Ottomeyers Begriff der „einzel-familialen Konsumtionsstätten jungpaläolithischer Mammutjäger“ eine *contradictio in adjecto*, die zeigt, wie tief er der bürgerlichen Denkform verhaftet ist und wie leichtfertig er von ihr Begriffe übernimmt, die bei uns keine Relevanz haben. Seine immer wieder versuchte Identifizierung dieses bürgerlichen, aus der Gegenwart der Kleinfamilie in die Vergangenheit hineinprojizierten Familienbegriffs mit dem meiner Freunde und Lehrmeister mißlingt, wenn er George Thomsons Worte über die Mutterbeziehung in der matrilinearen Sippe vereinnahmt, als ob sie irgend etwas über die patrilineare Familie auszusagen hätten (George Thomson, *Die ersten Philosophen*, Berlin 1955, 1961², 1972³, S. 27—28).

11. Ottomeyer stützt sich vor allem auf Irmgard Sellnows Revision der Klassiker, mit der ich mich fast zwei Jahre lang unter Ausschluß aller anderen Tätigkeiten herumgeschlagen habe (Irmgard Sellnow, *Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgeschichte*, Berlin 1961). Das ist ein kluges, belesenes Buch, aber sein Versuch, die Permanenz der Familie und die relative Unwichtigkeit der mutterrechtlichen und frauenrechtlichen Institutionen zu belegen, läßt sich nur aus den historischen Notwendigkeiten der Sozialstrukturbildung der DDR in dem Jahrzehnt zwischen 1950 und 1960 verstehen. Diese Notwendigkeiten bestehen heute nicht mehr, und damit ist auch der Versuch hinfällig geworden, sie historisch und prähistorisch zu legitimieren. Ich habe die gleichen Quellen durchgearbeitet, die Professor Sellnow zitiert, und bin gerade durch dieses Quellenstudium zu entgegengesetzten Schlüssen gelangt.

Deshalb zögere ich auch nicht, noch einmal mit allem Nachdruck gegen Ottomeyers Überzeugung zu argumentieren, daß „die Familie“ mit der Dreiergruppe Frau-Mann-Kind identisch sei. Die Tatsache, daß wir in der UdSSR und den Volksrepubliken heute noch Familien benötigen, darf uns als redliche Marxisten nicht daran hindern, die Familie als Soziali-

sationsagentur des Patriarchats zu erkennen. Wenn wir als Marxisten (mater und Materie haben mehr als zufällige etymologische Gemeinsamkeiten) es ernst mit der Realisierung materieller Bedürfnisse meinen, dann dürfen wir uns nicht über das notwendige Maß der gegenwärtig erforderlichen Kompromisse an patriarchalische Institutionen klammern.

12. „Nach Bornemans Darstellung entsteht der Eindruck, als müsse der antipatriarchalische Kampf notwendig mit dem Aufruf zur Zerschlagung der Einzelfamilie verbunden werden.“ Dieser Eindruck ist korrekt, und seine Durchführung halte ich für unerlässlich, wenn wir je über den Sozialismus hinaus zur klassenlosen Gesellschaft vorstoßen wollen. Selbstverständlich ist Zärtlichkeit zwischen Erwachsenen und Kindern unerlässlich, wenn das Kind erfolgreich in seine Sexualrolle als Erwachsener hineinwachsen soll, und selbstverständlich kann diese Zärtlichkeit auch von den Eltern kommen. Aber in der Praxis geschieht es nur allzu oft, daß solche Zärtlichkeit fehlt und daß das Kind wegen seiner Abhängigkeit von den Eltern ohne Zärtlichkeit aufwächst und dann als Erwachsener seinem Sexualpartner ebenso wenig Zärtlichkeit zu geben vermag wie seinen Kindern.

Auch stimme ich gänzlich mit Ottomeyers Ansicht überein, daß kein Kind ohne Vorbild aufwachsen kann und daß die Qualität des Erwachsenen viel mit der Qualität der Bezugsperson zu tun hat. Aber auch hier bietet die Kleinfamilie nicht jene Auswahlmöglichkeiten, die sich dem Kinde zu Zeiten der Großfamilie und der matrilinearen Sippe noch anboten. Resultat: Das Kind ist in der Wahl seiner Vorbilder notgedrungen an zwei Menschen gebunden, die zwar unter besonders günstigen Umständen durchaus adäquate Vorbilder liefern können, es in der Praxis aber nur selten zu tun vermögen. Wollen wir das Kind nicht auf Gedeih und Verderb an zwei möglicherweise gemütsarme, liebesunfähige Menschen ausliefern, so müssen wir sobald wie möglich Institutionen schaffen, in denen die Kinder mit größerer Sicherheit auf Liebe, Verständnis und Zärtlichkeit, vor allem aber auf ein positives Vorbild rechnen können als das heute in der Familie — auch der sozialistischen Familie — garantiert werden kann.

Ein zweiter Block der von Ottomeyer erhobenen Einwände richtet sich gegen Behauptungen, die ich nie erhoben habe:

13. So findet er es zum Beispiel widersprüchlich, daß ich bei den frühesten Menschen eine polymorphe Sexualität vermute und gleichzeitig aus der fast unbegrenzten orgasmischen Kapazität der Frau folgere, diese frühen Menschen könnten kaum monogam gelebt haben. Aber polymorphe Sexualität schließt Paarung nicht aus. Da diese Menschen ausgestorben wären, wenn sie sich nicht heterosexuell gepaart hätten, bedeutet polymorphe Sexualität keine Negation der Paarung, sondern nur eine Aufwertung dessen, was wir „Vorspiel“ und eine Abwertung dessen, was wir „Höhepunkt“ nennen. Da auf der polymorphen Entwicklungsstufe, sowohl der ontogenetischen wie der phylogenetischen, die ganze Hautoberfläche libidinös sensitiviert ist, spielen Erogenzonen, einschließlich der Genitalien, eine relativ geringe Rolle. Was bei uns auf der genitalen Entwicklungsstufe als „Vorspiel“ gilt, ist auf der polymorphen Stufe der eigentliche Geschlechtsverkehr. Und was bei uns die Hauptsache ist, der genitale Orgasmus, ist bei ihr nebensächlich.

14. Ottomeyer wirft mir vor, ich hätte die Eskimos „in völlig verunglückter Weise zur Illustration des ‚neolithischen Matrismus‘“ heran-

gezogen, also als Beispiel der matrilinearen, matrilokalen Sippengemeinschaft der Jungsteinzeit. Ob die Illustration geglückt ist oder nicht, kann nur der Leser entscheiden, aber es ist frei erfunden, daß ich die Eskimos entweder als „neolithisch“ oder als „matristisch“ bezeichnet hätte. Im Gegenteil, ich sagte ausdrücklich, daß die kanadischen Eskimos, unter denen ich meine Lehrjahre als Anthropologe verbracht habe, „ganz und gar nicht in einer Sippengemeinschaft leben (und) nicht einmal matrilineare Deszendenz besitzen“ (Das Patriarchat, S. 80).

15. Ottomeyer wirft mir vor, „die Entwicklung der Verwandtschaftsformen und insbesondere ihre Differenzierung nach Mutterrecht und Vaterrecht“ mit der „Entwicklung der Produktionsweisen“ gleichgesetzt zu haben, während zwischen beiden in Wahrheit nur „ein sehr variables und multilineares Verhältnis“ bestünde. Genau das habe ich aber selbst gesagt. Nirgends findet bei mir eine Gleichsetzung statt. Im Gegenteil, ich habe nach der Aufzählung der historischen Sequenz von Gesellschaftsstufen (prägentile Gesellschaft, Gentilordnung, asiatische Produktionsweise, Sklaverei, Feudalismus, Kapitalismus, Diktatur des Proletariats, Sozialismus, Kommunismus) ausdrücklich betont, daß ich den Verwandtschaftsformen und Deszendenzregeln „keine Selbständigkeit im Widerspruch zu diesen tatsächlichen Gesellschaftsordnungen“ beimesse und sie auch nicht als unabhängige Sozialsysteme betrachte (Das Patriarchat, S. 545—546).

16. „Ebenso ungeklärt wie das Familienproblem bleibt bei Borneman der Stellenwert des hiermit zusammenhängenden Inzesttabus. Dieses kann beim besten Willen nicht als spezifisch vaterrechtliche Institution und Folge der Privateigentumsentwicklung hingestellt werden.“ Nirgends bei mir ist auch nur der entfernteste Versuch einer solchen Darstellung zu finden. Im Gegenteil, ich wende mich wiederholt gegen das ganze biologische Konzept eines Inzesttabus, (a) weil es impliziert, daß der Konnex zwischen Paarung und Zeugung stets bekanntgewesen sei, (b) weil es genetische Kenntnisse voraussetzt, die in vor- und frühgeschichtlichen Kulturen nicht vorlagen, (c) weil es eine Fehldeutung des Exogamiegebots ist.

Und dieses Gebot hatte seine Gründe darin, daß endogam lebende Gruppen sich überall als schwächer erwiesen hatten. Der menschliche Fortschritt baut sich unter vielen anderen Gründen auch darauf auf, daß Paarung als Kulturaustausch wirkt, wenn die Sexualpartner aus verschiedenen Gruppen mit verschiedenen Produktionsweisen stammen. Das ist der ökonomisch bedeutsame Aspekt der Exogamie. Ihn als Inzesttabu zu klassifizieren, ist ein alter bürgerlicher Irrtum. Mir vorzuwerfen, ich hätte den Ursprung der Klassengesellschaft biologistisch begründet, stellt meine Kritik am Konzept des Inzesttabus auf den Kopf.

17. Das ganze, den Großteil der Ottomeyerschen Kritik einnehmende Argument gegen den Gedanken der Inzesttoleranz ist grundlos, weil nirgends bei mir das Postulat auftaucht, Inzest sei „normal“ oder müsse „toleriert“ werden.

18. Auch Ottomeyers Behauptung, ich hätte im Zusammenhang mit der prähistorischen „Blutsverwandtschaftsehe“ behauptet, die Frau sei frei gewesen, „mit ihrem Bruder oder Vater zu koitieren“, stimmt nicht, denn das von ihm angeführte Zitat bezieht sich überhaupt nicht auf die „Blutsverwandtschaftsehe“ und auch nicht auf irgendeine andere Form der tatsächlichen Inzesttoleranz, sondern auf die griechischen Vorurteile gegen ihre vorderasiatischen Nachbarn und auf den Wunsch der herrschenden

Klasse Athens, das Sippenvermögen nicht aufzuspalten, sondern es durch nominelle Geschwisterehe in der Sippe zu erhalten. Hier spielten also keineswegs inzestuöse Leidenschaften eine Rolle, sondern es ging um ökonomisch und machtpolitisch motivierte Vorgänge (Das Patriarchat, S. 212).

19. „Den Eindruck von der menscheitsgeschichtlichen Relativität des Inzesttabus hält Borneman u. a. dadurch aufrecht, daß er allen ethnologischen Einwänden zum Trotz weiterhin die Theorie von der Blutsverwandtschaftsfamilie verbreitet.“ Kein Wort wahr. Nirgends, nicht in einem einzigen Satz wird der Versuch unternommen, irgend so etwas wie eine „Blutsverwandtschaftsfamilie“ zu postulieren. Im Gegenteil, die von Ottomeyer immer wieder beanstandeten Begriffe „Blutsverwandtschaftsfamilie“, „Punalua-Familie“ und „Piraurau-Ehe“ tauchen bei mir überhaupt nicht auf.

20. Wenn Ottomeyer schließlich sagt, der dynastische Inzest in Ägypten sei ein Mittel zur Erbschaftsmonopolisierung gewesen, so zitiert er mich, statt mich zu widerlegen. Denn was er unter dem Vorwand, mich zu berichtigen, als seine eigenen Erkenntnisse darbietet, habe ich selbst gesagt, und was er mir als meine alternative These unterschiebt, hat er frei erfunden.

21. Ottomeyer schreibt: „Die Herstellung bzw. Wiederherstellung der klassenlosen Gesellschaft muß nun nach Borneman in der Abschaffung und Verschmelzung der Partialtriebe (...) bestehen.“ Nichts derartiges bei mir. Völliges Mißverständnis der Psychoanalyse (vergleiche hierzu die richtige, wenn auch durchaus kritische Deutung meiner Logik bei Prof. Dr. Igor A. Caruso in *Betrifft Erziehung*, Februar 1976, S. 67 bis 69). Deshalb stimmt auch Ottomeyers Behauptung nicht: „Bornemans Persönlichkeitstheorie ist nicht frei von regressiven Tendenzen.“ Oder sie stimmte nur, wenn der Kommunismus eine „Regression“ auf den Urkommunismus wäre. Gerade gegen diese These habe ich mich aber ausdrücklich in meiner Auseinandersetzung mit Horst Kurnitzky (vgl. meinen Beitrag „Geld im Patriarchat“, in: *Das Argument* 97) gewendet.

22. „Bornemans Auffassung, die Differenzierung psychischer Funktionen in Bewußt und Unbewußt sei als solche ein spezifisch patriarchalisches Produkt ist jedenfalls durch nichts belegt.“ Ich habe diese Behauptung aber auch nie erhoben, sondern habe gesagt, daß Freuds Modell der Psyche keineswegs auf alle Kulturen und auf alle Zeiten zuträfe, sondern nur das von ihm in die Psyche seiner Patienten hineinprojizierte Bild der Gesellschaftsstruktur seiner Zeit war: Freuds subjektives Bild der sozialen Hierarchie im Wien der Jahrhundertwende. Wenn dieses Modell überhaupt der Realität entspricht, dann muß es ebenso gewachsen sein wie die Gesellschaftsordnung, die sich in ihm widerspiegelt. Also muß die klassenlose Gesellschaft des „Urkommunismus“ auch eine klassenlose, der polymorphen Phase der Kindheit entsprechende Psyche hervorgebracht haben. Das ist zwar keineswegs „beweisbar“, aber es ist eine Arbeitshypothese, die sich späteren Generationen zum Verifizieren oder Falsifizieren anbietet. Da ich gerade auf diesen Punkt in meiner Diskussion mit Kurnitzky eingegangen bin, erübrigt sich weitere Erklärung.

Der dritte Block der Einwände, die Ottomeyer gegen meine Deutung der Vor- und Frühgeschichte erhebt, befaßt sich mit faktischen Fehlern, die er bei mir vorzufinden meint:

23. So wirft er mir vor, zu einer Zeit, als es nur Neandertaler gegeben habe, bereits Vorfahren der heutigen Menschen postuliert zu haben, um dadurch zu vermeiden, daß die erste Herabsetzung der Frau mit der Entstehung unserer eigenen Gattung zusammenfalle und somit als Kennzeichen des *Homo sapiens* gedeutet werden könne. Ottomeyers Annahme, daß der *Homo sapiens sapiens* ein Nachfolger des Neandertalers sei, ist aber keineswegs erhärtet. Nicht nur wissen wir heute, daß überall in Europa, besonders aber in jenem eurasischen Planquadrat, mit dem ich mich im Patriarchat befaße, die Vorfahren heutiger Menschen gleichzeitig mit der ausgestorbenen Linie der Neandertaloiden gelebt haben, sondern die neueren afrikanischen Funde (Richard Leakey, Carl Johanson, Maurice Taieb) lassen uns vermuten, daß Menschen unserer eigenen Linie sich bereits vor den Neandertaloiden entwickelt hatten. Die von Ottomeyer immer noch als korrekt akzeptierte Sequenz vom *Ramapithecus punjabicus* über den *Australopithecus africanus* und den *Australopithecus robustus* zum *Homo erectus*, *Homo sapiens neanderthalensis* und *Homo sapiens sapiens* hat sich seit rund einem Jahrzehnt als falsch erwiesen, denn zwischen dem *Ramapithecus* (14. bis 10. Jahrmilliont v.u.Z.) und den *Australopithecinen* (rund 3 Millionen Jahre v.u.Z.) tauchen jetzt Knochenfunde auf, die rund 4 Millionen Jahre alt sind und eher an *Homo sapiens sapiens* als an all die späteren blindendigen Varianten der Gattung *Homo* erinnern. Leakeys wiederholt geäußerte Überzeugung, daß sich *Homo sapiens sapiens* gleichzeitig mit den ausgestorbenen Nachfahren der *Australopithecinen*, des *Homo erectus* und des Neandertalers entwickelt hat, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit. Wenn es, wie Leakey vermutet, schon vor 5 Millionen Jahren Urformen des *Homo sapiens sapiens* gegeben hat, dann kann meine Vermutung, daß die „Herabsetzung der Frau“ im Jungpaläolithikum (also nach 50 000 v.u.Z.) erfolgte, kaum bedeuten, was mir Ottomeyer unterschiebt: daß dieser Anfang des Patriarchats „genauso alt (sei) wie die frühesten *Homo-Sapiens*-Kulturen, die wir kennen“. Damit wird aber auch Ottomeyers pessimistischer Einwand hinfällig, daß *Homo sapiens sapiens* von Natur her ein Frauenausbeuter gewesen sein müsse.

24. Ottomeyer behauptet, ich hätte die Zeit der „Neandertaler“ um 800 000 angesetzt, während sie in Wahrheit erst um 300 000 aufgetaucht seien. Ich sprach aber keineswegs in der von ihm zitierten Passage (Das Patriarchat, S. 39) von Neandertalern, sondern von „Neandertaloiden“. Der Unterschied ist so groß wie zwischen Menschen und Hominiden.

25. Ottomeyer beschuldigt mich, das Datum der Großwildjagd zu spät eingesetzt zu haben, aber er bringt die wissenschaftlichen Kategorien durcheinander, wenn er jedes Mal, wo ich von „Jagd“ spreche, das Wort „Großwildjagd“ substituiert. Ich bin absolut nicht willens, sein Diktum zu akzeptieren, daß die ersten Menschen „Großwildjäger“ waren und daß die einzige Ausnahme die aassfressenden *Australopithecinen* gewesen seien. Das widerspricht jeder mir bekannten Periodisierung der Urgeschichte, die stets Kleinwildjagd vor Großwildjagd, und stets das Nahrungssammeln vor das Jagen stellt. Hier geht also wirklich alles durcheinander.

26. Ottomeyer meint, meine Einreihung gewisser Zwergvölker in die Gruppe der matrilinearen und matrilokalen Wildbeuter würde „jedem bürgerlichen oder marxistischen Ethnologen die Haare zu Berge stehen lassen“ und zitiert hierfür Schebesta (1932), der nur von den „Bambuti“ sprach und erwiesene Fehler in der Klassifizierung von Deszendenzsystemen

men begangen hat. Suret-Canale (1966) sagt auf den von Ottomeyer zitierten Seiten 79 f. nichts, was zu Ottomeyers Schlüssen führen könnte, und Turnbull (1966 ff.) betont ausdrücklich die großen Wandlungen („Mestisierung“), die das Gesellschaftssystem der Kongo-Pygmäen während der letzten drei Jahrzehnte auf den Kopf gestellt haben. In den dreißiger Jahren, als ich die später von Turnbull besuchten Stämme zum ersten Male kennengelernt habe, gab es nicht den geringsten Zweifel über ihre matrilineare, matrilokale Ordnung. Turnbull weist noch in den sechziger Jahren auf den unzweifelhaft matrilokalen Charakter des Brauchs hin, daß die Frau die Hütte baut und jederzeit über das Recht verfügt, den Mann aus ihr zu verweisen. Die von Ottomeyer behauptete „konjugale Kernfamilie“ hat es nie bei den Kongo-Pygmäen gegeben, weil es bei ihnen keine Sklaverei gegeben hat. Wissenschaftler, die mit Begriffen wie „Kernfamilie“ herumjonglieren, ohne die Familie fest im Entwicklungsstadium der Sklaverei zu verankern, denken ahistorisch und unssoziologisch.

27. Ottomeyer greift die weit verbreitete Hypothese an, daß Fruchtbarkeitskulte, wenn sie in patrilinearen Gesellschaften auftauchen, die vorherige Existenz matristischer Kulturen anzeigen (Umar von Ehrenfels et al.). Aber er versucht nicht einmal, Gegenbeweise gegen diese keineswegs von mir stammende These zu zitieren.

28. Ottomeyer argumentiert gegen mein Konzept einer vor-ichbewußten Psyche, indem er Boas' bekannte Beobachtung anführt, daß es auch unter „Primitiven“ willensstarke und zielbewußte Einzelpersonlichkeiten gebe. Aber was hat das mit meiner These von der polymorphen Psyche in polymorphen Gesellschaftsordnungen zu tun? Das, was ihr entgegensteht (das von der Gruppe unabhängige Ichbewußtsein) hat sich nach Meinung nahezu aller Autoritäten innerhalb unserer europäischen Kultur erst im klassischen Hellas entwickelt und ist ein Produkt der Produktionsbedingungen, die dort existierten. Im Gegensatz zu Ottomeyer halte ich also an der Ansicht fest, daß „das Vermögen, die eigenen Handlungsvollzüge als einer persönlichen Identität zugehörig zu empfinden“ ein Produkt der Arbeitsteilung ist und deshalb in Gesellschaften mit ungeteilter Arbeit keinen Platz hat.

29. Ottomeyer wirft mir vor, ich hätte die Existenz der „psychoanalytisch wichtigen phallischen Phase offensichtlich vergessen“. Das wäre, wenn es stimmte, nun wirklich ein gravierender Vorwurf gegen einen Hochschullehrer der Psychoanalyse gewesen. Aber in allen Bänden meiner jährlich erscheinenden Studien zur Befreiung des Kindes (Walter Verlag, Olten und Freiburg 1973 ff.) habe ich die Gründe aufgeführt, weshalb ich eine solche Phase für illusorisch halte.

30. „Bornemans Emanzipationsbegriff, der auf der abstrakten Gegenüberstellung von ‚matristischer‘ und ‚patristischer‘ Vergesellschaftung basiert, erinnert über weite Strecken der Argumentation eher an eschatologische denn an marxistische Tradition.“ Als „abstrakt“ vermag ich die Welt der Väter, in der ich lebe und unter der ich leide, ebenso wenig zu empfinden wie die der Mütter, die ich ersehne. Was den Vorwurf der Eschatologie anbelangt, so hat ihn ja auch Bloch gegen Marx erhoben. Worauf Bloch prompt das gleiche von seinem Freund Gershom Scholem vorgeworfen worden ist. Hier befinde ich mich also in guter Gesellschaft.

„Das Monopol — ökonomischer Kern des heutigen Kapitalismus“

Kolloquium des Instituts für marxistische Studien und Forschungen am 26./27. Juni 1976 in Frankfurt/Main

Der bis heute wichtigste und zugleich umstrittenste Versuch einer Weiterentwicklung der ökonomischen Theorie von Marx liegt in der Herausarbeitung der Grundzüge einer Monopoltheorie durch Lenin vor. Sie ist nicht nur das Kernstück seiner Imperialismustheorie, sondern bildet auch die entscheidende Begründung der Strategie des antimonopolistischen Kampfes, wie sie von den kommunistischen Parteien der entwickelten kapitalistischen Länder verfolgt wird. Das Institut für marxistische Studien und Forschungen (IMSF) nahm den 60. Jahrestag des Erscheinens von Lenins Imperialismusschrift zum Anlaß, auf einer wissenschaftlichen Tagung die Auseinandersetzung um diese Theorie sowie ihre Weiterentwicklung und Konkretisierung zu führen. Der Einladung des Instituts waren ca. einhundert Wissenschaftler und Studenten bundesdeutscher und westberliner Hochschulen sowie zahlreiche Gäste aus west- und osteuropäischen Staaten gefolgt. Die Hauptreferate — welche die Diskussion an beiden Tagen jeweils einleiteten — hielten Prof. Jörg Huffschmid (Universität Bremen) und Heinz Jung (stellvertretender Leiter des IMSF).

Huffschmid versuchte in seinem Referat „Zu den theoretischen Grundlagen der marxistisch-leninistischen Monopoltheorie“ die Herausbildung monopolistischer Einzelkapitale, deren relative Dominanz gegenüber anderen Kapitalen für den heutigen Kapitalismus charakteristisch sei, als gesetzmäßige Konsequenz des Akkumulationsprozesses, der Konzentration und Zentralisation des Kapitals zu begründen. Ihre strukturellen Vorteilspositionen begründeten den dauerhaften Nicht-Ausgleich der Profitraten zwischen nicht-monopolistischen und monopolistischen Kapitalen und damit den Monopolprofit als eine historisch-systematische Kategorie der Kapitalanalyse. Indem Huffschmid den systematischen Vorteil der Monopole als relative Konkurrenzposition charakterisierte, trat er dem Mißverständnis entgegen, mit der These von der Monopolisierung, sei ein Außerkraftsetzen der Konkurrenz überhaupt behauptet. „Monopole können nicht aus dem Rahmen der allgemeinen Krisenhaftigkeit hinausspringen, aber sie können sich innerhalb dieses Rahmens anders bewegen als nichtmonopolistische Kapitale, nämlich die Krisenlasten so ungleich verteilen, daß sie (...) zumindest relativ besser davonkommen als andere Kapitale.“

Im Mittelpunkt der anschließenden Diskussion standen Fragen der methodischen und theoretischen Begründung der Imperialismus- und Monopoltheorie, ihre Beziehung zur Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie, der Gültigkeit bzw. Modifikation des Wertgesetzes sowie der theoretischen und empirischen Erfassung der Bewegung der Profitraten, besonders die Frage nach der Dauerhaftigkeit monopolistischer Vorteilspositionen. Das Spektrum der hierzu vertretenen Auffassungen reichte von der Ablehnung der These des strukturellen Vorteils und der Dominanz monopolistischer Kapitale über Versuche einer methodischen Kritik der im Hauptreferat entwickelten Begründungen der Monopoltheorie bis zu deren Weiterentwicklung in Detailfragen. Diskutiert wurde u. a., daß

auf der Ebene der allgemeinen Akkumulationsgesetze zwar die Möglichkeit, nicht aber die Notwendigkeit einer inneren Strukturdifferenzierung der Kapitale begründet werden könne. Diese finde sich vielmehr erst auf der Ebene der Aktion der einzelnen Kapitale aufeinander, der Konkurrenz. Der verschärfte Konkurrenzkampf angesichts des tendenziellen Falls der Profitrate erfordere das Monopol als Form der Kapitalzentralisation zur Gewährleistung der stofflichen Produktionsbedingungen auf ständig erweiterter Stufenleiter.

Umstritten blieb die These einer dauerhaften Aufspaltung der Profitrate bzw. die Bestimmung der Formen, in denen sich die Monopole deren Ausgleich entziehen. Hervorzuheben sind hier insbesondere die Versuche einer empirischen Durchdringung des Problems. Von Interesse waren auch Beiträge zur Begründung der Monopoltheorie innerhalb einer entwicklungstheoretischen Konzeption kapitalistischer Gesellschaften.

Am zweiten Tag versuchte Heinz Jung in seinem Referat „Monopole — Wirtschaftskrisen — Wirtschaftspolitik“ anhand der Entwicklung der BRD-Ökonomie zu allgemeineren Aussagen über die Krisenproblematik im staatsmonopolistischen Kapitalismus (SMK) zu gelangen. Ist die Krise einerseits ein Vehikel des Monopolisierungsprozesses, so untergräbt dieser andererseits ihre spontane Reinigungsfunktion. Zusammen mit der Inflation führe dies zu sich häufenden Teil- und Strukturkrisen. In der Wirtschaftspolitik realisiere der Staat nicht mehr einfach die Durchschnittsinteressen der Einzelkapitale, sondern die aktuellen und langfristigen Ziele des Finanzkapitals. Dabei habe die Globalsteuerung, deren reales Kernstück die Einkommenspolitik sei, die zyklische Entwicklung und Anarchie der kapitalistischen Produktion nicht zu zügeln vermocht. So sei etwa für die Vermeidung einer aktuellen Krise im Abschwung 1971/72 nicht die Globalsteuerung, sondern die inflationäre Entwicklung, starke Realloohnerhöhungen und die daraus resultierende Ausweitung des inneren Marktes verantwortlich.

Im Unterschied zum ersten Tag litt die anschließende Diskussion an der Heterogenität der angesprochenen Themenbereiche. Als problematisch erwies sich hier insbesondere, daß die vorgetragenen individuellen Arbeitsergebnisse nicht mit den zentralen Problemen des Jungschen Referats vermittelt wurden und daß sich die Auseinandersetzung um Detailprobleme der internationalen Wirtschaftsbeziehungen durch die Ansprachen einiger ausländischer Gäste verselbständigten. Herausragendes Ereignis des zweiten Tages waren die Beiträge des französischen SMK-Theoretikers Paul Boccara, der in der Darstellung der Theorie der Überakkumulation-Entwertung, ihrer Entwicklung aus den konkreten Erfahrungen und Anforderungen der Klassenauseinandersetzungen in Frankreich und ihrer politisch-strategischen Schlußfolgerungen noch einmal wesentliche Aspekte der Gesamtproblematik herausarbeitete.

Insgesamt gab die Tagung eher einen Überblick über bestehende Positionen und vorhandene Arbeitsergebnisse, als daß sie sich zum Forum problemorientierter Diskussion hätte entwickeln können. Sie spiegelte die beträchtlichen theoretischen Anstrengungen wider, die an einigen Hochschulen beim Versuch der Fundierung und Weiterentwicklung der SMK-Theorie unternommen werden. Neben der fast völlig fehlenden Auseinandersetzung mit bürgerlichen Theorien war besonders bedauerlich, daß — außer den Vertretern des PKA — die meisten Kritiker der SMK-Theorie der Tagung ferngeblieben waren und damit die Möglichkeit einer produktiven Auseinandersetzung ungenutzt ließen.

Christoph Kievenheim, Karl-Ernst Lohmann (Berlin/West)

Besprechungen

Philosophie

Klaus, Georg: Rationalität — Integration — Information. Entwicklungsgesetze der Wissenschaft in unserer Zeit. Verlag Wilhelm Fink, München 1974 (302 S., br., 28,—DM). — zit. (a)

Klaus, Georg, u. Heinz Liebscher: Systeme — Informationen — Strategien. Eine Einführung in die kybernetischen Grundgedanken der System- und Regelungstheorie, Informationstheorie und Spieltheorie. VEB Verlag Technik Berlin/DDR 1974 (356 S., Ln., 22,50 M). — zit. (b)

Die beiden vorliegenden Bücher sind die letzten Arbeiten des 1974 verstorbenen Georg Klaus. Die wissenschaftstheoretische Abhandlung „Rationalität — Integration — Information“ verwendet teilweise bereits veröffentlichte Texte des Autors. Mit diesem Buch greift Klaus ein in die seit den 70er Jahren in der DDR geführte Auseinandersetzung um das Verhältnis von Einzelwissenschaften (speziell der Kybernetik) zur marxistisch-leninistischen Philosophie. Klaus sieht in der Kybernetik eine Einzelwissenschaft, die — „vom *speziellen* Material, auf dem die von ihr untersuchten Systeme basieren, und vom *konkreten* Charakter der Austauschprozesse zwischen den Teilen des Systems“ (b, 324) abstrahierend — dem historischen und dialektischen Materialismus als Hilfswissenschaft zugeordnet werden muß; er ist aber zugleich der Meinung, „daß die Kybernetik auch Neues zum historischen und dialektischen Materialismus beizutragen hat“ (a, 111) und beklagt in dieser Hinsicht „mangelnde theoretische Kühnheit“ seiner Kritiker: „Es ist wenig fruchtbar, wenn man einerseits immer wieder erklärt, daß solche Wissenschaften wie Kybernetik, Informationstheorie, moderne Logik usw. Anlaß zu einer Weiterentwicklung der marxistischen Philosophie sein müßten und andererseits jeden Versuch, ein solches Unternehmen durchzuführen, herunterspielt. Vielfach ist die Basis für eine solche, u. E. negative Einstellung, in mangelhafter Sachkenntnis zu finden“ (a, 12).

Mit der Entwicklung der Wissenschaft zur unmittelbaren Produktivkraft ergeben sich nach Ansicht von Klaus drei wesentliche Tendenzen: Eine Durchsetzung rationalen Denkens; (als Gegenbewegung zur Spezialisierung) eine zunehmende Integration der einzelnen Wissenschaften zu einem System der Wissenschaften, wofür Querschnittswissenschaften wie Kybernetik und Systemtheorie Anzeichen sind; und die wachsende Bedeutung einer im weiten Begriffsinne verstandenen Informationstheorie, in der die Wissenschaftssprachen einen Aspekt ausmachen. Klaus will in diesem Sinn dazu beitragen, „das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer Wissenschaftstheorie

zu vertiefen“ (a, 11). Es geht ihm aber gerade nicht — wie der Klappentext verheißt — um „das Ganze der Wissenschaft“, sondern innerhalb der Wissenschaftstheorie um metatheoretische Probleme, „Prinzipien des wissenschaftlichen Denkens, der Systematik der Wissenschaft, der Wissenschaftssprache usw.“ (a, 8).

Zunächst definiert Klaus seinen Wissenschaftsbegriff: „Wissenschaftliches Denken ist systematisch, methodisch, dynamisch (d. h. schließt die Entwicklung von relativen Wahrheiten niederer Ordnung zu relativen Wahrheiten höherer Ordnung ein); es ist kontrollierbar“ (a, 22). Verwandte Begriffe, wie rationales Denken, irrationales, dogmatisches Denken etc. werden an den genannten vier Kriterien gemessen und entsprechend eingeordnet. Hiervon ausgehend untersucht Klaus das Verhältnis von formaler und dialektischer Logik und sieht in spieltheoretischen Aspekten des formallogischen Argumentierens ein dialektisches Moment. Die Kriterien der Wissenschaftlichkeit gelten nach Klaus sowohl für Naturwissenschaften als auch für Gesellschaftswissenschaften. Natur und Gesellschaftswissenschaften bilden grundsätzlich — über die Unterschiede im einzelnen hinweg — eine Einheit. Gerade die Integrationswissenschaft Kybernetik hätte zur Erhellung dieser Einheit beigetragen.

Der spezifisch kybernetisch-systemtheoretische Abstraktionsprozeß führt — wie Klaus zeigt — zu einem instrumentell-universellen Systembegriff, der deshalb relativ ist, weil es jeweils von der Festlegung der Systemgrenzen abhängig ist, was als System angesehen wird. Die jeweilige Systemfestlegung ist aber nicht subjektiv (im Sinne von beliebig); vielmehr müssen ihr objektiv-reale Gegebenheiten zugrunde liegen (a, 169), und sie ist an die Kriterien der Wissenschaftlichkeit gebunden. Der besondere Charakter des Abstraktionsprozesses verbietet in Hinblick auf die Gesellschaftswissenschaften, das, „was dargestellt werden soll, durch die *Mittel* der Darstellung zu ersetzen. . . . Die Kybernetik ist gar nicht in der Lage, gesellschaftliche Aspekte als solche auch nur darzustellen. Sie erfäßt nur die Struktur- und Funktionsaspekte“ (a, 124). Dieses Urteil dürfe aber nicht zu einer Unterschätzung der Kybernetik führen. Klaus sieht vielmehr in ihr gerade „die eindrucksvollste Bestätigung des dialektischen Materialismus, die irgendeine Einzelwissenschaft im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat“ (a, 130). Der Untermauerung der These widmet Klaus breiten Raum. Die kybernetisch-systemtheoretischen Aussagen zu Steuerungsketten, Rückkopplungsbeziehungen, Systemen zunehmender Kopplungsstrukturen bis hin zu multistabilen, also selbstorganisierenden Systemen können die philosophischen Kategorien der Kausalbeziehung, der Wechselwirkung bis hin zur Dialektik von Teil und Ganzem differenzieren und präzisieren. Im einzelnen hebt Klaus die Kategorie des dialektischen Widerspruchs hervor, deren verschiedene Erscheinungsformen er systemtheoretisch sehr stimmig erklären und zugleich zu einer allgemeinen Entwicklungstheorie in Beziehung setzen kann, die sowohl idealistisch-teleologische Erklärungsweisen als auch mechanisch-materialistische Theorien absoluter Bedingtheit vermeidet.

Die Fruchtbarkeit von System- und Informationstheorie, Kybernetik und formaler Logik für Philosophie und Gesellschaftswissenschaften hat Klaus schon in früheren Schriften optimistisch eingeschätzt. Davon geht er auch in der vorliegenden Arbeit nicht ab; die hier gegebene Darstellung ragt aber insofern heraus, als die zentralen Thesen eingehender begründet und besonders die methodologischen Einschränkungen ausführlicher diskutiert werden als zuvor. Damit begegnet Klaus dem Schematismus-Vorwurf, der ihm gemacht worden ist. Die thematische Heterogenität des Buchs führt andererseits jedoch immer wieder zu sehr verkürzenden Ausführungen, so auch in einem angehängten Abschnitt zu pragmatischen Aspekten der Informationsbewältigung. Die Thesen zur Wissenschaftsentwicklung, z. B. die der zunehmenden Integration, hätten zudem nicht in metatheoretischer Beschränkung vorgetragen werden dürfen, sondern verlangen (für Kapitalismus und Sozialismus, und nicht nur abstrakt für „unsere Zeit“) die Aufdeckung der Triebkräfte dieser Entwicklung, soll diese nicht als bloße Eigendynamik der Wissenschaften erscheinen.

Die in „Rationalität — Integration — Information“ gegebene Akzentuierung der philosophischen Grundprobleme von Kybernetik und Systemtheorie findet sich analog in der von G. Klaus und H. Liebischer vorgelegten Einführung in die Kybernetik. Die Bemerkungen zum Verhältnis von Kybernetik zur Philosophie, zu anderen Einzelwissenschaften, zur Automatisierung wie auch ein kurzer Abriss zur Geschichte der Kybernetik stellen die einzelwissenschaftliche Thematik in den Zusammenhang sich wechselseitig beeinflussender Gebiete.

Die Autoren sehen in der Kybernetik „... nicht nur die Ansammlung einer bestimmten Menge spezifischer Begriffe, Theorien und Methoden; sondern diesen Begriffen, Theorien und Methoden liegt eine spezifische Denkhaltung zugrunde“ (b, 5 f.). Indem diese Denkweise betont wird, gelingt eine nicht-mathematische, aber dennoch informative Ausbreitung des Stoffs. Der Verständlichkeit kommt wesentlich eine Kybernetik-Auffassung der Autoren zugute, die den Systemaspekt in den Mittelpunkt stellt und die strukturtheoretischen Aussagen auf materielle Systeme bezieht. System-, Regelungs- und Informationstheorie werden dadurch in ihrem Aufbau von einfachen zu komplexen Formen systematisch und übersichtlich behandelt.

Eberhard Sens (Berlin/West)

Brand, Gerd: Die grundlegenden Texte von Ludwig Wittgenstein. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1975 (218 S., br., 18,— DM).

Kenny, Anthony: Wittgenstein. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 69, Frankfurt/M. 1974 (270 S., br., 12,— DM).

Eines der Hauptprobleme der Wittgenstein-Interpretation ist das Verhältnis seiner frühen und seiner späten Philosophie. Mit dem

1922 erschienenen „Tractatus logico-philosophicus“ hatte Wittgenstein einen entscheidenden Beitrag zur Grundlegung des Logischen Positivismus geliefert; alle Überlegungen kreisen hier um das Problem der „Klarheit“, d. h. um die Frage, wie eine ideale Sprache konstruiert sein muß, die Mißverständnisse ausschließt und eine scharfe Grenze zwischen Sinn und Unsinn zieht. In dem Bewußtsein, alle philosophischen Probleme gelöst zu haben, übte Wittgenstein bis 1929 philosophische Enthaltsamkeit, nahm dann seine Studien wieder auf und distanzierte sich Schritt für Schritt von seinen früheren Ansichten. Die 1953 posthum erschienenen „Philosophischen Untersuchungen“ stellen das grundlegende Werk der zweiten von Wittgenstein inaugurierten philosophischen Strömung dar, die sich in einer antiempiristischen und antiformalistischen Wendung gegen die logische Analyse der Wissenschaftssprache als „ordinary language philosophy“ bezeichnet.

Beide der hier vorliegenden Bände stellen sich die Aufgabe, den „ganzen“ Wittgenstein zu behandeln; beide unternehmen dabei den Versuch, die bislang weit verbreitete These von einem radikalen Bruch zwischen der frühen und der späten Philosophie zu relativieren und einen durchgehenden roten Faden im Denken Wittgensteins herauszuarbeiten. Beide Bände bedienen sich dabei der gleichen methodischen Vorgehensweise: sie versuchen, die bisher angenommene „Kluft“ zwischen dem „Tractatus“ und den „Philosophischen Untersuchungen“ zu überbrücken durch eine ausführliche Einbeziehung der zwischen beiden liegenden Entwicklungsstadien der Auffassungen Wittgensteins.

Wittgensteins Unvermögen, über eine bloß fragmentarische Darstellung seiner Ansichten (den „Tractatus“ ausgenommen) hinauszugehen, ruft den Systematiker G. Brand auf den Plan: durch eine Kompilation von Wittgenstein-Zitaten und ergänzenden Paraphrasen aus eigener Feder hofft er, die Einheit der Problemstellungen und Entwicklungsstadien im Denken Wittgensteins darlegen zu können. „Um meine Absicht ganz deutlich zu machen, möchte ich sie mit folgendem Hinweis veranschaulichen. Edmund Husserl hat öfter seinen Assistenten ein Bündel von mehr oder weniger zusammenhängenden Manuskripten mit dem Auftrag übergeben, sie für eine Veröffentlichung unter seinem Namen vorzubereiten“ (11). Das Ergebnis der Bemühungen Brands ist eine Sammlung von Zitaten zu einzelnen thematischen Bereichen wie „Welt“, „Subjekt“, „Sprache“, „Wille, Religion, Ethik“ etc. — aber kein System. Der Autor, der sich vorgenommen hatte, den inneren Zusammenhang im Denken Wittgensteins herauszuarbeiten, muß darauf hinweisen, daß Wittgenstein sich stets auf einzelne Probleme konzentriert und seine Argumente nicht schlüssig miteinander verbunden habe. „Bei aller Mühe, die Kontinuität und die Zusammenhänge des Wittgensteinschen Denkens herauszustellen, kann, wenn wir Wittgenstein-immanent bleiben wollen, diese Diskontinuität nicht ganz überwunden werden“ (12). Hier wird das zentrale Dilemma des Brandschen Versuches deutlich: er möchte die Auffassungen eines Autors systemati-

sieren, der nicht ohne Grund *kein* System vorgelegt hat — zugleich aber immanent bleiben, d. h. weder die Lücken der Argumentation Wittgensteins schließen, noch die in dieser Argumentation auftretenden Widersprüche und Probleme lösen. Anstatt einer systematischen Rekonstruktion entsteht daher lediglich eine Aneinanderreihung von Zitaten und Paraphrasen unter einer gemeinsamen Überschrift, eine Art „Wittgenstein-Hausbuch“.

Ein weiteres Problem stellt sich im Hinblick auf die leitenden Gesichtspunkte, unter denen diese Zusammenstellung steht. Brand sieht Wittgenstein „als einen ausgezeichneten Vertreter einer Phänomenologie der Lebenswelt... Wittgenstein steht auf dem Boden einer durch destruiierende und aufweisende Analyse freizulegenden, alles und sich selbst begründenden — und damit, benutzen wir doch ruhig das Wort: ‚transzendentalen‘ — Naivität“ (15 f.). Mag die Konzeption der „Sprachspiele“ in Wittgensteins Spätwerk noch gewisse Ansatzpunkte für eine solche Interpretation liefern, so erweist sich die phänomenologische Perspektive als gänzlich ungeeignet für die Rekonstruktion der Einheit des *Gesamtwerkes*: der „Tractatus“ mit seinem Konzept einer Idealsprache sperrt sich gegen eine solche Interpretation. Bezeichnenderweise enthält Brands Zusammenstellung auch nur wenige Passagen aus dem „Tractatus“, während die späteren Schriften ausführlich zitiert werden; ebenso fehlt der gesamte Problembereich der Mathematik, mit dem sich Wittgenstein sehr ausführlich befaßt hat. Von einer Rekonstruktion der Gesamtphilosophie Wittgensteins kann also in Brands Buch keine Rede sein.

A. Kenny erhebt demgegenüber gar nicht erst den Anspruch, Wittgensteins Ansichten nachträglich in eine systematische Form zu bringen; er will auch nicht immanent bleiben, sondern einen Beitrag zur Wittgenstein-*Interpretation* leisten. Von besonderem Interesse ist dabei vor allem die Darstellung des Ausgangspunktes, an dem die philosophischen Bemühungen Wittgensteins ansetzen: hier wird „Das Erbe Freges und Russells“ dargestellt und dem Leser zugleich durch eine elementare Einführung in die formale Logik das technische Rüstzeug für ein Verständnis des „Tractatus“ an die Hand gegeben. Der „Tractatus“ mit seinem Anspruch auf eine systematische und abschließende Darstellung der philosophischen Probleme läßt nur zu leicht vergessen, daß Wittgensteins Denken an eine bestimmte Entwicklungsetappe des logischen und mathematischen Denkens anknüpft. Im letzten Kapitel des Buches setzt sich Kenny mit den gängigen Ansichten über die Hauptunterschiede zwischen „Tractatus“ und „Philosophischen Untersuchungen“ auseinander. Dabei stimmt er nur in einem Punkt mit der These von einem tiefen Bruch zwischen Früh- und Spätwerk überein. Im „Tractatus“ nämlich vertritt Wittgenstein einen logischen Atomismus, für den die sprachlichen Ausdrücke Namen für Gegenstände sind: zwischen den Elementen der Welt und den sprachlichen Zeichen besteht eine Isomorphie. Diese Vorstellung von einer endgültigen Gliederung der Welt in letzte unzerteilbare Elemente und der Abbildung dieser Elemente und ihrer strukturellen Beziehungen in der Sprache wird vom späten

Wittgenstein abgelehnt: die Gliederung der Welt wird erst durch das Sprachspiel konstituiert.

Nur zum Teil richtig ist nach Kenny die übliche Ansicht, Wittgenstein habe im „Tractatus“ eine Idealsprache zu konstruieren versucht, während in den „Philosophischen Untersuchungen“ die Umgangssprache Gegenstand der Analyse sei. Diese Ansicht übersieht nach Kenny wichtige Gemeinsamkeiten zwischen Früh- und Spätwerk: in beiden werde die Umgangssprache in ihrer vorliegenden Form als logisch vollkommen geordnet angesehen; in beiden werde die Sprache zur menschlichen Naturgeschichte gezählt; nach beiden verberge die Umgangssprache die Unterschiede zwischen ähnlich aussehenden Ausdrücken; nach beiden kommen diese Unterschiede erst durch eine Betrachtung des Gebrauchs ans Licht. Allerdings werden diese Übereinstimmungen im Früh- bzw. im Spätwerk anders akzentuiert. Für völlig irreführend hält Kenny die These, im „Tractatus“ würden die Sätze als Abbilder angesehen, während später die Bedeutung mit dem Gebrauch identifiziert werde. Kenny führt eine Reihe von Äußerungen Wittgensteins an (261 ff.), die zeigen, daß dieser auch im Spätwerk an der Abbildtheorie festgehalten hat: die Gebrauchstheorie ist eine Ergänzung, keine Aufgabe der Abbildtheorie. Eine weitere Übereinstimmung zwischen Früh- und Spätwerk — die freilich auch von anderen Autoren schon konstatiert wurde — betrifft schließlich die Auffassung von Philosophie als einer kritischen, analytischen Tätigkeit, die im Gegensatz zu den Naturwissenschaften keine Aussagen über die Wirklichkeit macht, sondern ausschließlich die Sprache von ihren Krankheiten heilt.

Kurt Bayertz (Bremen)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Ammon, Ulrich, u. Gerd Simon: Neue Aspekte der Soziolinguistik. Beltz Verlag, Weinheim/Basel 1975 (155 S., br., 16,— DM).

Der große Boom der Soziolinguistik ist vorüber; die Standortbestimmung im Nebeneinander linguistischer Teildisziplinen ist erforderlich geworden. Die fünf Beiträge des Bandes setzen sich weniger mit immanenten Fragen als vielmehr mit den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Perspektiven des Faches auseinander.

Einleitend kontrastiert Ammon die ursprünglich an die Soziolinguistik geknüpften Hoffnungen mit der gegenwärtigen Situation und registriert, daß schon die erhoffte Herstellung formaler Chancengleichheit immer wieder an „eklatant unzureichenden materiellen Rahmenbedingungen“ (22) scheitert. Auf wissenschaftsmethodischer Ebene haben soziolinguistische Fragestellungen zwar breite Verbreitung und Eingang in andere Bereiche gefunden, jedoch nicht die

erhoffte gesellschaftswissenschaftliche Rückführung der Linguistik erbracht. Ammon betont, daß das damit konstatierte allgemeine Zurückbleiben hinter den Erwartungen nicht nur wissenschaftsimmanente Gründe hat, sondern daß „die Verkümmerserscheinungen der Soziolinguistik und ihrer Didaktik nicht zuletzt Reflexe der Stärke undemokratischer Kräfte . . . in unserer Gesellschaft [sind]“ (29).

Obwohl diese Entwicklung die praktischen Möglichkeiten soziolinguistischen Arbeitens entscheidend einengt, hat es die Soziolinguistik bisher weitgehend versäumt, ihre eigenen sozioökonomischen Bedingungen zu reflektieren. Gerd Simon versucht im zweiten Beitrag mit einer vorwiegend bildungsökonomisch orientierten Analyse der Qualifizierungs-, Legitimierungs- und Emanzipierungsfunktion der Soziolinguistik, Anregungen „für eine Soziologie der Linguistik als Sparte der Soziolinguistik“ (36) zu geben. Als Konsequenz seiner im dritten Aufsatz vorgetragenen Kritik an der Trennung in reine und angewandte Wissenschaft fordert Simon eine „alternative Wissenschaft“ (79), die sowohl der akademischen Wirkungslosigkeit idealistischer Wissenschaftsautonomie wie auch theorieloser Praxishörigkeit dadurch entgehen soll, daß sie die Analyse von Problemen in gesellschaftlich relevanten Praxisfeldern nicht länger trennt von der umgreifenden „Gesamttheorie“. Wenn auch deren Entwurf in wissenschaftsmethodischer wie sprachtheoretischer Hinsicht mehr als vage bleibt, ist doch der Versuch zu begrüßen, die Diskussion um materialistische Sprachtheorie „von einer aus dem Zusammenhang gelösten, vornehmlich akademischen Fragestellung“ (89) zu befreien.

Als wichtigster Aufsatz des Bandes muß Ammons Diskussion der Kontroverse Differenz- versus Defizithypothese angesehen werden. Ammon weist auf, daß die relative Berechtigung der Kritik an der klassischen Sprachbarrierentheorie (Defizithypothese) nicht den Schluß auf die Richtigkeit der Differenzhypothese rechtfertigt. Nach dieser ist die Annahme einer objektiven Unterlegenheit der Unterschichtsprache auf ein bloßes Vorurteil zurückzuführen und statt dessen davon auszugehen, daß die Sprechweisen zwar nach Schichten different, in ihrer Leistung jedoch gleichwertig seien. Ausgehend von der prägenden Wirkung der „arbeitsspezifischen sprachlichen Anforderungen“ (110) insistiert Ammon darauf, daß geistige Arbeit aufgrund höherer Abstraktion vom sinnlich Wahrnehmbaren (vgl. 110) „weiterreichende sprachliche Anforderungen“ (111) stellt als körperliche Arbeit. Die Sprache der vorwiegend körperlich arbeitenden Unterschichtangehörigen „reflektiert die Verarmung des Geistes unter den Bedingungen der aller geistigen Komponenten entledigten körperlichen Arbeit wie sie unter den Verwertungsbedingungen des Kapitals in den Produktionsstätten der großen Industrie vorherrscht“ (113). Wenngleich Ammon diesen für eine materialistische Fundierung der soziolinguistischen Problemstellung entscheidend wichtigen Zusammenhang von Tätigkeitsstruktur, Bewußtseinsformen und Sprachfähigkeit noch nicht näher zu konkretisieren vermag, gelingt es ihm doch, plausibel zu machen, welcher Zynismus darin liegt,

wenn die Differenzhypothese nicht nur eine Äquivalenz postuliert, die „letztlich alle objektiven Auswirkungen der Spaltung von Kopf- und Handarbeit auf die geistig-sprachlichen Fähigkeiten der betroffenen Sozialschichten (leugnet)“ (114), sondern diese Ignoranz auch noch als Fortschritt besonderer Vorurteilslosigkeit ausgibt.

Abschließend liefert Ammon Hinweise zu einer Soziologie der Fremdsprachenkenntnisse. Er zeigt an Beispielen die ökonomischen, politischen und sozialen Grundlagen und Folgen des Erwerbs und der Verwendung von Fremdsprachen auf. Wenn er sich zur Lösung der daran geknüpften Probleme argumentativ für den „wenig populäre(n) Vorschlag“ (137) der Einführung einer Weltplansprache stark macht, so versteht Ammon selbst dies weniger als kurzfristig realisierbares Konzept, denn als Aufweis dessen, was vernünftig wäre: Die Einführung einer Weltplansprache könne langfristig zu allgemeiner Zweisprachigkeit führen, damit die internationale Kommunikation generell erleichtern und die sozialen Zugangsbeschränkungen herabsetzen.

Obwohl nicht direkt aufeinander bezogen, klaffen die verschiedenen Aufsätze des Bandes kaum auseinander: allen ist das Bemühen gemeinsam, statt im Rahmen der blind hingenommenen Entwicklung einer Spezialdisziplin Detailarbeit zu verrichten, durch Reflexion des gesellschaftlichen Sinns zu einer wissenschaftlich begründeten soziolinguistischen Forschungsperspektive zu gelangen.

Walter Kühnert (Marburg)

Hamm, Heinz: *Der Theoretiker Goethe. Grundpositionen seiner Weltanschauung, Philosophie und Kunsttheorie.* Reihe: Literatur im historischen Prozeß, hrsg. v. G. Mattenklott und Klaus R. Scherpe. Bd. 5, Scriptor Verlag, Kronberg/Ts. 1976 (Lizenzausgabe von: Akademie-Verlag, Berlin/DDR 1975) (267 S., br., 19,80 DM).

Hamm entfaltet eine marxistische Gesamtdarstellung der theoretischen Positionen Goethes. Einbezogen werden gleichermaßen die philosophisch-weltanschaulichen, naturwissenschaftlichen und kunsttheoretischen Elemente. Es geht um den Nachweis ihrer historischen Genese und ihres inneren Zusammenhangs. Hamm kann auf einer ganzen Reihe von Vorarbeiten der DDR-Forschung aufbauen, Vorarbeiten sowohl philosophiegeschichtlichen, ideologiekritischen (z. B. W. Gulyga, H. Lindner, M. Buhr) als auch konkret interpretatorischen Typs (G. Scholz, Th. Höhle, A. Klingenberg). Hamm integriert die Ergebnisse dieser Einzelforschungen, faßt sie zu einer historisch spezifizierteren Gesamtkonstruktion zusammen und bezieht diese auf den Epochenprozeß der Herstellung kapitalistischer Grundverhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland von ca. 1770 bis 1830. Dabei geht es nicht länger wie bei vielen vorhergehenden Arbeiten um ein möglichst nahes Heranrücken Goethes an demokratisch-fortschrittliche, gar marxistische Positionen.

Hamm entwirft ein Goethebild von homogener Geschlossenheit, einer Geschlossenheit freilich, die nicht unproblematisch ist. Tragen der Pfeiler, auf dem die weltanschauliche Kontinuität Goethescher Grundpositionen beruhe, sei der Spinozismus, der den Richtpunkt der gesamten Darstellung Hamms ausmacht: um 1770 gegen das theistische Weltbild, nach 1800 gegen die romantischen Konstruktionen gerichtet, sichere er die monistische Immanenz Goethescher Weltanschauungsposition und die methodologische Grundorientierung über alle Epochenklippen hinweg. Diese Akzentuierung des Spinozistischen wendet sich gegen die Tradition lebensphilosophisch-historistischer Goetherezeption in der Folge vor allem Diltheys.

So genau die einzelnen, philosophischen, naturwissenschaftlichen und kunsttheoretischen Positionen Goethes von Hamm in ihren Transformationen und ihrem Funktionswechsel über die biographischen Einschnitte und die Epochenzäsuren hinweg beobachtet werden, so strikt wird andererseits die Masse der Befunde einem Rahmen der Interpretation eingeordnet, der die Ausblendung wesentlicher Strömungen bedingt:

1. Die vorrevolutionären, vorklassischen Modelle weltanschaulicher Selbstverständigung des Bürgertums (a. Herders in gleicher Weise pragmatisch-historiographisches und gattungsgeschichtlich reflektierendes Modell, in dem sich die an Leibniz orientierten Unterströmungen der deutschen Spinozadebatte seit Lessing und Jacobi nachweisen lassen; b. die vorrevolutionäre, deskriptiv-analytische Gesellschaftsforschung der schottisch-französischen Schule — repräsentiert vor allem durch Smith, Millar, Turgot und Rousseau —, ein Modell, das herausgearbeitet worden ist von R. Pascal, R. L. Meek und W. C. Lehmann, und das in Deutschland rezipiert wurde vor allem durch die Vermittlertätigkeit Herders) bleiben bei Hamm weitgehend ausgeblendet bzw. sie werden überblendet durch — was ihre Bedeutung für Goethe anbelangt — sekundäre Debatten (Spinoza oder Holbach, 26 ff.).

2. Der Einfluß der Zäsur von 1800 mit der Eröffnung des objektiv idealistischen Methodenprogramms historischer Forschung und Gesellschaftskritik durch Schelling und später Hegel auf das Denken Goethes wird gleichermaßen abgewertet (212). Verglichen mit dem Ausgangspunkt weltanschaulicher Debatte um 1770 wird um 1800 ein qualitativ neuer, prägnant strukturierter Ausgangspunkt für die folgende Periode gesellschaftsgeschichtlicher Forschung und methodischer Grundlagenreflexion gewonnen. Hegel (Naturrechtsaufsatz, Jenenser Realphilosophie, Phänomenologie) macht erhebliche Anstrengungen, das neu sich entfaltende System bürgerlicher Gesellschaft unter Bezug auf englische politische Ökonomie — und das heißt wesentlich auf das oben benannte, in Smith kulminierende Paradigma gesellschaftsgeschichtlicher Forschung — geschichtsphilosophisch zu rekonstruieren. Goethe nimmt diese Impulse auf und entfaltet angesichts der neuartigen Vergesellschaftungsphänomene sein geschichtsphilosophisch-allegorisch bestimmtes Darstellungsprogramm, das in *Faust II* kulminiert. Die neue Methodik der be-

grifflichen Rekonstruktion der bürgerlichen Gesellschaft ist grundsätzlich, strukturell verschieden von den Standards der deutschen Diskussion um 1770, wenn auch die spinozistische Einheitshülle nicht bestritten werden mag.

Eng verflochten mit den genannten Aspekten ist eine weitere Darstellungseigentümlichkeit: die diffuse Homogenisierung Goethescher und Hegelscher philosophischer Positionen. Obwohl Hamm (155 ff.) Unterschiede im „Innenverständnis der Welt“ zwischen beiden festzuhalten sucht, wird die strukturelle Differenz zwischen den Denkweisen in gefährlicher und folgenschwerer Weise überblendet (78 ff., 106, 230 ff.); eine Gefährlichkeit, die sich erst anlässlich konkreter Werkstrukturanalysen herausstellt. Hegel ist das geheime Telos, der Demiurg der Darstellung ihrer Konstruktion nach. Hamms Begrifflichkeit konfundiert Goethesche und Hegelsche Terminologie („Phänomen“, „Schein“, „Individuum“, „Persönlichkeit“), projiziert sie aufeinander. Innerhalb prinzipieller Übereinstimmung — so muß der Eindruck entstehen — zwischen den Grundpositionen lassen sich nur partielle Differenzen feststellen; im Kern, bezogen auf Revolution, Staatlichkeit und Gesellschaftsperspektive kommen nach Hamm ihre Geschichtsbilder überein.

Hegels spekulative, rechts- und staatsphilosophisch sich fundierende Bewältigungsform realer Widerspruchsstrukturen der nachrevolutionär entfesselten bürgerlichen Gesellschaft (Pauperismus, Cäsarismus, Expansion), seine, methodisch gesprochen, spekulativ-hypostatische Verselbständigung real, innergesellschaftlich nicht zu lösender Konfliktlagen, wird von Goethe keineswegs geteilt, ja, wie Faust II beweist, höchst konsequent ironisiert. Goethes Stellung zum Prozeß der bürgerlichen Gesellschaft ist beides: extremer in der Diagnostik sich durchsetzender Widerspruchsstrukturen und tiefer verankert in den Denkformen des 18. Jahrhunderts. So greift er in Faust II z. B. mit größter Radikalität nachrevolutionäre Phänomene extremer Verselbständigung von Funktionen der bürgerlichen Gesellschaft — „Reichtum“, „Eigentum“, „Souveränität“, „Macht“, „Form der Individualität“, „Sphäre individuierten Bewußtseins“ — auf und setzt sie in bildlich-szenisch-allegorische Montagen um, ohne — zumindest was Faust II anbetrifft — alle übergreifende Positivität des Ganzen. Ungleich der Hegelschen Stillstellung der Dynamik der realen Widerspruchsstrukturen der Gesellschaft in spekulativ-hypostatischen Formen von Positivität zeigt Goethe das Perennieren der Widersprüche von einem wesenhaft endlichen Standpunkt aus.

Das Hegelianisieren der Goetheschen Grundvorstellungen erzeugt bei Hamm diffuse Zonen der Darstellung. Der Begriff des „Wesensgesetzes“ z. B., des „Wesens“ von Erkenntnis, Natur, Gesellschaft, wie kaum ein anderer Terminus selbst Objekt kontroverser Zeitdiskussion, fungiert bei Hamm als homogener Behälter, in den die heterogensten Bedeutungen ungeschieden eingehen (199, 213, 229). Derselbe methodische Mangel an Historisierung der Grundbegrifflichkeit äußert sich darin, daß die Diskussion des Symbolbegriffs (210) in einem großen Dämmer endet.

Hamms Buch stellt die konkretisierte Fassung eines alten und gewichtigen Paradigmas marxistischer Faust-Goethe-Klassik-Deutung dar, dessen Urheber G. Lukács ist. Lukács legte den epochalen Bezugsrahmen und die Richtung der ökonomiegeschichtlichen Fundierung der Klassikinterpretation fest.

Paradigmatisierender Schein entspringt in der Folge dieses Modells, auch in der Darstellung Hamms, notwendig aus der thematischen Fixierung auf „Weltanschauung“, „Philosophie“, „Theorie“, „Grundposition“, auf Goethe als Repräsentanten dieser Epoche. Weltanschauliche Grundmodelle (Theismus, Spinozismus, atheistischer Materialismus, Monismus, mechanistische, organistische Modellvorstellungen etc.) werden in höchster Grundsätzlichkeit und Allgemeinheit gefaßt. Dieses Verfahren muß notwendig den Blick verstellen auf den konkreten, wesentlich politisch bestimmten Stand vorklassischer Theorie und auf die Struktur des Paradigmenwechsels um 1800. Die Vorwegfestlegung auf Hegels total reflektierten spekulativen Organismus ist damit eigentlich schon programmiert bzw. die Differenzen zu ihm sind diffus, strukturell nicht mehr präzisierungsfähig.

Dagegen muß die Frage gestellt werden, ob nicht auch für die deutsche Klassik, für Goethe „als Theoretiker“, gilt was Marx über das bürgerliche Klassenbewußtsein historisch Auszeichnende sagt: daß es sich notwendig, seinem Kern nach ökonomietheoretisch, gesellschaftsanalytisch artikuliere. Hängt nicht Goethes spezifischer Realismus wesentlich daran, daß ein äußerer, selbständiger Rahmen philosophischer Prinzipien sich nicht ablöst vom inneren Bedingungsverhältnis ökonomisch-gesellschaftlicher Strukturen? Die empirischen Befunde der DDR-Forschung bezüglich Goethes ökonomischer Anschauungen schlagen merkwürdig wenig und abstrakt auf der Ebene der Gesamtdarstellung der Goetheschen Weltanschauung durch.

Zwei Bestimmungen von „Vorklassik“, von Konstruktionsvoraussetzung der Klassik, lassen sich schematisierend unterscheiden: 1. die bürgerlich-historistische, repräsentiert durch Dilthey und Meinecke; 2. die marxistische (Lukács, auf dessen Linie neuerdings Hamm). Der Historismus sieht in den ästhetischen, organistischen Darstellungsstrukturen bei Herder und dem jungen Goethe das Spezifische deutscher Klassik angelegt, ästhetisiert also das Klassikbild von seinen Grundlagen her. Das marxistische Paradigma orientiert dagegen seit Lukács auf das hohe Plateau philosophisch-weltanschaulicher Grundlagendebatten (Spinoza, Hegel), von denen her das Spezifische der Klassik determiniert sein soll. Beide Muster — die im übrigen gänzlich unterschiedlich gesellschaftlich funktionsbestimmt sind — greifen zu kurz. Beide verkennen — und das ist ein strukturelles Defizit bürgerlicher Forschung sowohl als auch der Darstellung Hamms — die Relevanz des Modells gesellschaftsgeschichtlicher Forschung der schottisch-französischen Schule, eines Modells, das durchaus ein historisches, geschichtlich reflektierendes Erklärungsmuster darstellt, das durch Herder u. a. den deutschen Verhältnissen entsprechend

adaptiert worden ist und das, modifiziert, bei der Konstruktion des geschichtsphilosophischen Modells deutscher Klassik um und nach 1800 erneut eine wesentliche Rolle gespielt hat.

Nehmen wir die aktuelle Bezugsebene des Paradigmas marxistischer Klassikdeutung noch einmal auf. Im stark politisierten Diskussionsfeld um 1930 treten dem hegelianisierenden Modell von Lukács konkurrierende Modelle entgegen: 1. Blochs Ansätze akzentuieren weit schärfer und prägnanter leibnizische, schellingsche Motive und Unterströmungen in Klassik und Nachklassik. 2. Das Modell von W. Benjamin — gegenwärtig in der BRD unterschwellig äußerst wirksam, wenn auch in stark entpolitisierten Formen — ist prinzipiell antihegelisch. Benjamin registriert insbesondere die neuen Gewaltmomente, Diktaturmomente der Gesellschaft, die sich spekulativ nicht fassen lassen. Entsprechend akzentuiert er auch bei Goethe diejenigen Momente, die nicht hegelianisierbar sind, ja, er hält den perennierenden Hegelianismus für schädlich innerhalb potentiell präfaschistischer Gesellschaftssysteme.

Das Diskussionsfeld um 1930 stellte exemplarisch mögliche Modelle aktualisierender Goetherezeption heraus. Diese Diskussion brach nach 1933 weitgehend ab. Nach 1945 tauchten dann die im Exil ausgearbeiteten Konzeptionen auf.

Korrespondierend den Ausblendungen bzw. Unterbewertungen werden von Hamm auch diejenigen aktuellen Interpretationsmodelle, in denen gerade diese verdrängten Strukturen herausgehoben werden (Bloch, Benjamin) ebenfalls weitgehend unberücksichtigt gelassen.

Walter Busch (Marburg)

Dorner, Rainer: *Doktor Faust. Zur Sozialgeschichte des deutschen Intellektuellen zwischen frühbürgerlicher Revolution und Reichsgründung (1525—1871).* Scriptor, Kronberg/Ts. 1976 (147 S., br., 24,— DM).

Die Faustgestalt „(kann) als Prototyp des deutschen Intellektuellen aufgefaßt werden“ (11). Von Thomas Mann stammt dessen Charakterisierung, er ziehe sich in eine „machtgeschützte Innerlichkeit“ zurück; indem er diese Charakterisierung „von ihrer Abstraktheit zu befreien und sie im historischen Fluß an der gesellschaftlichen Stellung des deutschen Intellektuellen zu konkretisieren“ sucht (11), will Dorner den Relativismus eines geistesgeschichtlichen Historismus oder das Hineingeheimnissen von überzeitlich begriffenen Werten in den „Faust“ überwinden. Sozialhistorische Fundierung soll Konkretheit garantieren und eine Entwicklungslogik deutscher Intelligenz verdeutlichen.

Gegen Dorners Programm ist einzuwenden, daß er die Problematik der Ineinssetzung von geistig Tätigen, Intelligenz und Intellektuellen nicht sieht, die die soziologische Theorie und Empirie von M. Weber über Mannheim, Schumpeter und Geiger bis heute ebenso beschäftigt hat wie die marxistische Praxis und deren politische

Theorie. Es geht nicht darum, eine Wiedergabe der Intelligenzanalysen zu verlangen, aber die Antwort auf die Frage, was denn sozial und ideologisch das Spezifische der deutschen Intellektuellen ausmache, kann nicht gänzlich verweigert werden, will man den Faust als ihren typischen Repräsentanten ausweisen. So klar und übersichtlich das Buch auch entlang der Reihe der Bearbeitungen des Fauststoffes vom Volksbuch bis ins wilhelminische Zeitalter gegliedert ist: die Evidenz der These, Faust sei der Prototyp des deutschen Intellektuellen, ergibt sich nur unvollständig. Da Dorner die Ursachen der großen Wirkung des „Faustischen“ auf die deutsche Intelligenz ausklammert (12), sich allein auf die Faustfigur in ihren literarisch-belletristischen Manifestationen konzentriert, diese literarischen Bewältigungen aber nicht als *den* Kristallisationspunkt der ideologischen Versorgung der Intelligenz mit dem Faustmythos deutlich zu machen vermag, kann seine Untersuchung nicht — wie er suggeriert — als *die* Sozialgeschichte des deutschen Intellektuellen verstanden werden.

Die sozialgeschichtliche Einordnung erweist sich überdies als zu grobmaschig. So ist eine weitgehende Trennung zwischen sozialhistorischer Darlegung und Textexegese zu vermerken. Ist der textanalytische Teil intensiv und einleuchtend — wie schon der Aufsatz Dorners „Eros und Eigentum“ (Literaturmagazin 2. Reinbek 1974), der weitgehend in das Buch übernommen ist —, so sind die sozialhistorischen Fundierungen nur angefügt oder zu gewaltsam und damit uneinsichtig mit der Textanalyse verknüpft. Die Klage Fausts als die „Sorge“ ihn heimsucht, daß die „Luft von solchem Spuk so voll sei“, interpretiert er etwa knapp als Ahnung, daß „Technik im gesellschaftlichen Ganzen selbst zur Metaphysik werden (wird), zum ideologischen Vorhang, hinter dem sich das reale Unheil zusammenzieht“ (79).

Daß die sozialhistorischen Wandlungen sich im Zerbrechen des literarischen Formenkanons reflektieren und andere Inhalte eine andere Formensprache erhalten, wird daher nicht einleuchtend. Was an einzelnen analytischen Schritten und Beweisen fehlt, wird durch den Gestus der großen Zusammenschau, den Panoramablick, ersetzt. So changiert die Untersuchung ständig zwischen eingehender Analyse und sozialhistorischem Überblick. Dieser Umstand ist nicht nur methodischen Mängeln geschuldet, sondern auch mangelhaften sozialhistorischen Kenntnissen des Vf., der die einschlägigen Darstellungen nicht in genügendem Maße zur Kenntnis nimmt, sich vielmehr auf Generaleinschätzungen von Werken mit Überblickscharakter (Hauser, Lukács, Lepenies) oder auf knappe Marx-Engels-Zitate stützt. Dies hat dann zur Folge, daß er Einseitigkeiten und alte Irrtümer übernimmt oder selbst weitertreibt.

So betrachtet er die deutsche Geschichte als „Misere“, verstellt sich damit die Einsicht in mögliche alternative Entwicklungen und ambivalente Verhältnisse. Im einzelnen wird er etwa der Bedeutung der Mystik für die deutsche Wissenschaftsentwicklung, für die Sprachauffassung, ja selbst für die von ihm so oft zitierte Sinnlichkeit,

nicht gerecht, gerade weil seine Beurteilung der Mystik uneinheitlich ist (vgl. 16 u. 58). Er würdigt die Mystik nicht als Ablösungsvorgang von einer dogmatisierten Scholastik, sieht auch nicht, daß die Scholastik nicht nur von außen, sondern ebenfalls von ihren eigenen Bedingungen her untergraben und aufgelöst wurde. Aus jenem mangelnden Verständnis der Mystik ergibt sich die Vernachlässigung der Wissenschaftsgeschichte. Zu revidieren wäre die ausschließlich pejorative Einschätzung des Pietismus; denn dieser verbreiterte das intellektuelle Potential erheblich: durch die Betonung eigenverantwortlicher Entscheidungsfähigkeit, durch die Erschütterung kirchlicher Dogmen und Institutionen und nicht zuletzt durch die Mithilfe bei der Einführung der deutschen Sprache.

Der „historische“ Standpunkt, dem sich Dorner verschreibt, und der ihn vor Relativismen und Hypostasierungen schützen soll, verleitet ihn doch wiederum zu Einseitigkeiten. So macht er für den „Faust“ Goethes klar, daß hier am ehesten eine Synthese der divergierenden Momente der Faustgestalt und damit widersprüchlicher intellektueller Haltungen gelingt (Sinnlichkeit — Erkenntnis, Genuß — Arbeit, Individuum — Gesellschaft, Praxis — Theorie). Er zeigt auch, wie die anderen Faustbearbeitungen sich auf jeweils einzelne Momente dieser Verhältnisse festlegen. Was jedoch fehlt, das ist die Frage nach dem Bezug dieser einseitigen Gestaltungen auf widerstreitende Tendenzen des Intellektuellenverständnisses der Zeitgenossenschaft. Ein Beispiel: wenn Dorner die antisinnliche und antiintellektuelle Tendenz des Volksbuches vermerkt, so ist dagegenzuhalten, daß dieses ja nicht *das* repräsentative Dokument des damaligen Intellektuellenverständnisses war. Zu fragen wäre: welche Intellektuellen bekämpfte es, für wen war es geschrieben und welchen Einfluß hatte es? Diese Aspekte — der Bezug auf den beginnenden Sensualismus und die introspektive Naturwissenschaft der Mystik etwa —, die im Volksbuch *ex negativo* verarbeitet werden und zu seinen Bedingungen zählen, bedürfen der Erläuterung, wenn anhand des Fauststoffs die Sozialgeschichte des deutschen Intellektuellen behandelt werden soll. Dorner hat eine wichtige Aufgabe formuliert, vermag sie aber nicht zu lösen. Jobst Dahle (Marburg)

Soziologie

Janke, Hans, u. Werner van Treeck (Hrsg.): Medienbuch I. Ein kritisches Jahrbuch. Sammlung Luchterhand 179, Darmstadt u. Neuwied 1975 (221 S., br., 14,80 DM).

Die erste Ausgabe dieses auf kontinuierliches Erscheinen angelegten ‚Medienjahrbuches‘ beschäftigt sich in Analysen, Dokumentationen und Chroniken mit drei Teilbereichen des Systems der Massenkommunikation: untersucht werden die „objektiven Interessen der

arbeitenden Bevölkerung an den Massenmedien“, Teile der „ökonomischen Machtstrukturen in den Massenmedien der BRD“ und soziale Lage wie gewerkschaftliche Interessenorganisationen der Medienarbeiter (8).

Im ersten Komplex „Medien und Bevölkerungsinteressen“ (9–82) finden sich neben dem Versuch W. D. Hunds, die vielfältigen Formen des „Antikommunismus in den Massenmedien“ systematisch zu fassen, eine ausführlich belegte und die Grundmuster antigewerkschaftlicher Argumentationen herausarbeitende Analyse der Presse- und Funkberichterstattung über den ÖTV-Streik im Winter 1973/74 (R. Kalbitz: „Der ungeliebte Arbeitskampf“) sowie ein Beitrag von van Treeck zu Problemen der Vermittlung zwischen gesellschaftlicher und literarischer Entwicklung („Medien und gesellschaftliche Reproduktion“).

Er geht aus von einer Erörterung des Marxschen Reproduktionsbegriffs und einem Verständnis von Literatur, das sie begreift als Teil des gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses, „indem sie Probleme oder Elemente gesellschaftlicher Reproduktion in ästhetischer Weise widerspiegelt, und dies in medialen Formen, die durch historische Veränderungen wachsender technischer Reproduzierbarkeit charakterisiert sind“ (10). An Brechts „Kleines Organon für das Theater“ und Benjamins „Kunstwerk“-Aufsatz diskutiert van Treeck auf allgemeinsten Ebene Notwendigkeit und Möglichkeiten der Kunst, den objektiven Bedürfnissen der arbeitenden Bevölkerung nachzukommen: wenn „alle Künste . . . zur größten aller Künste, der Lebenskunst“ (Brecht, 21) beitragen sollen, dann dürfen sie hinsichtlich ihrer Zielsetzung wie ihrer formalen und technischen Mittel nicht hinter den objektiv möglichen Stand von Natur- und Gesellschaftserkenntnis und -beherrschung zurückfallen. Der Autor gibt dabei beachtenswerte Hinweise für ein planendes Herangehen an fortschrittliche Literatur- und Kunstproduktion. Die anschließenden Bemerkungen zur Funktion der Literatur unter kapitalistischen Bedingungen, in denen sich van Treeck mit dem Zusammenhang von Comics und Werbung und mit den Verbindungen zwischen ‚Konkreter Poesie‘ (Mon, Gomringer und ihre Vorläufer wie Mallarmé) und moderner Produktwerbung auseinandersetzt, verlieren jedoch die Differenziertheit des Literaturprozesses aus dem Blick: „Wo die Literatur unters Profitprinzip geschlagen wird, bedeutet das ihre Verkehrung von einer Vermittlungsform objektiv geforderter Reproduktionsbedingungen und gesellschaftlich notwendiger Bedürfnisse, deren Ausdruck und Gegenstand sie zu sein hätte, in ein Herrschaftsmittel“ (26).

Im 2. Teil des Bandes („Medien: Macht und Herrschaft“) verdeutlicht W. Oberst in übersichtlicher Form die Mechanismen der Pressekonzentration und dokumentiert diese Vorgänge für die Jahre 1973/74. H. Janke stellt in der folgenden „Zensurchronik“ die Fälle bekanntgewordener Zensurmaßnahmen aus den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten für den gleichen Zeitraum zusammen. Daß allein diese „pressenotorisch“ gewordenen Eingriffe 24 Seiten füllen, spricht

für die Relevanz des Themas. Beide Dokumentationen eignen sich auf Grund der Fülle des beigebrachten Materials und der übersichtlichen Strukturierung hervorragend als Arbeitsgrundlage für Unterrichtsreihen u. ä.

Die anschließenden Kollektivbeiträge befassen sich anhand der Diskussion um die „Mediengewerkschaft“ und in einer Analyse der Vorgänge um den Konkurs der Zeitschrift „Konkret“ mit Problemen der Selbstorganisation und Interessenvertretung der „Medienproduzenten“.

Der programmatisch zu verstehende Abdruck der Rede Wallraffs auf dem Schriftstellerkongreß 1974 („Autoren: Radikale im öffentlichen Dienst“) beschließt diesen ersten — und im Interesse einer allgemein verständlichen, kritischen und dokumentierenden Medienpublizistik hoffentlich nicht einzigen — Band des „Medienjahrbuches“.

August Soppe (Marburg)

Straschek, Günter Peter: Handbuch wider das Kino. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1975 (517 S., br., 14,— DM).

Von 1969 bis 1971 arbeitete der Autor Straschek, der sich selbst als „für die Filmbranche zu gescheit, für die Wissenschaft zu blöd“ (Filmkritik 8/74) einschätzt, an dem „Handbuch wider das Kino“, doch erst 1975 brachte Suhrkamp den Band heraus. Bei wem auch immer die Schuld für die vorhergehenden Querelen und Verzögerungen liegen, sie haben dem Buch geschadet. Strascheks letzte Durchsicht des Textes ist datiert auf den Juli 1974, aber er hat nur die Anmerkungen, Lebensdaten und die Bibliographie überarbeitet, der Text (z. B. über Portugal) wurde an einigen Stellen von der Zeit überholt. Straschek hatte den Verlag um die Übersetzung der von ihm im Original angegebenen Zitate gebeten; daß dem nicht nachgekommen wurde, macht das Buch nicht gerade lesbarer.

In der editorischen Notiz heißt es: „Das ‚Handbuch wider das Kino‘ ist weder eine Filmgeschichte noch eine Enzyklopädie; es versammelt Materialien zur Ökonomie des Spielfilms und des Lichtspieltheaters, aufgeschlüsselt nach den nationalen Filmindustrien.“ Straschek selbst bezeichnet in seinem Vorwort das Buch jedoch weitergehend als „Material zur antiemanzipativen Rolle von Spielfilm und Lichtspieltheater in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ (7). Für ihn bestimmt die industrielle Fertigungsweise des Films grundlegend dessen Charakterisierung und Analyse, und er zitiert in diesem Sinne Bitomsky: „Filmtechnik und Filmkunst, im Geschirr des Kapitals, das die Zügel strafft oder schießen läßt, wie es die Produktionswirklichkeit erfordert: die Künstler aber wännen, sie bestimmten Gangart und Richtung selber. Die künstlerische Freiheit, Normen zu ändern, Inventionen einzubringen, fußt auf der ökonomischen Notwendigkeit, im Konkurrenzkampf die technische Struktur der Mittel beizeiten umzuwälzen“ (26). Von dieser Position aus kritisiert Straschek zu Beginn bürgerliche Filmrezeption und -theorie, schildert

dann anhand des amerikanischen, europäischen und des Kinos der dritten Welt die „Widersprüchlichkeit kapitalistischer Verwertung von Spielfilm“. Das anschließend besprochene Filmwesen sozialistischer Staaten fällt von Strascheks maoistischem Standpunkt aus dem Verdikt des Revisionismus zum Opfer. Die VR China, die Prüfstein seiner Thesen hätte sein können, behandelt er aufgrund (angeblich) zu schlechter Quellenlage leider nicht.

Die einzelnen Kapitel über die Länder will Straschek nicht als in sich durchgängige, lokale Kinogeschichten verstanden wissen, „sondern (als) mosaikartige Verweise, wie kapitalistische Warenproduktion mikrologisch in die Filmindustrie eingegangen ist“ (52). In einer von ihm selbst ziemlich treffend „parteiischer Lapidarstil“ genannten Schreibweise, zeigt er schlaglichtartig neue Aspekte und Sichtweisen von Zusammenhängen auf, begründet jedoch weder seine Beurteilungen und Einschätzungen umfassend, noch verfolgt er stringent alle ihre Konsequenzen. Zu den wichtigsten Ausführungen gehört das Kapitel über die Geschichte des amerikanischen Kinos, die Straschek als ‚Firmengeschichte‘ darstellt. Auch bei seinen theoretischen Überlegungen steht Hollywood im Vordergrund, „denn gerade daß die amerikanische Filmfabrikation von Anfang an auf die ‚Kunstmache‘ verzichten konnte, macht sie interessant und folgenreich ‚fortschrittlich‘. Bei der Erarbeitung einer materialistischen Medientheorie hat demnach Hollywood stets im Zentrum theoretischer Untersuchungen zu stehen“ (92). Neben den nur zu berechtigten Vorwürfen der „Geschichtslosigkeit“ und des „Biographismus“ gegen die an der Autorentheorie klebende Filmgeschichtsschreibung, hält Straschek ihr vor, „eine der wichtigsten und bestimmendsten Tatsachen des Filmmediums zu verfälschen bzw. ununtersucht zu lassen: daß der einzelne Film überhaupt kein Ganzes ist, Film nur als Teil der Häufung Film (im Kino) zu begreifen ist. Da jeder Spielfilm als Einzelprodukt hergestellt wird (er in volkswirtschaftlicher Auslegung ein ‚industriell erzeugtes individuelles Gut‘ ist) und jeder Kinobesucher im individuellen Austausch eben nur einen bestimmten Film konsumiert, ist die dahinterstehende Bündelung zunächst unverständlich“ (30). Er selbst zieht aus der Tatsache die Konsequenz: „Keine andere Massenkommunikationsform verweist so nachhaltig auf Konvention wie das Kino — die strukturelle Bestimmung des Films ist die Serie. Hierbei ist die Serie nicht als ästhetische Kategorie allein zu verstehen, als das Genre Serie (Zorro, Batman etc.), sondern als Syndrom von Produktionsbedingungen. Die ökonomische Struktur der Produktionsapparate schreibt die Form der Produktion und der Produkte vor“ (30).

Die schlaglichtartige Problematisierung von Zusammenhängen wie diese, die Demontage von scheinbar sicheren Begriffen und Bewertungen sollen und können kein zusammenhängendes System ergeben, sondern zum Weiterforschen anregen. Wohl auch deshalb hat Straschek seine ganze wissenschaftliche Akribie auf die Bibliographie konzentriert, die ungefähr ein Drittel des Buches ausmacht und

in Form von Anmerkungen dem Text zugeordnet ist. Im Schlußteil des Buches entwickelt der Autor „Parteiisches zur Bestimmung sozialistischer Filmarbeit in der BRD“. Er geht mit verbarradikalen Künstlern, die sich auf den Maoismus berufen, mit ihrem inflationären Gebrauch des Revisionismusvorwurfs hart ins Gericht und versucht die Vorstellung zu entlarven, Film und Kino seien „Waffen“ der Revolution. Auch in diesem Teil betont er die Wichtigkeit der Produktionsbedingungen. „Eine anachronistische Form der Agitation, an rissige Hauswände im Proletarierviertel projizierte Spots, vielleicht mit einem Straßentheater angereichert, ist in Anbetracht des tatsächlichen Standes der Produktivkräfte zur ‚radikalen Schaumschlägerei‘ verurteilt“ (463). Er spricht sich für eine breite Bündnispolitik aus, „ansonsten würde sozialistische Filmarbeit auf dem Niveau des sektiererischen Kleingewerbes zurückbleiben“ (456). Angesichts des heute betriebenen Abbaus der Grundrechte und des Angriffs auf alle Linken wirken weite Teile dieses 1971 verfaßten Textes inzwischen mehr als optimistisch. Jochen Brunow (Berlin/West)

Kurowski, Ulrich: Lexikon des internationalen Films, Band 1 und 2. Filmgeschichte nach Ländern. Hanser Verlag, München 1975 (172 und 146 S., br., je 12,80 DM).

Ulrich Kurowski befaßt sich seit längerer Zeit mit der lexikalischen Erfassung des Mediums Film. Die bisherigen Veröffentlichungen waren bunt zusammengewürfelt, gaben vielleicht Einblicke für Kinogänger, echte umfassende Lexika waren es nicht, eher Abfallprodukte einer längere Zeit in Anspruch nehmenden, gründlicheren Arbeit. Die ersten beiden Bände dieser Arbeit liegen jetzt vor. Das „Lexikon des internationalen Films“ ist der bisher erste Versuch einer deutschsprachigen, möglichst umfassenden und vollständigen lexikalischen Aufarbeitung der Filmgeschichte. Der Umfang ist auf neun Bände geplant, erschienen sind Band 1 und 2 mit der Filmgeschichte nach Ländern, vorbereitet werden Band 3 und 4 über Regisseure, Band 5 und 6 über Schauspieler, Band 7 über Ausstatter, Cutter, Drehbuchautoren, Erfinder, Historiker, Kameramänner, Komponisten, Politiker, Produzenten, Theoretiker und abschließend Band 8 und 9 als Sachwörterbücher. Besonderes Interesse dürfte der Band 7 finden, da in ihm diejenigen Personen erfaßt werden, die in der meist an der Autorentheorie haftenden Geschichtsschreibung vernachlässigt werden.

Die ersten beiden Bände behandeln die Filmgeschichte alphabetisch geordnet nach Ländern, „jeder monographische Beitrag untersucht seinen Gegenstand nach wirtschaftlichen, politischen, ästhetisch-künstlerischen und technischen Kriterien“ heißt es im editorischen Vorspann. Diesem Anspruch genügen aber nur wenige Autoren. Die einzelnen Länderartikel wurden von verschiedenen Ver-

fassern geschrieben, die unterschiedliche Bewertungsmaßstäbe haben und auf die Kriterien ein sehr unterschiedliches Gewicht legen, so daß die Qualität der Beiträge insgesamt sehr differiert. Äußerst subjektiv und nicht gerade präzise berichtet etwa Mathias Nolte über Großbritannien. Da heißt es über Alexander Korda, den Regisseur von „The private life of Henry VIII“ (1933), „Despektierlich und doch mit gebührendem Respekt vor der brit. Geschichte spielt er mit den Traditionen seines Gastlandes“ (I, 112). Über „Macbeth“ erfährt der Leser nicht mehr, als daß Polanski mit dem Film „wenig Ehre einlegte“ (I, 116) und über ein Genre, das in England auf besondere Art ausgeprägt war, urteilt Nolte scharfsinnig und tiefe Einblicke vermittelnd: „Die Filmkomödien sind auf ihre Art durchaus kritisch, weil sie sich an engl. Eigenarten halten, aber sie zeigen die Verhältnisse mit Sympathie“ (I, 115). Kurowski schrieb die Beiträge über das Deutsche Reich, die Bundesrepublik und Italien. Doch auch er vermag die von ihm als Herausgeber aufgestellten Kriterien als Autor nicht immer zu erfüllen: „Thematisches Zentrum von Schroeters Filmen ist der Tod — ein deutsches Thema. Aber der Tod wird nicht verherrlicht, sondern die Filme sind im Grunde gegen ihn gerichtet“ (I, 75). Jean Marie Straub und Peter Nestler nennt Kurowski in einem Atemzug, aber nicht um auf den massiven Widerstand gegen das politisch und filmisch engagierte Werk der beiden, der Nestler in die Emigration trieb, hinzuweisen. Bei ihm heißt es so nichtssagend wie möglich: „Wie Straubs Filme sind auch die seinen (Nestlers d. V.) hartnäckige, ihren Autor nie zur Ermüdung kommen lassende Recherchen zur deutschen Geschichte“ (I, 74). Fundiert schreibt Ulrich Gregor über Rußland und die UdSSR, und Peter B. Schumann, Autor der Beiträge über die lateinamerikanischen Länder, zeigt in seinen Artikeln die Auswirkungen der jeweiligen politischen Situation auf die Filmproduktion und den Kinomarkt auf. Den mit 55 Seiten umfangreichsten, grundlegendsten und präzisesten Beitrag schrieb Arthur Dobenstein über die USA. Insgesamt wird über mehr als fünfzig Nationen informiert, darunter als Filmländer so unbekanntere, exotische Staaten wie Ceylon, Malaya, die Philippinen. Man erfährt z. B., daß das Filmleben von Laos sich in ganzen fünf Kinos abspielt.

Die jede Monographie begleitenden weiterführenden Literaturhinweise schwanken ebenso in ihrer Qualität, wie die Beiträge selbst. Die Bibliographie über die USA ist fast fünf Seiten lang und sinnvoll untergliedert, während die angegebenen Werke über die UdSSR nicht einmal eine halbe Seite füllen. Da nicht alle deutschen Bücher über sowjetische Filme oder Regisseure aufgeführt sind, läßt sich dieser krasse Unterschied auch nicht mit einem Verweis auf die Sprache entschuldigen.

Die Schwächen und der durch die Konzeption der Bände als schmale Taschenbüchlein hervorgerufene Platzmangel verwässern den ambitionierten Versuch, ein internationales Filmlexikon in deutscher Sprache zu erstellen, das den englischen und französischen Standardwerken ebenbürtig ist. Jochen Brunow (Berlin/West)

- Eisenstein, Sergej M.:** Schriften 1: Streik. Hanser Verlag, München 1974 (332 S., kt., 14,80 DM).
- Ders.:** Schriften 2: Panzerkreuzer Potemkin. Hanser Verlag, München 1972 (268 S., kt., 14,80 DM).
- Ders.:** Schriften 3: Oktober. Mit den Notaten zur Verfilmung von Marx' „Kapital“. Hanser Verlag, München 1975 (376 S., kt., 19,80 DM).

Sergej Michailowitsch Eisenstein (1898—1948) ist als „Leonardo da Vinci des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet worden. Er war nicht nur Filmregisseur, sondern auch Graphiker, Karikaturist, Bühnenbildner, Schauspieler, Theaterregisseur, Schriftsteller und Lehrer am Staatlichen Filminstitut Moskau. Der Vergleich mit da Vinci gründet sich aber weniger auf diese Mehrfachbegabung als vielmehr auf Eisensteins wissenschaftlich analytisches Herangehen an ästhetische Probleme, das Erkenntnisse der Geometrie, Mechanik, Physiologie und Psychologie auf die künstlerische Praxis anwendet. Auf der Suche nach einem „dialektischen Zugang zur Filmform“ bezog Eisenstein den historischen und dialektischen Materialismus auch auf die ästhetische Produktion, setzte sein Prinzip der Kontrapunktik nicht nur auf allen Ebenen kompositorisch ein, sondern stellt es auch in Korrelation zu Inhalt und Ideologie des Films und zur gesellschaftlichen Realität. „Obwohl sich Eisenstein über den formalanalogen Zusammenhang seiner Kunst mit generellen — ‚modernen‘ — Kunsttendenzen sehr genau bewußt ist, definiert er das entscheidend ‚neue‘ Element seiner Kunstpraxis nicht als gesellschaftlich beziehungslose ‚Modernität‘, sondern gerade als das spezifische Ergebnis eines allseitig revolutionär verändernden Gesellschaftsprozesses, in dessen Kontext die ‚neue Kunst‘ zugleich auch die Funktion eines spezifischen Faktors gesellschaftlicher Veränderung erhält. In diesem Sinne kommen die allgemeinen antitraditionell entwickelten Normen avantgardistischer Ästhetik und Poetik nicht linear, sondern funktional verändert zum Einsatz“ (Band III, S. 7). In einer ständigen Auseinandersetzung mit den verschiedenen Kunstauffassungen des nachrevolutionären Rußland — am Theater mit LEF auf der einen und Proletkult auf der anderen Seite und beim Film mit Vertov und Pudovkin als Vertreter unterschiedlicher Filmtheorien — ist Eisenstein um eine theoretische Untermauerung seiner Werke bemüht. Seine in Zeitungsartikeln, Polemiken, Statements, theoretischen Abhandlungen und Lehrbüchern zum Ausdruck kommenden Erkenntnisse sind nicht nur für Cineasten und Filmhistoriker von Bedeutung, sondern ebenso für Literatur- und Theaterwissenschaftler, für Linguisten und Semiotiker und leisten einen wertvollen, unverzichtbaren Beitrag zur Diskussion um eine materialistische Ästhetik.

Der gesamte, umfangreiche Nachlaß von Sergej M. Eisenstein ist bis heute noch nicht abschließend erforscht und ediert. Die sechsbändige, repräsentative, russische Werkausgabe (Moskau 1964—1971) wird noch laufend erweitert. In deutscher Sprache war bisher nur ein sehr geringer Teil der Schriften zugänglich. Oft mußten englische

oder französische Texte als Quellen dienen. Die ersten drei Bände der von Hans-Joachim Schlegel herausgegebenen „Schriften“ dokumentieren Eisensteins Entwicklung vom Erstlingsfilm „Streik“ und der aus der Theaterarbeit entwickelten „Montage der Attraktionen“, bei der die emotionale Einwirkung auf den Zuschauer noch im Vordergrund stand, über den berühmten „Panzerkreuzer Potemkin“ und „Oktober“ hin zur „intellektuellen Montage“, die vor allem Zusammenhänge einsichtig machen soll. In enger Zusammenarbeit mit dem Moskauer Eisenstein-Archiv verwandte Schlegel die voluminöse russische Werkausgabe mit den Originaltexten als Grundlage, übersetzte eine ganze Reihe wichtiger Texte neu und übertrug sehr viele Artikel überhaupt zum erstenmal ins Deutsche. Die Fülle des Materials systematisierte er und grupperte sie um die sechs ausgeführten Filmwerke Eisensteins. Nach den bereits vorliegenden Bänden 1—3 sollen Band 4 „Die Generallinie“, Band 5 „Alexander Nevskij“ und Band 6 „Ivan der Schreckliche“ folgen. Jede Ausgabe enthält das Szenarium und/oder das Protokoll des entsprechenden Films und Bildmaterial. Eisensteins Äußerungen sind in Arbeitsberichte, programmatische Erklärungen und politische Statements zu den Filmen eingeteilt, denen die zentralen theoretischen Aufsätze zugeordnet werden. Da alle Filme auch ein bestimmtes Stadium in der Entwicklung Eisensteinscher Thesen fixieren, viele Artikel gerade aus der publizistischen Verteidigung und theoretischen Fundierung der Filme entstanden und die Verbindung von Theorie und Praxis eines der grundlegenden Arbeitsprinzipien Eisensteins war, ist diese Anordnung berechtigt und sinnvoll. Durch die Aufnahme auch chronologisch später verfaßter Texte über ein Filmprojekt, die in Widerspruch zu dem früher Geschriebenen stehen, wird in jedem Band bereits die Wandlung und Entwicklung Eisensteinscher Thesen angedeutet. „Der einzelne Band kann jedoch niemals alle Aspekte der Eisensteinschen Ästhetik und Poetik demonstrieren, sondern immer nur die für die in Frage stehende aktuelle Filmrealisation typischen Merkmale und Probleme umreißen“ (Band I, S. 287). In einem einleitenden Essay führt Schlegel in den jeweiligen Film ein, stellt das Werk in den Kontext der zur Entstehungszeit herrschenden kulturellen und politischen Situation in der UdSSR, zeigt theoretische Zusammenhänge auf und nimmt auch zu aktuellen Eisensteininterpretationen und Diskussionen, wie z. B. der Eisenstein-Vertov-Debatte, Stellung. „Dieses Thema wird inadäquat diskutiert, wenn man in bezug auf die im Umkreis des ‚Streik‘-Films entbrannte Polemik von Eisenstein und Vertov einen kontradiktorisch-prinzipiellen Gegensatz zwischen beiden konstruiert, wie das etwa J.-L. Godard tut. Man sollte in richtiger Einschätzung der beiderseitigen Proselyten-Apologetik die Relativität der von Eisenstein und Vertov gemachten Äußerungen begreifen, die immerhin auch Eingeständnisse von sogar schöpferisch auswertender Bewunderung des Kollegen nicht ausschloß, . . .“ (Band I, S. 27). Der sehr exakte und ausführliche Anmerkungsteil liefert wertvolle Fakten und Daten, deckt aber auch immer wieder Zusammenhänge und Querverbindungen auf und ist eine

echte Interpretationshilfe. Schlegel hat eine grundlegende, wissenschaftlich genaue Arbeit geleistet, eine Pionierarbeit, mit der er die Grundlage für eine breite Auseinandersetzung mit dem Theoretiker Eisenstein liefert.

Begleitend zu den „Schriften“ erschien ebenfalls bei Hanser von Werner Sudendorf ein Band mit Materialien zu Eisensteins Leben und Werk, der ein genaues Verzeichnis von Eisensteins Theateraufführungen, seinen Filmen und Filmfragmenten enthält und ebenfalls eine vollständige Bibliographie.

Sudendorf, Werner: Eisenstein. Materialien zu Leben und Werk. Carl Hanser Verlag, München 1975 (274 S., 19,80 DM).

Jochen Brunon (Berlin/West)

Erziehungswissenschaften

Winkel, Rainer: Das Ende der Schule — oder: Alternativprogramme im Spätkapitalismus. List Verlag, München 1974 (237 S., br., 10,80 DM).

Seit Ivan Illichs Plädoyer für die Abschaffung der Schule gehört die These, sie sei in ihrer etablierten Form eine Institution zur Verhinderung von Lernprozessen, zum Bestand einer Kritischen Pädagogik. Winkel knüpft hier an, wenn er konstatiert, daß das Lernen im Schulsystem „ritualisiert und Bildung mythologisiert“ (137) worden sei und daß die Schule selber ein „raffiniertes Bestechungssystem“ (18) darstelle.

Nicht die Reform der Schule, sondern ihre Alternative wird daher ins Auge gefaßt; am Beispiel der amerikanischen Alternativprogramme (besonders der Free Schools und Street Schools, der Deschooling Society von Illich etc.), an Neills Summerhill und schließlich an norwegischen, spanischen und italienischen Programmen weist der Verfasser die — freilich begrenzte — Möglichkeit einer radikalen Neuorientierung nach. Ihr einstweilen experimenteller Charakter und ihre eingeschränkten Durchsetzungschancen in den auf reibungslose Herstellung von Qualifikation ausgerichteten Gesellschaftssystemen werden allerdings nicht grundsätzlich problematisiert. Den Einwand, „der besonders von Radikalen vorgebracht wird, halte ich für dogmatisch und deshalb — gedankenlos. Hier wird mit dem Argument jongliert, daß das Dilemma Schule erst dann gelöst werden kann, wenn die Gesamtgesellschaft, insbesondere die Produktions- und Eigentumsverhältnisse, im Sinne des Marxismus-Leninismus — oder wie der modisch klingende Ismus gerade lauten mag — verändert worden sind... Ohne das gesellschaftsverändernde Engagement zu mißachten, halte ich es für konkreter, an einer — im buchstäblichen Sinne — wunden Stelle der Gesellschaft anzusetzen und z. B. die Schule von ihren schlimmsten Defekten zu befreien“ (48 f.). Es wird

deutlich, daß Elemente der von Winkel dargestellten Alternativprogramme letztlich doch zur Rettung der Schule eingebracht werden sollen. Der These: „Die Schule ist nicht zu retten“ (15) steht Winkels gleichzeitige „Prognose . . . , daß in den 70er Jahren die Alternative zur Schule in steigendem Maße von den bestehenden Schulen aufgenommen werden wird“ (77), unvermittelt gegenüber.

Die informative Übersicht über die internationale Free School- und Alternativschulbewegung läßt eine systematische Auseinandersetzung mit den konkreten Ursachen des vielfältigen Scheiterns und mit ihrer gleichsam exotischen Stellung im Gesellschaftssystem vermischen. Ebenso bleibt — von der Darstellung der Kinderrepublik Bemposta abgesehen — der latente Irrationalismus, der gegenwärtig den meisten Modellen innewohnt, unbedacht. Die Skepsis gegenüber isolierenden und entpolitizierenden Tendenzen bleibt verhalten angesichts der enthusiastischen Teilnahme an dem lokalen und parzellierten Protest privater Initiativgruppen.

Ein zweiter Teil des Buches geht auf „Widerstände auf dem Weg einer radikalen Schulreform“ (127 ff.) und auf Beispiele kollektiver Erziehung (141 ff.) ein. Die Tendenz der Vermarktung der radikalen Reform, ihrer Integration in die „auf Profit, Besitz, Steigerungsraten ausgerichtete Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung“ (127) wird von Winkel nachdrücklich bezeichnet. „Auch mit den ‚Alternativen zur Schule‘ werden längst Geschäfte gemacht“ (129). Die immanenten Widerstände, die aus der Struktur der einzelnen Alternativprojekte konkret zu bezeichnen wären, erscheinen hier in summa und prinzipiell; sie spiegeln den Stand der Diskussion wider. Der „Profitmechanismus“, der „mehr ein Leben gegeneinander als miteinander hervorruft“ (128), ist entscheidendes Kriterium für die Notwendigkeit einer subversiven Dialektik, in deren Prozeß die radikale Veränderung der Schule die des politischen und ökonomischen Systems mit einbezieht. „Wer Schule verändert, verändert damit (ein Stück) Gesellschaft und umgekehrt“ (100).

Für Initiativgruppen, die gegen die massiven Widerstände Freie Schulen eröffnet haben oder gründen wollen, liefert der Band wichtige Hinweise. Wie über die ins Privatistische gedrängte Ausnahme hinaus das repressive und lernfeindliche staatliche Schulsystem geändert werden soll, bleibt auch diesmal offen.

Rainer Wicke (Frankfurt/M.)

Wellendorf, Franz: Schulische Sozialisation und Identität. Zur Sozialpsychologie der Schule als Institution. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 21974 (279 S., br., 25,— DM).

Der Autor, bis 1974 wissenschaftlicher Direktor des Pädagogischen Zentrums Berlin, beschreibt und interpretiert Mechanismen, die in der Schule ablaufen und von denen Lehrer und Schüler gleichermaßen (wiewohl in unterschiedlicher Weise) betroffen sind. Er bedient sich dabei des „Konzeptes der Identitätsbalance“ (13). Die

Balance zwischen der Anforderung, zu sein wie die anderen, und der Anforderung, zu sein wie kein anderer, wird hierbei als „Ich-Identität“ bezeichnet (65). Identitätsbildung und Sozialisation werden als *ein* Prozeß begriffen: „Schulische Sozialisationsprozesse dürfen nicht allein als Vergesellschaftung eines gegebenen Individuums gedacht werden, so sehr sie auch die Individuierung des Kindes in den Interaktionsszenen der Familie voraussetzen; sie selbst bringen vielmehr ein Individuiertes erst hervor bzw. setzen die familiären Individuierungsprozesse fort und modifizieren sie“ (32). In diesem Prozeß haben Mechanismen, die in pädagogischer Sicht nebensächlich oder sogar fragwürdig sind, soziologisch gesehen, eine wichtige Funktion (122). Diese These belegt der Autor durch eine Fülle schulischer „Szenen“, die er mit Hilfe vorwiegend US-amerikanischer, dem symbolischen Interaktionismus im weitesten Sinn zuzurechnender Literatur interpretiert. Wegen dieses theoretischen Bezugsrahmens wird das Buch eine schwere Aufnahme gerade bei jenen finden, die es eigentlich angeht: den Lehrerstudenten und Lehramtsanwärtern. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß sowohl die verwendeten Termini des symbolischen Interaktionismus als auch die der Psychoanalyse und Sozialpsychologie im jeweiligen Argumentationszusammenhang kurz erläutert werden und daß jedem Kapitel eine Zusammenfassung der für die weitere Argumentation zentralen Gedanken beigegeben ist. (Eine Zusammenfassung zentraler Thesen des Buches findet sich in betreff: *erziehung* 5, 6. Jg., 1973, S. 26—32.)

In einem ersten Schritt wird der theoretische Bezugsrahmen der Arbeit grundsätzlich geklärt: Interaktion, Szene, szenisches Arrangement und Ritual (11—62). In einem zweiten Schritt (63—175) werden schulische Rituale als *typische* Szenen erläutert (Ein- und Austrittsrituale, Rituale zur Bewältigung von Krisen, Rituale des schulischen Alltags etc.); Leistung als organisierendes Prinzip schulischer Szenen wird am Beispiel der Zensurenvergabe beschrieben; das „Konzept der Rollendistanz“ wird als letztlich affirmativ ebenfalls an Beispielen herausgearbeitet. Die Absicht des Autors ist, sichtbar zu machen, was den Individuen durch die in der Schule verbreiteten Praktiken der Menschenbehandlung implizit angetan wird — im Namen der Ideen von Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit (60).

Die in der Familie erreichte Identitätsbalance des Kindes wird durch die Schule in Frage gestellt (48 f.). Werden seine Aktivitäten in der Familie eher danach beurteilt, inwieweit sich in ihnen individuell zugeschriebene Qualitäten ausdrücken, also nach dem ganzen Wissen über das Kind, so werden sie in der Schule *als solche*, gleichsam als vom Individuum losgelöste bewertet (45). Die vom Schüler (und vom Lehrer) angewandten und erfahrenen Praktiken der Trieb- und Affektabwehr müssen deshalb im Kontext des „szenischen Arrangements der Schule“ diskutiert werden; durch ihn erhalten sie ihren spezifischen Sinn (201). „Rituale“ bezeichnen hierbei typische Szenen, in denen der Zusammenhang einzelner Interaktionen mit dem szenischen Arrangement als ganzem symbolisch dargestellt wird.

Charakteristisch für sie ist, daß die relevanten Werte und der Systemzusammenhang nicht begrifflich und bewußt mit den rituellen Handlungen verknüpft werden. Zwar sind Rituale subjektiv (psychisch) vermittelt; sie erfüllen ihre Funktion aber über die Köpfe der Beteiligten hinweg (70 f.). Schulische Rituale stellen stets zweierlei dar: einerseits die von den Beteiligten geforderte institutionelle Solidarität, andererseits die relevanten Unterschiede in Rang, Macht und Funktion (73, 100). Im Ritual der Prüfung z. B. demonstrieren die Schüler symbolisch, daß sie die ihnen zugeschriebene homogene Motivation, sich am Leistungsprinzip zu orientieren, als ihre eigene akzeptieren (115). Ein evtl. Scheitern wird nicht dem System, sondern dem einzelnen angelastet (118, 132). Als durchlebte und internalisierte werden die objektiven Karrieremuster ein Aspekt der persönlichen Identität: ich *bin* jemand, der gescheitert ist; ich *bin* nicht intelligent, fleißig, ordentlich genug etc. (128, 131). Ein Schüler, der sich dem Ritual verweigert, wird zum Problemschüler (76). Indem schulische Rituale die Triebenergie der Individuen unmittelbar gesellschaftlich verfügbar machen, dienen sie der Einübung in die Erfüllung gesellschaftlicher Aufgaben. Schulische Zeitregulative etwa sind jenen analog, denen der Dienst im Büro oder an einem anderen Arbeitsplatz unterworfen ist (225). Erfahrungen, in denen sich die Herrschaftsstruktur der Schule niederschlägt (die ja nur ein Teil der *gesellschaftlichen* Herrschaftsstruktur ist und in sie einüben soll), werden rituell neutralisiert, indem die mobilisierten Affekte wie Angst oder Aggression in marginalen Aktivitäten gebunden bleiben, in der Schülermitverwaltung oder dergleichen (96).

In einem letzten Schritt behandelt der Autor „Probleme der biographischen Organisation von Identität im szenischen Arrangement der Schule“ (177—259), und zwar einmal am Beispiel der „Aktualisierung frühkindlicher Erfahrungen im Umgang mit Trieben und Affekten“, zum anderen am Beispiel der „Abwehr libidinöser und aggressiver Impulse“ und der „Wiederkehr der abgewehrten Triebregungen und Affekte“. „Lehrer und Schüler gehen nicht nur als Träger begrenzter Rollen in die Schule, sondern bringen in das szenische Arrangement alte Erfahrungen, die sie als Kinder in einer Familie im Umgang mit ihren Triebimpulsen und Affekten gemacht haben, mit ein“ (181 f.). D. h. in der Schule wird nicht nur unterrichtet, erzogen und gelernt, sondern die Interaktionspartner wiederholen zugleich alte Konflikte mitsamt ihren mehr oder weniger gelungenen Lösungsversuchen. Dabei wird die Lebensgeschichte der Interaktionspartner durch die Schule solange nicht in Frage gestellt, als diese die Differenz zwischen erwartetem und tatsächlichem Verhalten nicht zu groß werden läßt (183). Was das z. B. für die künftigen Hauptschüler in der Grundschule bedeutet, läßt sich denken. Gerade für Kinder aus der Unterschicht ist es besonders schwierig, „im Durchgang durch die Schule zu einer biographischen Organisation ihrer Identität, in der frühere Erfahrungen im Umgang mit Triebimpulsen in einen reflektierten oder doch reflektierbaren Sinnzusammenhang mit den Erfahrungen in schulischen Szenen gebracht

sind, zu kommen und die Erfahrungen, die sie im szenischen Arrangement der Familie gemacht haben, nicht bloß abwehren zu müssen“ (217).

Unter Zuhilfenahme klinischen Materials zeigt der Autor, daß die Motivation, Lehrer zu werden, und die Art der Berufsausübung sich bis in die primäre Sozialisation hinein zurückverfolgen läßt. Lehrer können einmal versuchen, alte in ihrer Kindheit erlittene durch neue und bessere Autoritätsbeziehungen in der Schule zu widerlegen, um sich dadurch an ihren Eltern nachträglich zu rächen, d. h. ihren Eltern gleichsam zu demonstrieren: „So hättet ihr mich behandeln sollen“ (189). Sie können andererseits bemüht sein, selbst erfahrene Autoritätsverhältnisse starr zu wiederholen und den ödipalen Konflikt, der durch den Umgang mit Kindern in der Schule erneut auflebt, nach jenen Mustern abzuwehren, die sie in der eigenen Familie in den Interaktionen mit den Eltern erworben haben (192).

Weil die Identitätsbalance, welche die Lehrer im Laufe ihrer Lebensgeschichte aufgebaut haben, durch die Konfrontation mit der kindlichen Sexualität erneut problematisiert wird, bekämpfen sie an den Schülern eine Gefahr, der sie selber ausgesetzt sind. Sie müssen beim anderen Interaktionspartner verhindern, daß dieser seine persönliche Identität (als Max Meier etc.) ungebrochen in seiner sozialen Identität (als Schüler) mit darstellt (210, 248). Ist durch eine gelungene (institutionalisierte) Abwehr dieses Problems die Furcht vor ihm herabgesetzt, so wird seine „humanere“ (weil distanziertere) Behandlung möglich. Die Beziehungen zwischen den Interaktionspartnern verlieren dadurch allerdings an Wärme, Lebendigkeit und Spontaneität; die Menschen können behandelt werden wie Sachen (204, 206 f.). „Die Art des Umgangs mit Bedürfnispositionen, die in den frühkindlichen Sozialisationsprozessen in die persönliche Identität eingegangen sind, wird in der Schule besonders an den Praktiken der Domestikation von Sexualität deutlich“: die Sachinformation über biologische Fakten steht unvermittelt neben einem vergeistigten und idealistischen Modell von „Liebe“ (204 f.).

Die Wiederkehr verdrängter Triebimpulse und Affekte erfolgt entstellt, verzerrt und unerkant. Das Wiederkehrende wird als etwas anderes interpretiert, als es „dynamisch“ gesehen ist (215, 219). Das kommt in der Schule vor allem dem Lehrer zugute, „der besondere Machtbefugnisse und infolgedessen eine größere Chance als die Schüler hat, die Situation zu definieren. Er kann (. . .) unter Berufung auf universalistische Prinzipien partikularistische Bedürfnisse befriedigen“ (223). Handlungen von Lehrern, die offiziell und verbal als „zum Wohle“ des Schülers unternommen interpretiert werden, haben in Wirklichkeit oft den Zweck, den Lehrern die Verwirklichung ihrer Intentionen zu erleichtern und das schulische Interaktionssystem zu schützen. Dem Lehrer bieten sich viele Möglichkeiten, den Schüler zu quälen, zu ängstigen oder lächerlich zu machen (starres Einhalten von Regeln, Aufstellen nach der Pause, stereotype Formen der Begrüßung, Prüfungen etc.). Derartige Rituale erlauben ihm, aggressive Triebregungen zu befriedigen (224). Auch

andere, nicht-genitale Triebimpulse, wie zum Beispiel orale und exhibitionistische, kann der Lehrer in schulischen Szenen befriedigen, etwa durch häufiges Reden. Die Art und Weise kann individuell variieren: sadistische können ebenso dominieren wie narzißtische Regungen. „Er kann schließlich aus Angst vor seinen unbewußten aggressiven Impulsen dazu neigen, seinen Schülern — etwa unter Berufung auf die Vorschriften der Schulverwaltung — zu zeigen, daß er eigentlich selbst der Schwache und Ohnmächtige ist“ (226 f.).

Offiziell wird Aggressivität im szenischen Arrangement der Schule als ein Problem der Schüler interpretiert. So können Lehrer die Aggressivität von Schülern als Ergebnis mangelhafter primärer Sozialisation deuten — auch dann, wenn sie selbst der Anlaß der Aggressionshandlungen sind: Schüler sind „schlecht erzogen“, „aus einem schlechten Elternhaus“ etc. (214). Selten schätzen Lehrer ihr eigenes Verhalten richtig ein. Mißerfolge der Schüler werden bei diesen selbst oder bei deren Familie gesucht; sie werden kaum als Konsequenz des eigenen Lehrerverhaltens und Handelns wahrgenommen (230).

Man mag darüber streiten, ob es nötig ist, die dem Buch zugrunde liegenden Sachverhalte mit Hilfe des verwendeten theoretischen Bezugsrahmens darzustellen. Sicherlich besteht oft ein vielfach vermittelter innerwissenschaftlicher Sachzwang, dem man folgen muß, wenn man an bestimmte noch kaum erforschte Probleme anknüpfen will, der nicht immer der Sache selbst geschuldet ist. Jedoch überwiegen im Buch Aussagen, die tatsächliche Probleme der Schulwirklichkeit betreffen und deshalb von Interesse sind.

Arno Bammé (Berlin/West)

Hänsel, Dagmar: Die Anpassung des Lehrers. Zur Sozialisation in der Berufspraxis. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1975 (234 S., br., 25,— DM).

Wie kommt es, daß engagierte Lehrerstudenten ihre politischen Perspektiven in der Berufspraxis aufgeben, sich trotz ihrer auf der Hochschule erworbenen kritischen Einstellungen und Ansprüche an die Zwänge dieser Praxis anpassen und damit letztlich zur Stabilisierung der bestehenden gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse beitragen (7)? Die Antwort der Autorin lautet, daß die der Schule bzw. dem Lehrer gesellschaftlich zugeschriebene Sozialisationsfunktion, nämlich die optimale Förderung und Emanzipation der Auszubildenden, im Widerspruch stehe zu der Sozialisationsfunktion, die Schule und Lehrer im Kapitalismus *real* erfüllen, nämlich Schüler im Rahmen von Kapitalinteressen zu qualifizieren und kapitalkonforme Ideologie zu vermitteln (186). Dieser Widerspruch sei vom Lehrer individuell nicht zu lösen. Denn das bei allen Lehrern konstatierbare auf Ordnung und Disziplin bedachte Verhalten sei nicht *Ursache* — wie von vielen Studenten und Hochschullehrern angenommen wird —, sondern *Folge* des gesellschaftlich formbestimmten Zwangscharak-

ters der Schule, dem auch die engagierten jungen Lehrer letztlich unterliegen. Diesen Prozeß, an dessen Endpunkt Resignation, Anpassung oder Aufgabe des gewählten Berufes stehen, erläutert die Autorin in zwei Schritten: durch Aufarbeitung, Adaption und Neuinterpretation der Resultate verschiedener Theorieansätze und empirischer Studien, soweit sie für das Problem relevant sind, einerseits (17—211); durch Entwicklung eines Modells zur Beschreibung des Anpassungsprozesses junger, engagierter Lehrer andererseits (212 bis 222).

Durch Wiedergabe und Kritik zentraler Ergebnisse verschiedener *Studien zum Einstellungswandel* von Lehrern in den ersten Monaten ihrer beruflichen Tätigkeit in der Schule wird zunächst der Tatbestand der Anpassung als Ergebnis des beruflichen Sozialisationsprozesses in Art und Umfang festgestellt (17—58).

Auf der Grundlage der *soziologischen Rollentheorie* und *Organisationssoziologie* wird die Anpassung des Lehrers auf den Widerspruch zwischen *Anspruch* (nämlich den Heranwachsenden zur Emanzipation, Selbstbestimmung und Mündigkeit zu verhelfen) und *Wirklichkeit* der Sozialisationsfunktion der Schule (nämlich über die Wissensvermittlung hinaus die Schüler zu selektieren und in entfremdete Arbeit einzuüben) zurückgeführt (59—124). Die Unerfüllbarkeit der Sozialisationsansprüche in der Klassengesellschaft macht sich als „Auflösung des normativen Profils der Lehrerrolle“ bemerkbar (rollentheoretisch: „Anomie“). D. h. der „Rollenspieler“, in diesem Fall der Lehrer, wird im Laufe seiner beruflichen Sozialisation zunehmend seiner ursprünglichen Handlungsorientierungen beraubt. Der Konflikt löst sich, indem die der Schule *zugeschriebenen Organisationsziele* durch *mittelorientierte Ziele* (Disziplin, Ordnung, Konformität etc.) ersetzt werden (organisationssoziologisch: „goal displacement“ bzw. „Zielverschiebung“), d. h. Mittel (im Sinne von Voraussetzungen) wie Ruhe und Ordnung werden unter der Hand zum (Selbst-)Zweck pädagogischen Handelns. Der junge Lehrer paßt sich, um handlungsfähig bleiben zu können, an die institutionell gebilligten Normen an; er redefiniert die im Studium erworbenen Normen der Lehrerrolle im Sinne jener mittelorientierten Organisationsziele, die von der Institution „Schule“ honoriert werden und die Anspruch und Wirklichkeit der Sozialisationsfunktion von Schule und Lehrer organisationsintern zur Deckung bringen.

In einem weiteren Schritt, und auch hier nicht bloß immanent, sondern ebenfalls vor dem Hintergrund der Kritik der politischen Ökonomie, diskutiert die Autorin *spezifische Bedingungen* angepaßten Lehrerverhaltens (125—185), und zwar im einzelnen: Strukturmerkmale der Berufsgruppe (Rekrutierung des Lehrernachwuchses, Feminisierung), Sozialisationsvoraussetzungen (Persönlichkeitsmerkmale des Lehrernachwuchses, Trennung von Theorie und Praxis in der Lehrerbildung), Arbeitsplatzsituation der Lehrer (arbeitsrechtliche und organisatorische Bedingungen, Struktur der Lehrerarbeit).

Eine letzte Ebene der Argumentation berührt den *sozialen Kontext*, in dem die berufliche Sozialisation des Lehrers in der Schule

stattfindet (186—211). Als Werkzeug der Analyse dient der Autorin das *interaktionistische Modell* der „(Sozialisierenden-)Subkultur“. Mit Hilfe dieses (von ihr gleichwohl problematisierten) Modells erläutert sie, welche Funktion die älteren Kollegen im Sozialisationsprozeß der jungen Lehrer ausüben und wie Disziplinierung zum hervorstechenden Merkmal der „Lehrersubkultur“ wird.

Das alles sei am Beispiel des Vier-Phasenmodells der Anpassung, das die Autorin zum Schluß ihrer Ausführungen entwickelt (217 f.), noch einmal und etwas verständlicher erläutert: In der *ersten* Phase seiner schulpraktischen Ausbildung versucht der junge Lehrer, seine an der Hochschule erworbenen „idealistischen“, innerhalb der Schule aber institutionell nicht gebilligten Normen durchzusetzen. Er strebt ein Verhalten an, das bewußt von dem seiner älteren Kollegen abweicht. In der *zweiten* Phase erfährt er drastisch die Unangemessenheit seines in der Hochschule vermittelten Orientierungssystems und die Notwendigkeit der Neuorientierung. Er sieht sich von Schülern und Lehrern gleichermaßen zurückgewiesen; die „Schüler nehmen ihn hoch“. In der *dritten* Phase erwirbt der junge Lehrer ein der gegenwärtigen Institution „Schule“ angemessenes Verhalten. Er beginnt, sich mit seinen „erfahreneren“ Kollegen zu identifizieren und deren Verhalten zu imitieren. Er beschließt zu tun, „was ihm ein freundlicher Kollege nahegelegt hat“. In der *vierten* Phase „internalisiert“ er das institutionell gebilligte Orientierungssystem seiner Kollegen und wird zum integrierenden Bestandteil der „Lehrersubkultur“.

Mit ihrer Arbeit gibt die Autorin einen Überblick über die wichtigsten Ergebnisse verschiedener Theorieansätze, soweit sie zur Erklärung der Lehreranpassung einen Beitrag leisten können, und unternimmt es, sie für eine Erklärung des Anpassungsphänomens fruchtbar zu machen. Durch ihren umfassenderen Ansatz, der seinen Ausgangspunkt in der objektiven Funktion hat, die die Schule in der Klassengesellschaft erfüllt, gelingt es ihr zugleich, die Grenzen der referierten Ansätze aufzuzeigen. Im Gegensatz zu vielen Arbeiten, die dem Lehrer alle erdenklichen emanzipatorischen Zielsetzungen ansinnen, die, gerade weil sie nicht realisierbar sind, seine Anpassung befördern, bemüht sich die Autorin um eine Analyse dessen, was in der Schule tatsächlich der Fall ist, um eine Klärung der Ursachen, die die Realisierung emanzipatorischer Ansprüche immer wieder verhindern. Die Analyse jener Bedingungen, die gegenwärtig dazu führen, daß engagierte Studenten ihre politischen Perspektiven in der Berufspraxis aufgeben, ist Voraussetzung zur Klärung der Frage nach den Handlungsmöglichkeiten, die sich kritischen Lehrern in der Schule eröffnen. Weil sich ihre Aussagen auf *alle* Lehrer, d. h. auf Lehrer verschiedener Schularten beziehen, bleiben sie allerdings zu abstrakt, um dem einzelnen Lehrer in der konkreten Schulsituation helfen zu können. Die konkreten Schwierigkeiten eines Hauptschullehrers etwa stellen sich im einzelnen Fall anders dar als die eines Lehrers am Gymnasium.

Arno Bammé (Berlin/West)

Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Der heimliche Lehrplan. Untersuchungen zum Schulunterricht. Beltz Verlag, Weinheim und Basel 1975 (207 S., br., 16,— DM).

Das Buch enthält Arbeiten von Jackson, Henry, Zehrfeld/Zinnecker („Soziale Verkehrsformen im Klassenzimmer“; 19—97), von Hargreaves, Friedenberg, Becker, Hollingshead („Die Schule als Klassenschule“; 101—164), ferner eine Einleitung (7—16) sowie einen „Kritischen Überblick über die Literatur und zugleich ein Nachwort“ („Die Parteilichkeit der Unterrichtsforschung“; 167—199). Einige der Aufsätze, vorwiegend Übersetzungen aus dem Amerikanischen, sowie das Nachwort des Herausgebers sind bereits in gekürzter Fassung in der Zeitschrift *betrifft: erziehung*, Heft 5 (1973) und 9 (1974) erschienen.

Gegenstand des Buches sind Untersuchungen über den heimlichen Lehrplan (hidden curriculum). Sie beschäftigen sich erklärtermaßen mit dem, was in der Schule *wirklich* gelernt wird. Damit sind Erfahrungen und Verhaltensweisen gemeint, die in keinem offiziellen Lehrplan stehen, die der Schüler aber einfach dadurch lernt, daß er zur Schule gehen muß und ihren institutionellen Zwängen unterworfen ist. Die Schule bereite, so Henry (51), „auf das Leben in dieser Gesellschaft nicht so sehr vor, indem sie — mehr oder weniger gut — die Alltagstechniken des bürgerlichen Lebens, Rechnen, Schreiben und Lesen, vermittelt. Wesentlicher ist, daß sie notwendige gesellschaftliche Alpträume fest in uns verankert: Angst vor dem Scheitern, Neid auf den Erfolg anderer, entfremdete Existenz.“ In der Schule, „vor Ort“, soll deshalb untersucht werden, mit Hilfe welcher Mechanismen eine Gesellschaft dafür sorgt, daß die Charaktermuster, die zu ihrem Fortbestand notwendig sind, der nachfolgenden Generation eingepreßt werden. Hierbei handelt es sich um die Aufgabe einer Sozialisationsforschung, die sich weniger mit dem personbezogenen, psychologischen Aspekt als vielmehr mit dem situativen, institutionellen Kontext schulischer Lernprozesse beschäftigt.

Teilnehmende Beobachtung sowie unstrukturierte Interviews sind die vorherrschende Methode, derer man sich hierbei bedient. Kennzeichnend sind qualitative, pointierte, manchmal mikroskopische Beschreibungen von Unterrichtssituationen (186). Ein Beispiel mag das verdeutlichen. Henry (42 f.) *beschreibt* zunächst ausführlich die Situation eines Schülers (Boris), der an der Tafel steht und dem es nicht gelingen will, „12/16 so weit wie möglich zu kürzen“. Auch gutes Zureden der Lehrerin hilft nichts. „Viel Fingergeknipse und viel hochgereckte Arme bei den anderen Schülern. (...) Boris ziemlich unglücklich.“ Schließlich ruft die Lehrerin Gretchen auf. Gretchen nennt die Lösung. Henry *kommentiert* die Szene: „Das Versagen von Boris hat Gretchen also den Erfolg ermöglicht; seine Niedergeschlagenheit ist der Preis für ihre blendende Laune; sein Elend der Anlaß zu ihrer Freude. (...) Ein Zuni-, Hopi- oder Dakotaindianer würde Gretchens Verhalten sicher unmenschlich grausam finden. Denn Konkurrenz, das bewußte Erfolgsstreben auf Kosten anderer, stellt eine

Marter dar, die diesen nichtkonkurrierenden Rothäuten fremd ist. Wir finden Gretchens Verhalten selbstverständlich“ (Henry ist Kulturanthropologe; 35). „Für Boris war der Alptraum an der Tafel vermutlich eine Schule der Selbstbeherrschung. Auch wenn man öffentlich bloßgestellt wird, darf man nicht schreiend aus dem Raum laufen. Solche Erfahrungen verankern in jedem Gesellschaftsmitglied unauslöschlich eine traumatische Angst vor dem Scheitern.“

Der Standpunkt, von dem aus Unterricht untersucht wird, ist also der eines distanzierteren Beobachters — ein Vorgehen, das sich bei der Untersuchung fremder Kulturen bewährt hat. Der *Vorteil* eines solchen Vorgehens, soweit er in der *Methode* begründet ist, liegt auf der Hand. Jemand, der sich selbst den täglichen Zufälligkeiten aussetzt, denen die Betroffenen (Lehrer und Schüler) unterworfen sind und die ihr Leben bestimmen, bei dessen Untersuchungen es sich also um intensive Nachforschungen „vor Ort“ handelt, die oft einen Zeitraum von mehreren Jahren umfassen, um eine am empirischen Detail immer wieder neu ansetzende gedankliche Verarbeitung des Problems, der wird ungleich mehr *erfahren* als jemand, der einen Fragebogen oder ein Beobachtungsschema entwirft, Dritte (in der Regel Studenten) zur Erhebung der Daten in die Schule schickt, einem EDV-Spezialisten Auswahl und Durchführung des Rechenprogramms anvertraut und schließlich die vom Computer ausgedruckten Zahlenkombinationen am Schreibtisch unter Zuhilfenahme von Sekundärquellen über Schule interpretiert (10).

Die *Nachteile*, soweit sie im *kulturanthropologischen* Ansatz liegen, sind ebenso offensichtlich. Der Fragestellung „Werden die Jugendlichen nicht von den Institutionen der eigenen Gesellschaft wie die kolonisierten Völker des 19. Jahrhunderts behandelt?“ oder „Läßt sich die ökonomische und soziale Lage der Jugendlichen nicht mit der Lage von ethnischen Minderheiten — zum Beispiel den US-amerikanischen Negern — vergleichen?“ (112) liegt der Versuch zugrunde, etwas zu vergleichen, was nicht vergleichbar ist, und den Prozeß der Sozialisation als Überfremdung eines wie immer gearteten „eigentlichen“ Menschen zu definieren. Zum ersten kann man nicht ein vorübergehendes *Stadium* in der Identitätsbildung, im Leben eines Mitglieds der Gesellschaft (des Schülers) mit dem lebenslänglichen *Status* Unterprivilegierter (sei es innerhalb der Gesellschaft, sei es ganzer Völker) vergleichen. Zum zweiten brechen schulische Sozialisationsprozesse ja gerade nicht wie der Leibhaftige über kindliche Unschuld herein. Vielmehr sind Identitätsbildung und Sozialisation ein kontinuierlicher Prozeß. Gerade die vorgelegten Aufsätze berichten eindringlich darüber.

Ein letzter Einwand. Leicht wird übersehen, daß die durch den heimlichen Lehrplan vermittelten Qualifikationen (Verhaltensweisen und Sozialisationsmuster) nicht nur „negativer“ Art zu sein brauchen; ebensowenig wie die im offiziellen Lehrplan ausgewiesenen (Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten) nur „positiver“ Art sind. Beide sind in sich *widersprüchlich*, haben — um in der Terminologie zu bleiben — immer schon eine „negative“ und eine „positive“ Seite.

Z. B. ist „Disziplin“ nicht per se etwas Negatives, wenngleich es etwas Negatives sein kann. Ein bloß kulturkritisches Vorgehen unterschlägt ferner, daß produktive Qualifikationen existieren (Flexibilität, verstanden als Fähigkeit der schnellen Anpassung an neue Arbeitsgegebenheiten; Perception, verstanden als Fähigkeit der Wahrnehmung von Veränderungen in einem komplexen Signalsystem etc.), die zu großen Teilen gerade durch den heimlichen Lehrplan vermittelt werden. Trotz dieser Einwände empfiehlt sich der Reader als Basislektüre für Studenten der Erziehungswissenschaft.
Arno Bammé (Berlin/West)

Psychologie

Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie: Materialistische Wissenschaft und Psychologie. Erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Grundlagen der materialistischen Psychologie. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1975 (446 S., br., 14,80 DM).

Die Arbeit besteht aus Teilen, die die Voraussetzungen wissenschaftlichen Arbeitens, die sich aus marxistischen Erkenntnissen gewinnen lassen, zum Gegenstand haben. Die begriffliche Ableitung ist durchgehend sehr präzise und in überschaubare Einheiten gegliedert, so daß die Handhabung als Lehrbuch erleichtert wird. Dies ist wohl die Absicht der Autoren und der Studenten, die an dem Erarbeitungsprozeß in den Seminaren großen Anteil hatten.

Teil I umfaßt wissenschafts- und erkenntnistheoretische Abklärungen. Ausgehend von der „Grundfrage der Philosophie“ (27), wird der marxistische Wissenschaftsbegriff entwickelt und mit ihm die bürgerliche Wissenschaft bis hin zur Frage der „Relevanz der Psychologie“ (216), die Holzkamp 1970 aufgeworfen hat, konfrontiert. Darstellungen zum Idealismus, Materialismus und den Grundgesetzen der Dialektik haben immer wieder stark definitorischen Charakter, sind eindeutig abgeleitet und belegt, müssen aber ihren Wert erst noch in der Anwendung erweisen, was hier nicht geleistet werden konnte. Dies gilt in weitaus geringerem Maße für das Kapitel 2 zur „Widerspiegelungstheorie“. Hier wird der Bezug zur Psychologie, wie ihn schon Rubinstein in seiner Bestimmung der Widerspiegelungstätigkeit herausgearbeitet hat, konkreter. Mit der „Planung und Handlung als praktische Aneignung der Welt“ (143) wird versucht, von der Tätigkeitskonzeption Leontjews begrifflich ausgehend, Sèves hypothetische Dimensionen individueller Zeitpläne mit Hackers Planungs- und Handlungsanalysen zu verbinden (148). Darin liegt, neben der systematischen Auswertung sowjetischer Autoren zu Grundlagenfragen der Psychologie, ein eigenständiger, vorwärtsweisender Ansatz. Die Verwendung des Theoriengebäudes Sèves ist hier allerdings relativ unkritisch. Dennoch wäre eine Weiterentwicklung mit Bezug auf psychologisch angewandte Bereiche vielverspre-

chend. Statt dessen wird der Versuch jedoch auf der Ebene der Entfaltung der Begriffe abgebrochen, um dann wieder in definitivische Abklärungen zum Gesetzesbegriff einzuführen (163—177). Ein Grund für die umfangreichen Ableitungen ist wohl in der Ansicht der Autoren zu finden, daß „der Aufweis des allgemeinen Zusammenhangs zwischen gesellschaftlicher Entwicklung und der Psychologie“ ausgehen muß „von Aussagen des historischen Materialismus“ (18). Zu wenig wurde offenbar erkannt, daß nicht Aussagen des historischen Materialismus, sondern wirkliche Zusammenhänge, die er zum Ausdruck bringt, entscheidend sind. Wenn es gelänge, diese realen Zusammenhänge im Gegenstandsbereich der psychischen Untersuchung konkret aufzudecken, könnte ein großer Teil der Vorarbeit in die Kompetenz der marxistischen Philosophie verwiesen werden.

Dennoch ist der 250 Seiten Aufwand, der in Teil II zur „Anwendung politisch-ökonomischer und erkenntnistheoretischer Überlegungen im Bereich der Sozialpsychologie“ gelangen soll, für sich genommen als Beitrag zur Konzeption eines sozialwissenschaftlichen Grundstudiums wichtiger als die selbst durchgeführte Konkretion. „Zur Vergesellschaftung der Sozialwissenschaften: Kleingruppenforschung — Gruppendynamik — Sozialtechnologie“ (257) ist wiederum gekennzeichnet von Exkursen, die das Thema bestimmen, aber doch nur Rahmenbedingungen einer psychologischen Untersuchung darstellen. Über Forschungsmethode und Therapiepraxis, für die gerade der erkenntnistheoretische Aufwand nützlich sein könnte, erfährt man wenig, und es hat den Anschein, als würde die psychologische Methode durch den Nachweis ihrer Verwendung unter kapitalistischen Bedingungen als hinreichend diskreditiert erachtet, obwohl gerade durch den kurzen Aufweis ihres Nutzens in der sozialistischen Betriebsleitung (305) ein derartiger Kurzschluß vermieden werden soll. Der Vorstoß zur Kritik wird entscheidend und ist darin ausführlich abgeleitet und dargestellt auf der Ebene der konkreten gesellschaftlichen Bedingungen. Hier erfährt man viel über unterschiedliche Anwendungsbereiche, im Betrieb, im Managementtraining und in der Lehrerausbildung. Das vorgefundene Menschenbild wird in seinen inhumanen Zügen durch die verschiedenen Formen der Arbeitsintensivierung hindurch aufgedeckt. Der eindeutige Klassenstandpunkt macht die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterklasse zum Prüfstein und bietet einer gewerkschaftlichen Gegenstrategie hilfreiches Material. Der zweite „exemplarische Versuch“ zur: „Entwicklung der Massenkommunikationsforschung“ (331) könnte die hervorragende Bedeutung der erkenntnistheoretischen Vorarbeit erweisen, erschöpft sich aber im wesentlichen in Darstellung und Kritik der „Einbahnstraßen-Kommunikation“ und entsprechend formalisierten Modellen. Auf nur zwei Seiten werden Brecht und Enzensberger (in ihren Aussagen nebeneinandergestellt!) der bürgerlichen Konzeption entgegengehalten (364/5). Der psychologische Gegenstandsbereich des Titels wird erst wieder als „Schwierigkeiten, Psychologe zu werden und zu sein“ (367) berufspraktisch thematisiert.

Der durch den Verlag in einen Anhang verwiesene Teil „Ökonomie und Wissenschaft“ ist in zu winzigen Typen gesetzt. Es stellt sich die Frage, wer diese lehrbuchhafte Darstellung gebrauchen soll. Überall dort, wo der Bezug zur Psychologie nicht erarbeitet wurde, könnten die eigenen Darstellungen durch Literaturhinweise ersetzt werden. Der nicht marxistische Wissenschaftler läßt sich durch komprimierte Darstellungen des Theoriengebäudes nicht gewinnen, gerade für ihn wäre der Nachweis des erkenntnistmäßigen Vorzugs der dialektischen Methode in der Anwendung zu erbringen; der marxistische wird sich jedoch mit ihr nicht begnügen können, auch wenn die didaktische Aufbereitung besser ist als manch fachwissenschaftliche Arbeit.

Wenn die Beschränkung auf die in der marxistischen wissenschaftlichen Diskussion im wesentlichen abgeklärten Bestandteile erkenntnistheoretischer Voraussetzungen einer Fachwissenschaft kritisiert wird neben der nur in Ansätzen geleisteten Konkretion auf den Gegenstandsbereich der Psychologie, so muß dies vor dem Hintergrund gesehen werden, daß es in der BRD bislang kein vergleichbares Lehrbuch für die Grundlagen einer materialistischen Psychologie gibt. Die Leistung besteht vor allem darin, die notwendigen Voraussetzungen systematisch zusammengetragen zu haben als Beitrag zur Psychologieausbildung. Gerade bei einem aktuell inflationären Gebrauch sich marxistisch nennender Kritik der bürgerlichen Psychologie ist eine derartige Arbeit von Nutzen, solange der Unterschied zwischen Klärung der Voraussetzungen und wirklicher Psychologie bewußt bleibt.

Bernhard Wilhelmer (Oldenburg)

Lorenzer, Alfred: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1974 (320 S., Ln., 26,— DM).

Als neuerlicher Versuch, Psychoanalyse und historischen Materialismus zu vereinigen, ist Lorenzers Buch kurz zu charakterisieren. Am Anfang beschreibt er, was Psychoanalyse alles nicht ist. Er referiert Hartmanns, Wallensteins und Sampsons Versuche zur Begründung der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse. Diese Verteidiger der Psychoanalyse streben ihre Zuordnung zu den Beobachtungswissenschaften an. „Eine Beobachtungswissenschaft ist sie nicht. ... In dieser Hinsicht sind die Angriffe ihrer Gegner nicht abzuwehren. ... Die verbissenen Bemühungen, allen Einwänden zum Trotz Psychoanalyse als Beobachtungswissenschaft zu rechtfertigen, sind um so tragischer, als ... sich klärt, daß sich die Psychoanalyse nicht nur am falschen Ort um Anerkennung bemüht, sondern in diesem Bemühen zugleich die sie auszeichnenden Vorzüge um ein Linsengericht verhökert“ (36/37). Seine Alternative heißt: Psychoanalyse ist Tiefenhermeneutik. „Wenn Psychoanalyse als hermeneutischer Prozeß ausgewiesen werden soll, so geht ihre Hermeneutik zentral auf Ver-

stehen von Unverstandenen aus, zielt ‚tiefenhermeneutisch‘ auf Lebenspraxis“ (52).

Zur Einordnung des Gegenstandes der Tiefenhermeneutik und in Abgrenzung zum historischen Materialismus (bei Lorenzer gleich materialistischer Hermeneutik) und ihres Gegenstands werden zwei Ebenen beschrieben. Tiefenhermeneutik ist subjektive Strukturanalyse, und historischer Materialismus bzw. die politische Ökonomie ist objektive Strukturanalyse. Durch den Gewaltakt der Ausklammerung „subjektiver Strukturen“ aus dem Gegenstandsbereich des historischen Materialismus versucht Lorenzer die Legitimität der Psychoanalyse zu retten. Er erklärt, Psychoanalyse sei keine Ursachenforschung, sie kann lediglich subjektive Strukturen, die den Deformationsprozeß lebensgeschichtlich konkret darstellen, denen jedoch der Horizont der ursprünglich wirksamen Ereigniskonstellation entschwunden ist, ausmachen (vgl. 126). Ursachenforschung bleibt Sache der objektiven Strukturanalyse. Für Lorenzer ist Gegenstand der subjektiv-strukturanalytischen Theorie ‚das Individuum‘, wobei als Prinzip seiner Individuation Genesung gilt, die Ontogenese als Krankengeschichte geschrieben werden muß. Verhaltenssubjekt ist nicht der gesellschaftlich produzierende individuelle Mensch, der seine Individuation in der Vergesellschaftung seiner wesentlichen Lebensaktivität, der Arbeit, wiederaufhebt, sondern das Objekt der ‚Produktion‘. Das Subjekt der Geschichte wird zum Funktionsträger von Verhältnissen, die jetzt zum Subjekt *sui generis* werden. Der Produzent wird zum Patienten. Aufhebung der gesellschaftlichen Widersprüche durch menschliche Praxis scheint unmöglich, die Kategorie „Klassenbewußtsein“ spielt keine Rolle, Krankheit scheint unvermeidlich.

Lorenzers Kontrastierung von subjektiven Strukturen hier und objektiven Bedingungen da (Gesellschaft reduziert Lorenzer auf äußere Bedingungen zur Entwicklung des Individuums), deren einzige Verbindungslinie „die Praxis des mütterlichen Pols (als) ... Teil der gesellschaftlichen Gesamtpraxis“ (259) ist, scheint originell, bringt uns jedoch einer historisch materialistischen Theorie des Individuums nicht näher. Folgen dieser Kontrastierung sind entweder die Althusser'sche Konzeption von der Geschichte der Struktur *ohne* Subjekt (Reduktion auf objektive Strukturanalyse) oder die Begründung eines subjektiven, objektiven Analysen enthobenen Bereichs nicht-objektiver Verhaltensdaten.

Lorenzers Konzeption ist Ausdruck der Tatsache, daß die Psychoanalyse als Theorie selbständig keine Alternative mehr zur sich entwickelnden materialistischen Psychologie darstellt, in der von historisch materialistischen, von der politischen Ökonomie untermauerten Positionen aus eine materialistische Psychologie entwickelt wird. So kommen auch andere Psychologen nicht mehr um den Marxismus herum. Dabei entstehen unter anderem Arbeiten wie die Lorenzers, in denen der Versuch unternommen wird, eine Variante bürgerlicher Psychologie mit Marx'schen Positionen, meist nur Marxzitate, zu vermengen.

Hans Schindler (Gießen)

Moser, Tilman (Hrsg.): Psychoanalyse und Justiz. Theodor Reik: Geständniszwang und Strafbedürfnis; Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie (1925). Franz Alexander und Hugo Staub: Der Verbrecher und seine Richter; Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragrafen (1929). Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1971 (433 S., br., 18,— DM).

Moser gibt mit diesem Buch zwei lange Zeit schwer zugängliche Aufsätze psychoanalytischer Provenienz zum Problem der Kriminalität und ihrer Bekämpfung heraus. Wenn sich die Autoren in der Erklärung psychischer Kriminalitätsursachen auch überwiegend auf die Freudschen Ausführungen über den „Täter aus Schuldgefühl“ stützen und ihr Hauptaugenmerk auf die Über-Ich-Bildung in der ödipalen Phase — und damit auf den klassischen neurotischen Charakter — richten, also theoretische Erklärungsmodelle anbieten, die nur für einen geringen Teil der sog. Kriminellen gelten und die durch Erkenntnisse über das Entstehen von Charakterdeformationen bei Delinquenten in früheren ontogenetischen Phasen korrigiert werden müssen (worauf auch Moser hinweist; cf. „Repressive Kriminalpsychiatrie“, edition suhrkamp Nr. 419, S. 231 ff.), so haben diese beiden Aufsätze auch heute noch eine gewisse Relevanz durch ihre grundlegenden Aussagen hinsichtlich der psychoanalytischen Einschätzung des Strafbedürfnisses der bürgerlichen Gesellschaft, die freilich selber nicht frei sind von ideologischen Momenten.

Reiks Kriminalitätstheorie lautet verkürzt: „Unter dem Einfluß des Über-Ichs verwandelte sich der mit der ewig fordernden Triebgewalt verbundene Äußerungsdrang unter bestimmten Bedingungen in Bekenntniszwang“ (49). Die Strenge des Über-Ichs entscheidet, „ob sich eine Triebregung dem *Ich* als Äußerung oder Geständnis repräsentiert“ (49). Der „Täter aus Schuldgefühl“ führe seine Tat in einer Weise aus, die zwangsläufig zu seiner Entdeckung führen müsse. Seine psychische Zerrissenheit manifestiere sich in dem Delikt in zweierlei Weise: einerseits stelle die Tat den Versuch dar, eine Triebregung zu befriedigen, andererseits sei die notwendig auf Entdeckung angelegte Durchführung Ausdruck des durch sie hervorgerufenen Schuldgefühls. Entdeckung und Bestrafung stellten dann die durch die Triebäußerung aus dem Gleichgewicht geratene psychische Balance wieder her. Reik setzt sich in diesem Zusammenhang mit der Tatsache auseinander, daß Delinquenten häufig die Tat (und damit das Schuldgefühl selbst) verdrängen. Er vermutet die Ursache für diese Verdrängung im traumatischen Charakter, den das Delikt für die Täter habe. Nach ihm beginnt erst „im Geständnis . . . das *Ich* die Tat zur Kenntnis zu nehmen . . .“ (104). „Das Geständnis ist so der Anfang der Bewußtseinserweiterung, die das Verständnis der psychischen Bedeutung der Tat für den Verbrecher bringt“ (105). Die unter sachkundiger Leitung erfolgende „Geständnisarbeit“ ist somit allein in der Lage, dem Täter zu einem Verständnis und Akzeptieren seiner selbst (d. h. auch seiner Triebe) zu verhelfen und weiteres Ausagieren im Delikt zu verhindern.

Dies führt Reik zu der Frage, in welchem Verhältnis sie zum Strafvollzug stehe. Die Tatsache, daß dieses Strafen der Geständnisarbeit diametral entgegensteht, sie verhindert, läßt ihn nach den Ursachen fragen. Er sieht sie letzten Endes in der Unterdrückung von Triebregungen in der bürgerlichen Gesellschaft, die ein latentes Strafbedürfnis in den einzelnen bedinge. Strafe befriedige nicht nur das unbewußte Strafbedürfnis des Täters, sondern „auch das *Strafbedürfnis der Gesellschaft durch deren unbewußte Identifizierung mit dem Verbrecher*“ (133 f.). Dieser Vorgang beweise die „kathartische Wirkung der Strafe“ (134). Reik sieht in der historischen Entwicklung vom Vergeltungsstrafrecht zum Freiheitsentzug eine Tendenz wirksam, von der er wünscht, das sie im Geständnis als einziger Strafform enden möge, „da es die mildeste Art der Befriedigung des Strafbedürfnisses darstellt, die zugleich den unterdrückten Triebregungen eine Ausdrucksmöglichkeit gewährt“ (139). Sehr zuversichtlich sieht er der Erfüllung seines Wunsches allerdings nicht entgegen, denn es „werden gewiß außerordentlich einschneidende soziale Änderungen eintreten müssen, ehe eine solche Ersetzung der Strafe durch eine andere Maßregel eintritt“ (138). Welche sozialen Änderungen er meint, läßt er offen, wie er überhaupt keine konkreten Ansätze zur kritischen Analyse der Gesellschaft macht. Es ist zu kritisieren, daß er nach den gesellschaftlich bedingten Ursachen des Strafbedürfnisses nicht fragt, sondern dieses geradezu zur anthropologischen Invarianten verdinglicht.

Auch Alexander und Staub sehen die psychische Basis des „neurotischen Verbrechers“ in der nicht gelingenden Integration eines starken Triebbedürfnisses einerseits und eines hypermoralischen Über-Ichs andererseits (289). Im Gegensatz zum Typ des klassischen Neurotikers entwickelt dieser Charaktertyp keine autoplastische Symptomatik, sondern agiert seine innere Zerrissenheit alloplastisch in seiner sozialen Umwelt aus. Diese Wendung nach außen schreiben sie der „*starken Expansionskraft des Trieblebens*“ dieser Menschen zu (293). „Für diese Qualität der Triebe ist in erster Linie ein konstitutioneller Faktor verantwortlich“ (294).

Die Autoren kommen in Übereinstimmung mit Reik zu dem Schluß, daß „Strafe diese Menschen auch nicht *bessern* kann . . . , weil ihr bewußter Wille die im Unbewußten wirkenden Kräfte nicht bewältigen kann. Ihre Bestrafung ist *psychologisch unsinnig und ist soziologisch schädlich*“ (299). Die damit verbundene Unfähigkeit der Rechtsprechung zum Verständnis der dem Täter selbst unbekanntes, weil unbewußten Motive sei u. a. Ursache der allgemeinen Justizkrise, denn das „Gerechtigkeitsgefühl der Allgemeinheit bleibt dabei unbefriedigt . . . Das Gefühl der Unzufriedenheit entsteht, weil das Urteil das Unbewußte des Täters nicht berücksichtigt hat. Man spürt, daß der Täter für etwas Konstruiertes, das er subjektiv nicht begangen hat, verurteilt wird . . . Nur der Einlaß der Psychoanalyse in den Gerichtssaal wird daher das dort herrschende Dunkel aufhellen und den einzigen Ausweg aus der Justizkrise zeigen“ (229). Dieser Schluß

mutet befremdlich an, angesichts der zuvor erfolgten Aussage, daß die „allgemeine Justizkrise“ die „sozialen Anforderungen, denen der einzelne gegenübersteht (Krieg, Wirtschaftsnot, Arbeitslosigkeit, Spätkapitalismus)“, zur Ursache habe (219).

Zwar ist die von den Autoren geforderte therapeutische Behandlung für Delinquenten wünschenswert und sicherlich ein Fortschritt, doch verändert sie nicht die kriminogenen Gesellschaftsstrukturen, deren Erforschung und Veränderung allein eine wirksame Kriminalitätsprophylaxe garantieren. In diesem Sinne sei der Aussage von T. Moser im Nachwort zugestimmt: „Es wäre auf die Dauer allzu scheinheilig, eine Reihe von straffälligen Menschen mit großem Aufwand zu therapieren, solange so immense Bereiche kollektiver Deprivation bestehen, in denen Kriminalität in einem Umfang entsteht, der jeder späteren Therapie von Anfang an Hohn spricht“ (433).

Gerd Ziob (Berlin/West)

Geschichte

Kocka, Jürgen: *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914—1918.* Vandenhoeck u. Ruprecht Verlag, Göttingen 1973 (230 S., br., 24,— DM).

Kocka hat ein theoretisch reflektiertes gesellschaftsgeschichtliches Interesse an seinem Untersuchungsobjekt: Er will „ausprobieren, was ein aus sozialwissenschaftlicher Theorie abgeleitetes, mit Hinblick auf den zu erforschenden Gegenstand modifiziertes und idealtypisch verwandtes Modell zur Analyse *einer ganzen Gesellschaft* und ihrer kurzfristigen Veränderung leisten kann und was nicht“ (138). Sein Modell geht von der Marxschen Klassentheorie aus, er löst es allerdings aus deren Kontext und ergänzt es durch Elemente der Konflikttheorie, insbesondere der Dahrendorfschen Überlegungen. Danach nimmt er auf einer ersten Ebene einen objektiv bestehenden, nicht notwendig bewußten Klassengegensatz zwischen Produktionsmittelbesitzern und Abhängigen an. Auf einer zweiten Ebene manifestiert sich der Klassengegensatz als Klassen-spannung, als Äußerung von Unzufriedenheit, Ausdruck von Forderungen u. ä. Auf einer dritten Ebene kommt es schließlich zum Klassenkonflikt, der sich revolutionär zuspitzt. Der Staat steht dabei im Dienst der ökonomisch herrschenden Klasse.

Dieses Modell konfrontiert Kocka mit der Entwicklung der Lage der Arbeiter, des „Mittelstandes“ und der Unternehmer, ihrer Beziehungen zueinander sowie der Rolle des Staates im Ersten Weltkrieg. Er kommt zu dem Ergebnis, daß sich die Klassengegensätze und -spannungen verschärften. Die Lage der Arbeiter verschlechterte sich zusehends, ihre Unzufriedenheit nahm zu. Die Unternehmer hatten — bei aller Differenzierung — vom Krieg mehr Vorteile als Nachteile. Der „alte Mittelstand“ (Handwerker und kleine Gewerbe-

treibende) orientierte sich mehr am Kapital, während der „neue Mittelstand“ (Angestellte) einen — begrenzten — Linksrutsch durchmachte. Daneben konstatiert Kocka eine Reihe von Gegentendenzen zur Verdeutlichung der klassengesellschaftlichen Struktur, vor allem die Kontinuität des Gegensatzes zwischen Stadt und Land. Dieses Kapitel fällt allerdings etwas aus dem Rahmen des Buches heraus, da die Gegentendenzen nur gestreift und nicht systematisch untersucht werden. So wäre es sicher einen Versuch wert, nach ihrem Zusammenhang mit der Klassenstruktur zu fragen. Diese Analyse wäre auf die genauere Erforschung des Bewußtseins im Krieg auszuweihen. Kocka stellt fest, daß trotz zunehmender Klassenspannungen kein allgemeines revolutionäres Bewußtsein entwickelt wurde. Woran lag das? Vielleicht wird die weitere Forschung herausfinden, daß hier nicht autonome Gegentendenzen am Werk waren, sondern daß es sich um Bestandteile der historisch entwickelten Klassenbeziehungen handelte. Die Rolle des Staates im Weltkrieg entspricht nach Kockas Meinung am wenigstens seinem Modell. Trotz vieler Handlungen zugunsten der Unternehmer und Agrarier sei er kein Instrument der sozial und ökonomisch herrschenden Klasse gewesen. Er habe eine relative Autonomie erhalten und sei — etwa beim „Vaterländischen Hilfsdienstgesetz“ von 1916 — als Vermittler zwischen den Klassen aufgetreten; die Unternehmer hätten bedeutende Abstriche an ihren Forderungen hinnehmen müssen. Allerdings habe sich der Staat nicht aus seiner „Klassenabhängigkeit“ (128) lösen können. Diesen Widerspruch sieht Kocka offenbar als einen wichtigen Grund für Ursache und Ausgang der Novemberrevolution an. Die Revolution sei ein folgerichtiges Ergebnis des staatlichen Autoritätsverlustes bei Produktionsmittelbesitzern wie Abhängigen gewesen. Die Erfolge der relativen Autonomie des Staates, insbesondere die Integration der Gewerkschaften, hätten jedoch das Scheitern der Revolution bedingt. Die relative Verselbständigung des Staates könnte vielleicht noch weiter präzisiert werden. Gehört es nicht gerade zum Wesen des Staates in einer kapitalistischen Gesellschaft — vor allem in Krisenzeiten —, daß er nicht bloß Instrument der Kapitalisten (wie äußert sich übrigens die Meinung der Kapitalisten?) ist, sondern das Funktionieren dieser kapitalistischen Gesellschaft auch gegen den Widerstand von Einzelkapitalen sicherzustellen hat? Etwas schnell geht Kocka über dieses Argument hinweg, indem er urteilt, das Hilfsdienstgesetz habe die Unternehmerinteressen insgesamt verletzt (119). Und an anderer Stelle (123 ff.) neigt er der Annahme zu, daß ein Sieg des Deutschen Reiches im Krieg wegen der angebahnten inneren Reformen nicht nur im Interesse der Herrschenden, sondern auch der Abhängigen gelegen habe — die Niederlage habe langfristig nicht die Demokratisierung, sondern den Faschismus begünstigt. Kocka weist selbst auf das Spekulative solcher Überlegungen hin. Stellt man die Frage etwas anders — nämlich in welchem Interesse der Krieg begonnen wurde —, kann man sie vielleicht eindeutiger beantworten: kaum im Interesse der Abhängigen. Dann aber wird auch die Funktion des Staates als Vermittler deut-

licher: Wenn das Ziel der Herrschenden erreicht und der Krieg gewonnen werden sollte, war man auf die Arbeiter und ihre Organisationen angewiesen und mußte zu Integrationsangeboten und Zugeständnissen bereit sein. Die Vermittlung geschieht dann nicht „neutral“ zwischen den Klassen, sondern im Interesse des bestehenden Gesellschaftssystems. Sie führt auch nicht zu Ansätzen einer grundlegenden Transformation dieses Systems, sondern lediglich zu neuen Formen der Herrschaft.

Daß Kocka diesem Problem nicht eingehender nachspürt, liegt möglicherweise an seinem methodischen Instrumentarium. Er hat sich sein Modell abgeleitet und ist bei seiner Untersuchung auf dieses Modell fixiert (ebenso wie auf andere ausformulierte Theorien, z. B. die des Staatsmonopolistischen Kapitalismus, deren Vor- und Nachteile er kurz diskutiert). Eine Neuformulierung des Modells wird manchmal angesprochen, aber niemals in Angriff genommen. „Abstraktionen haben für sich, getrennt von der wirklichen Geschichte, durchaus keinen Wert“, hat Marx einmal gesagt. Das heißt doch wohl: Der Historiker sollte nicht ein Modell konstruieren und mit der Wirklichkeit konfrontieren, sondern in einer ständigen Wechselwirkung zwischen Vorverständnis, Erkenntnisinteressen, Kenntnis bisheriger Forschungen und relevanter Theorien sowie konkreter Untersuchung des Stoffes zu einer Theorie kommen. Bei der Fixierung auf festumrissene Konstruktionen besteht die Gefahr, daß wichtige Teile der Wirklichkeit und Möglichkeiten des theoretischen Weiterdenkens gar nicht erst ins Blickfeld geraten. Hier hat auch der methodische Eklektizismus seinen Platz, den Kocka so energisch gegen „dogmatische Positionen“ verteidigt (208 Anm. 5; vgl. auch seinen programmatischen Aufsatz in H. 1/1975 der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“), der jedoch nicht auf die Einheitlichkeit des grundlegenden methodischen Ansatzes zurückschlagen sollte. Kocka schreibt selbst, seine Arbeit sei ein „methodisches Experiment“ (138), und insofern hat es hohen Wert, weil es die Diskussion über die geschichtswissenschaftliche Methodik und Theoriebildung, darüber hinaus natürlich über einen wichtigen Abschnitt der deutschen Geschichte, vorantreiben kann. Heiko Haumann (Freiburg)

Kolb, Eberhard (Hrsg.): Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Neue Wissenschaftliche Bibliothek 49. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1972 (437 S., br., 28,— DM).

Zumindest drei Orientierungspunkte hätte eine „Zwischenbilanz der Forschungen des letzten Jahrzehnts“ (Kolb, 30) zu verknüpfen, die — stärker als Kolb — die „gescheiterte deutsche Revolution 1918/19“ (R. Rürup) als den materialen Kern dieser angeblichen „Übergangsperiode“ (9) herausstellen würde. Zum *ersten* sind zu nennen die ungenutzten Chancen der spontan organisierten Massenbewegungen (z. B. Streiks, Demonstrationen mit Übertretung der offiziellen Gewaltnormen, wie im November 1918 und Frühjahr/Herbst 1919)

sowie die politische Desorientierung des Gros der Rätebewegung. *Zweitens* müßten behandelt werden Intensität und reale Verbreitung des Attentismus der bereits bestehenden Organisationen, die den Anspruch erhoben, die Arbeiterklasse zu vertreten bzw. zu führen. Zum *dritten* wären Dauerhaftigkeit und Formwandel der Grenzen des Handlungsspielraums zu prüfen, der für die Massen und ihre Bewegungen frei wurde bzw. den sie sich erkämpften. — Während die soziokulturellen Einbindungen der organisierten Arbeiter, wie sie sich als „negative Integration“ (G. Roth) und Organisationspatriotismus beschreiben lassen, bereits bei den beiden ersten Punkten einzubringen wären, sollten bei dem dritten die Restriktionen (aber auch die Stimuli) im Vordergrund stehen, die durch die neue Qualität des internationalen Klassenkampfes seit der Oktoberrevolution und die Eindämmungsstrategien der imperialistischen Entente-Mächte bezeichnet sind. Und in *diesem* Zusammenhang ist auch das weitgehend erfolgreiche Operieren der traditionellen deutschen Machteliten und -allianzen zu sehen, also des Junkertums, der Schwerindustrie und der leitsektoralen Chemie- und Elektrobranchen, des Militärs sowie der Ministerial- und nicht zuletzt der Provinzialbürokratien (mit ihrer teilweise unmittelbaren ‚Brückenkopffunktion‘ für Profit- und Statusinteressen von Junkertum und Teilen der Bourgeoisie).

Die anhaltende Bagatellisierung der Massenbewegungen und Räte durch die BRD-Forschung muß nur auf den ersten Blick verwundern. Denn die seit ihrer Ausgrabung durch E. Matthias (1956) vielfältig strapazierte These Arthur Rosenbergs, 1918/19 habe die MSPD-, aber auch die USPD-Führung aus „Blindheit“ eine „volkstümliche, aktive Demokratie“ rätesozialistischer Prägung blockiert, konnte — detailliert belegt oder aus der Perspektive revolutionärer Organisationserfordernisse kritisiert — geeignet sein, den unverbindlich-„kritischen“ Gestus zu irritieren, der die Legitimationsproduktion der hiesigen Zunft abrundet. Die Arbeiten von Kolb über die Arbeiterräte (1962), von Oertzen über die Betriebsräte (1963) und — von der Zunft verfemt — E. Lucas über die Ruhrstreiks und -kämpfe 1919/20 (1970/73) sind gerade in ihrer Konkretheit eklatante Ausnahmen. Daran ändern auch die seit Mitte der 1960er Jahre herauskommenden Arbeiten zu lokalen und regionalen Streiks und Räten wenig.

Repräsentativ für die Masse der veröffentlichten Forschungen sind somit die von Kolb abgedruckten Arbeiten, die er in den Abschnitten zum „Weltkriegsende“, zu den „innenpolitischen Auseinandersetzungen“ [!] und zu den „Friedensvertragsverhandlungen“ bringt. — Für die Darstellung der organisierten Arbeiterbewegung und der revolutionären Führer symptomatisch sind etwa die Thesen von R. N. Hunt zum „Versagen der Führung“ der MSPD im allgemeinen und von Ebert (zu Recht) im besonderen (135), mehr noch die Mischung von Personalisierung und statisch-uneinsichtiger Strukturgeschichte („Machtverhältnisse“), wie sie Matthias zu Erklärung der

„attentistischen Politik der Volksbeauftragten“ beibringt. Nicht (oder noch nicht) konventionell ist einzig H. Grebings Versuch (im Rahmen ihres hier aufgenommenen präzisen Überblicks über den Stand der neueren BRD-Geschichtsschreibung zu 1918/19). Grebing beschreibt zutreffend vier in der gegebenen Situation mögliche Alternativen für die revolutionären Führungsgruppen; dabei bezieht sie die wahrnehmungsregulierende und handlungslähmende „Bolschewistenfurcht“ ebenso ein wie die zu erwartenden Gegenmaßnahmen der Entente gegen eine „umfassende sozialistische Demokratie auf Rätebasis“ (397): also gegen „1. Teilsozialisierung, 2. Etablierung des wirtschaftlichen Rätessystems, 3. Demokratisierung der Verwaltung unter Ausnutzung des demokratischen Potentials der Arbeiter- und Soldatenräte, 4. eventuell auch Ausnutzung von Ansätzen zur Demokratisierung der Armee“ (398). Ihre Analyse des Ausbleibens entsprechender Versuche der Volksbeauftragten überwindet die vorherrschende organisations- und herrschaftsoziologische, lern-, sozialisations- und entscheidungstheoretische Verengung der Perspektive, wenn sie auf die längerfristigen „gelernten“ Muster der arevolutionär-national-sozial reformerischen Selbsteinschätzung bzw. Verhaltensstandards der Sozialdemokratie abstellt. Während diese Problematik in den in diesem Band vorherrschenden Arbeiten unter der Prämisse erörtert wird, daß die Massen gleichsam ihre Schuldigkeit am Abend des 9. November getan hätten, ist in den Beiträgen von Kolb und von Oertzen, aber auch in der hier nicht vertretenen neueren DDR-Forschung die Frage der ‚Verstetigung‘ der spontanen Massenbewegungen bzw. deren Scheitern vordringlich.

Auf einem — durch die Forschungslage bedingt — nur relativ soliden empirischen Fundament unterscheidet Kolb (zuerst 1968) „zwei Phasen der Rätewirklichkeit“: „Von wenigen Ausnahmen abgesehen, versuchten die Arbeiter- und Soldatenräte der ersten Phase (bis Januar 1919) nicht, eine „Diktatur des Proletariats“ durchzusetzen . . . Dagegen verstanden in der zweiten Phase (Frühjahr 1919) die Verfechter des Rätegedankens die Räte stärker als Organe des Klassenkampfes, sie erstrebten die Sozialisierung und eine Institutionalisierung der Räte“ (167). — In den ersten Wochen nach dem Staatsumsturz repräsentierten die Räte offenbar in ihrer übergroßen Mehrheit in der Tat die Mischung aus Attentismus der „inheritance Party“ (J. P. Nettl) und handfester „Daseinsvorsorge“, wie sie für die lokalen Partei- und Gewerkschaftsführer typisch waren. In diesem Übermaß an ordnungspolizeilichem (Re-)Agieren der Räte verbanden sich spontaner Kriegsüberdruß einerseits und arevolutionäres Taktieren der in der MSPD organisierten Arbeiterbewegung (letztere bildeten bis auf wenige Ausnahmen wie Bremen, Braunschweig, Düsseldorf, Hamborn mehrheitlich die Räte, z. T. durch Absprachen zwischen den örtlichen Partei- und Gewerkschaftsführern (171), wobei die von den Junkern eingesetzten Landarbeiterräte in Ostelbien noch unberücksichtigt sind!). In dem explosionsartigen Zuwachs der USPD nach dem Januaraufstand 1919, mehr noch in der Streikbewegung der

Bergarbeiter im Ruhrgebiet im Januar/Februar, v. a. aber im April (dazu von Oertzen) manifestierte sich eine neue Phase, in der (auf der Basis einer sozialisierten Wirtschaft) die Räte von den proletarischen „Massen“ entweder als Parallelinstrument zum Parlament oder als ausschließliches Organ der kollektiven Entscheidungsfindung einer „Diktatur des Proletariats“ begriffen wurden. Der Aprilstreik der Ruhr-Bergarbeiter brachte konkrete Sozialisierungsversuche und eine gemeinsame Leitung und Initiative von USPD und KPD — nachdem die von der „breiten sozialistischen Mittelströmung“ (196) der Masse der Nicht-Organisierten erzwungene Einheitsfront vom Januar/Februar (Neunerkommission) zerbrochen war. Bis auf diese Ausnahme lassen sich jedoch im weiteren Verlauf der Sozialisierungsbewegungen und bis zum 12-Mio.-Streik im März 1920 nur Führungskämpfe und interne Querelen bei der USPD beobachten — während die KPD in ganz ungenügender Einschätzung ihres Potentials auf militärischen Kampf drängte.

Der einschlägige Aufsatz von G. F. Feldmann, R. Rürup — und E. Kolb zu den „Massenbewegungen der deutschen Arbeiterschaft“ 1917—20 ist 1972 in der PVS erschienen (Jg. 13, S. 84—105); er ist sicherlich der wichtigste Beitrag der BRD-Forschung zur Massenbewegung (und ihre Rekrutierung aus den rasch aggregierten Zentren der Rüstungsindustrie), den Räten sowie den linken Parteien. In dem hier besprochenen, von Kolb im selben Jahr edierten Band wird er noch nicht einmal erwähnt! Nachzutragen ist, daß auch dieser Aufsatz Probleme der längerfristig entstandenen kollektiven Einstellungen und Verhaltensstandards nicht thematisiert; einen ersten Versuch von K.-L. Ay zur „Volksstimmung in Bayern“ nennt wenigstens die Bibliographie.

Auch von der DDR-Historie liegen zur Frage des Scheiterns bzw. Verschleuderns des massenhaften Protest- und Aktionspotentials kaum weitergehende Aufschlüsse vor, sieht man von der Materialfülle in zahlreichen Lokal- und Regionalstudien und einem Aufsatz von W. Bandis 1967 (JbWG) ab. Festzuhalten bleibt jedoch, daß die Heroisierungen der Spartakusgruppe und ihres angeblich konsistent-revolutionären Handelns, wie sie in den ZK-Thesen von 1958 in diesem Band nachzulesen sind (371, 375), inzwischen überwunden sind. Kolb verweist hier zu Recht auf den 3. Band der „Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ (1966) als Wendemarke. Dennoch ist das Problem erst gestellt, die Vermittlungsstufen zur Konstituierung einer „Klasse für sich“ und die Rolle des „subjektiven Faktors“ sowie die Balance zwischen Organisation und Spontaneität konkret zu entwickeln und nachzuzeichnen (dazu konzeptuelle Beiträge von E. Engelberg u. H. Zwahr in den letzten Jahren). Daß die — nicht zuletzt — methodischen Schwierigkeiten dieser Aufgabe von Kolb in der Einleitung mit dem wohlfeilen Generalvorwurf des „Dogmatismus“ (28) als nicht existent erklärt werden, ist freilich keine nachträgliche Rechtfertigung dafür, daß die DDR-Verlage (nach Kolbs Angabe)

Abdruckgesuche abschlägig beschieden haben — ein ganz unangemessenes Verfahren, selbst wenn man die Probleme der „pluralistischen“ Vermarktung berücksichtigt.

Zu den ‚exogenen‘ Grenzen des Handlungsspielraums für revolutionäre Massen wie Führer tragen die vier Beiträge des Bands zu den Friedenskonferenzen nur machtpolitische Interessen und sensible Persönlichkeiten bei (G. Schulz, F. Dickmann, K. Epstein, G. Baraclough). Einsichten in die Konkurrenzzlage der imperialistischen Mächte angesichts einer auslaufenden Rüstungskonjunktur und einer exorbitanten Umschichtung der Auslandsverschuldungen sowie für die Kapitale verbesserter terms of trade fehlen z. B. bei der einfühlenden Beleuchtung der Wilsonschen Programmpunkte Völkerbund und Selbstbestimmungsrecht oder den Hinweisen zu amerikanischen Seerechtsauslegungen; ausgeblendet sind gleichermaßen die Dynamik der kollektiven nationalistischen bzw. sozialmilitaristischen Aufladungen in den imperialistischen Gesellschaften, aber auch der Nationalbewegungen in den industriekapitalistisch-nachholenden Gesellschaften „Zwischen“- und Südosteuropas (z. B. Ungarns).

Die Re-Aktion der traditionellen Machteliten schließlich wird nur von W. Sauer weitertreibend analysiert (im ersten Abschnitt). In einer überzeugenden Studie zeichnet er die Wiederbelebung der Staatsstreichtradition in Preußen nach: Krone und Militär stellten am 29. Oktober 1918, drei Tage nach Durchsetzung der parlamentarischen Monarchie, die angestammte Unverantwortlichkeit des Militärs wieder her. Während die junkerlich-militärische „Immerfeste-druff“-Präventiv-Konterrevolution die Massenbewegungen der Novembertage nur mit auslöste, hatten die geräuschloseren Taktiken der Bourgeoisie-Gruppen und der Bürokratie nach dem 9. November mehr Erfolg — auch wenn sie Engels' Verdikt der chronischen „Feigheit“ der deutschen Bourgeoisie bestätigen mögen. Zum Stinnes-Legien-Abkommen (dazu liegen Beiträge von Feldman vor) oder zur administrativen Herrschaftspraxis unter dem Belagerungszustand 1918/19 findet sich hier freilich nichts (bis auf Oertzens Hinweise zur Streik-„Pazifizierung“ im April 1919). Nur indirekt gibt Schieck nützliche Hinweise (Diss. zuerst immerhin 1958 — damals unveröffentlicht!), wenn er bei der „Behandlung der Sozialisierungsfrage“ (hier ist allerdings nur die Periode bis zur Wahl der Nationalversammlung am 19. Januar berücksichtigt) ganz die bürgerlich-ökonomistische Argumentation der bourgeoisen, der föderativen (Eisner!) und der MSPD-Gegner (Gemeinwirtschaft) übernimmt (141). Immerhin beschreibt er aber auch das analytische und politische Versagen des Berliner Vollzugsrats (gleich in den ersten Tagen) und das der Volksbeauftragten, das nicht unwesentlich den Ausgang bestimmte: „Am Ende der Übergangszeit waren die Grundforderungen des Bürgertums erfüllt: der Privatbesitz war unberührt geblieben und jede wirtschafts- und finanzpolitische Gesetzgebung der Nationalversammlung vorbehalten worden“ (156). Alf Lüdtke (Göttingen)

Kluge, Ulrich: Soldatenräte und Revolution. Studien zur Militärpolitik in Deutschland 1918/19. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975 (518 S., br., 98,— DM).

Kluges Studie untersucht die Bedeutung der Soldatenräte in der deutschen Novemberrevolution. Die Entwicklung der Soldatenräte in den drei Phasen ihrer Entwicklung, Konsolidierung und Auflösung wird sehr detailliert nachgezeichnet. Wie bereits der Untertitel andeutet, geht es Kluge nicht nur um eine monographische Darstellung der militärischen Rätebewegung, sondern auch um ihre militärpolitischen Gegenspieler, d. h. um die Rolle der Obersten Heeresleitung und die des Preußischen Kriegsministeriums, sowie vor allem auch um das Verhalten der SPD-Führung und ihrer Vertreter in der Regierung im Rahmen dieses militärpolitischen Konflikts. Kluges Untersuchung schließt insofern eine wichtige Lücke innerhalb der neueren Arbeiten zu dieser Phase der deutschen Geschichte, als an der Frage der Reorganisation des Militärs exemplarisch deutlich wird, daß die Politik der Regierung der Volksbeauftragten von Anfang an auf eine Restauration der alten Machtverhältnisse hinauslief.

Ausgehend von Rosenbergs „Geschichte der Weimarer Republik“ sieht Kluge in der Rätebewegung eine demokratisch-republikanische Volksbewegung, deren Chancen von der Regierung nicht genutzt wurden. Die Ursache dafür sieht er in der „hausgemachten“ Furcht vor dem Linksradikalismus“ (355), in der sich SPD-Führung und Militärspitze einig waren. Die Überschätzung der „bolschewistischen“ Gefahr — verbunden mit einer Unterschätzung der Gefahren einer Zusammenarbeit mit den Kräften der Reaktion — hat nach seiner Ansicht dazu geführt, daß die Chancen einer „Demokratisierung und Liberalisierung der Lebens-, Arbeits- und Militärsphäre“ (107) nicht genutzt wurden, daß die Regierung die Räte ablehnte, statt sie als Garant einer umfassenden Demokratisierung zu fördern. Was auf diese Weise vertan wurde, war — bezogen auf das Militär — die Möglichkeit, ein demokratisches Wehrsystem aufzubauen, d. h. „eine ‚dritte Möglichkeit zwischen Roter Armee und einer Reichswehr‘ zu schaffen“ (350).

Kluge versucht, seine Grundhypothese vom demokratisch-republikanischen Charakter der Soldatenräte — wie der gesamten Rätebewegung — mit historischen Fakten zu belegen. Er geht dabei von dem — im Vergleich zu den Arbeiterräten — eher gemäßigten Charakter der Soldatenräte aus. Da seiner Ansicht nach „die Fabrik von der Kaserne revolutioniert wurde“ (105), kann er auf den demokratischen Volkscharakter der Gesamtbewegung schließen. Kluge verwechselt hier offensichtlich die Initiativfunktion der Soldatenunruhen mit den sozialen Ursachen der Revolution, er geht auf die in der Arbeiterschaft schon lange vorher vorhandenen Protestbewegungen nicht ein. Für ihn ist die revolutionäre Erhebung anscheinend eine völlig spontan und unvermittelt aus der militärischen Niederlage sich ergebende Revolte. Als weiteren Beleg seiner These führt Kluge den Nachweis, daß mit der Rätebildung keineswegs das Chaos über

Deutschland hereinbrach und die Räte nicht von „Linksradikalen“ unterwandert waren. So zutreffend diese Feststellung ist, so wird man daraus doch nicht — wie Kluge das tut — den Schluß ziehen können, die Arbeiter- und Soldatenräte hätten keine sozialistischen Ziele angestrebt (122). Die implizite Gleichsetzung von Linksradikalismus, Bolschewismus, Sozialismus etc. stellt eine Vereinfachung der in den Räten vertretenen politischen Positionen dar, die Kluges Vorstellung des „dritten Weges“ als historisch dominierende Tendenz erweisen soll. Entsprechend hält er den Sturz der Monarchie und die Errichtung der Republik für das einzig Revolutionäre der Bewegung, darüber hinaus könne man allenfalls von einer „vorsichtigen Reformbewegung“ (124) sprechen. Angesichts der auch von ihm analysierten Radikalisierungstendenzen in den Soldatenräten kann er diese These nur durchhalten, indem er solche Entwicklungen als durch Mißerfolge und Fehler der politischen Führung bedingte Abweichung von der ursprünglichen Zielsetzung einordnet (244). Sicherlich ist damit der faktische Verlauf zutreffend wiedergegeben, es ist aber zu fragen, ob in den ursprünglich formulierten Zielen eben gerade die „eigentlichen“ Ziele zu sehen sind. Kluge verkennt hier wohl auch den rationalen Kern der Radikalenfurcht der SPD-Führung, die sich weniger auf die Unterwanderung durch radikale Gruppen als vielmehr auf Radikalisierungstendenzen der Gesamtbewegung richteten.

Bärbel Meurer (Bielefeld)

Ritter, Gerhard A., und Susanne Miller (Hrsg.): Die deutsche Revolution 1918—1919 — Dokumente. Zweite, erheblich erweiterte und überarbeitete Auflage. Hoffmann und Campe, Hamburg 1975 (502 S., kt., 38,— DM).

Gegenüber der ersten Auflage (rez. Argument 70, 292 ff.), die 1969 erschienen und bald vergriffen war, zeichnet sich die 2. Auflage „durch die stärkere Berücksichtigung von Zeugnissen, die links-extreme Tendenzen und revolutionäre Bewegungen dokumentieren sowie durch die Ergänzung von zwei Kapiteln, die die Probleme der Umstellung von der Kriegs- auf die Friedenswirtschaft [214 ff.] sowie die Kontinuität und Umformung des deutschen Parteienwesens in der Revolution [294 ff.]“ (22 f.) aus. Vergleicht man die Dokumente in beiden Auflagen, so erkennt man, daß in verschiedenen Kapiteln jeweils Dokumente der Linken (Aufzeichnungen Liebknechts, Aufrufe der Spartakusgruppe, des Roten Soldatenbundes, des Vollzugsrats der Arbeiter- und Soldatenräte etc.) hinzugefügt wurden (64 f., 78 f., 82 f., 105 f., 119 f., 265 f.). Die Kritik von Scherer im Argument 70 wird im wesentlichen dadurch nicht hinfällig, da jegliche inhaltliche Begründung, warum die Linken in der 2. Auflage stärker berücksichtigt werden als in der 1. Auflage, fehlt.

Warum diese Abschnitte hinzugefügt wurden, warum die knappe Einleitung (19—23) ansonsten unverändert wiederabgedruckt wurde,

warum über Auswahlkriterien, Funktion und Aufgabe dieser Quel-
lendokumentation so gut wie nichts geschrieben wurde, bleibt wei-
terhin das Geheimnis der Autoren. Durch eine gute und sehr aus-
führliche Bibliographie (449—486) — Liebknechts *Gesammelte Reden
und Schriften*, Bd. 7 ist 1971 erschienen; die Angabe „fehlt bisher“
ist irrig — und ein Personenverzeichnis ist der Gebrauchswert der
Dokumentenzusammenstellung, die aus den verschiedensten, oft
mühsam zugänglichen Originalquellen stammen, wesentlich erhöht
worden. Hartfrid Krause (Darmstadt)

Soziale Bewegung und Politik

Bergmann, Joachim, Otto Jacobi, u. Walther Müller-Jentsch: Ge-
werkschaften in der Bundesrepublik. Gewerk-
schaftliche Lohnpolitik zwischen Mitgliederinteressen und ökonomischen Systemzwängen. Studienreihe des Instituts für Sozial-
forschung Frankfurt, Band 1. Europäische Verlagsanstalt, Frank-
furt/M.-Köln 1975 (439 S., br., 34,— DM).

Die vorliegende Studie des traditionsreichen Frankfurter Instituts
für Sozialforschung entstand im Zusammenhang eines mehrjährigen
Forschungsprojekts über „Die Funktion der Gewerkschaften im
Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung Westdeutschlands“.

Diesen ersten Band einer Studienreihe zur „neueren Gewerk-
schaftsforschung“ kennzeichnet „eine bewußt vollzogene Wendung
der Forschungspolitik des Instituts“ (9). Die Studie, so das Vorwort,
„unterrichtet, wenngleich beschränkt auf ausgewählte Verbände,
über die Praxis gewerkschaftlicher Politik, die dieser zugrunde lie-
genden Konzeptionen, die Tarifbewegungen der fünfziger Jahre und
sechziger Jahre, die Streikpraxis und bezieht diese Aspekte auf Ten-
denzen der sozioökonomischen Entwicklung, Veränderungen in Pro-
grammatik und Selbstverständnis der Gewerkschaften sowie deren
Binnenstruktur“ (10). Insgesamt wird eine Fülle von Informationen,
Daten und Problemen ausgebreitet. Einschränkungen: Die Entwick-
lung vor 1945 wird nur skizziert; die wichtigen Jahre von 1945 bis
1949 kommen nicht in einer eigenen Analyse zur Geltung. Besser
wird dies nach dem Stichjahr 1950. Die Zusammenstellung und die
Umsetzung in Schaubildern wichtiger Daten aus dem Jahresgutach-
ten des Sachverständigenrates, der Deutschen Bundesbank, des Sta-
tistischen Bundesamtes, der Sozialberichte der Bundesregierung und
eigener Berechnungen des Instituts für Sozialforschung (die sich ins-
besondere auf die Wachstumsrate der Lohnquote und die Differenz
zwischen tatsächlicher und bereinigter Lohnquote beziehen) bieten
dem Leser wichtiges Material zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte
der BRD, das oft nur schwer zugänglich oder gar nicht aufgearbei-
tet ist.

Der Schwerpunkt der Arbeit konzentriert sich auf die begriffliche Fassung der Widersprüche gewerkschaftlicher Politik (vgl. 11). Ausgehend vom tarifpolitischen Verhalten differenzieren die Autoren zwischen „zwei typischen“ Reaktionsweisen der Gewerkschaften: der „kooperativen“ und der „konfliktorischen“. Beide Typen werden in ihrem jeweils charakteristischen Verhalten umschrieben: „Kooperative Gewerkschaften versuchen, die Mitgliederinteressen durch Anpassung ihrer tarifpolitischen Forderungen und Strategien an die konjunktur- und wachstumspolitischen Erfordernisse zu realisieren. Sie passen ihre Lohn- und Tarifpolitik unter Abwägung der verschiedenen Teilinteressen den ökonomischen Konzessionsspielräumen an und lassen sich — bei institutionalisierter Einkommenspolitik — auf die Orientierungsdaten und Leitlinien staatlicher Wirtschaftspolitik ein.“ Konfliktorische Gewerkschaften dagegen versuchen, „die artikulierten Mitgliederinteressen durch unmittelbare Umsetzung in tarifpolitische Forderungen und Strategien zu realisieren, und lehnen eine Einbettung ihrer Lohnpolitik in die konjunkturpolitische Wirtschaftssteuerung ab. Bei ihren Forderungen werden sie wohl die bestehenden Markt- und Machtverhältnisse in Rechnung stellen, eine Verantwortung für den Gesamtzustand der Ökonomie jedoch ablehnen“ (28). Ohne einer „Bewährung“ der kreierten sozialwissenschaftlichen Kategorien vorzugreifen, bleibt vorab zu fragen, ob der Handlungsspielraum der Gewerkschaften durch eine Charakterisierung wie „kooperative“ oder „konfliktorische“ Gewerkschaftspolitik hinreichend beschrieben ist. Sollen beide Begriffe pragmatisch-politische Kategorien sein, so wäre es zumindest interessant zu erfahren unter welchen Bedingungen der eine oder andere Typ sich konstituiert und aufgrund welcher Veränderungen die Kooperation aufhören und der Konflikt anfangen muß, aber auch wo dessen system-immanente Grenzen liegen.

Insgesamt überwiegen jedoch die positiven Züge der Studie. Mit ihr liegt zum erstenmal eine umfassende sozialwissenschaftliche Arbeit über mehr als zwanzig Jahre gewerkschaftlicher Entwicklung vor. Die Arbeit beschränkt sich nicht auf eine organisations-soziologische Fragestellung, sondern erweitert diesen Rahmen um eine kritische politisch-ökonomische Dimension.

Siegfried Bönsch (Hannover)

Brinkmann-Herz, Dorothea: Die Unternehmensmitbestimmung in der BRD. Der lange Weg einer Reformidee. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1975 (136 S., br., 14,80 DM).

Zwei Argumente führt Brinkmann-Herz an, die ihre Arbeit auch nach der Verabschiedung des Mitbestimmungsgesetzes interessant machten. Einmal sei in der Argumentation für oder gegen die Modelle die gesamte Problematik der Unternehmensmitbestimmung enthalten und damit seien auch die grundlegenden Fragen der Gesellschaftsordnung mit erfaßt, „wie z. B. die Sozialbindung des Pri-

vateigentums, Inhalt und Wesen der sozialen Marktwirtschaft, Kontrolle wirtschaftlicher Machtzusammenballungen, die Adäquanz der derzeitigen Unternehmensverfassung, Ziele und Einflußmöglichkeiten der Gewerkschaften und die Rolle der leitenden Angestellten in der Gesellschaftsstruktur“ (12). Zum anderen könne die verabschiedete Lösung besser eingeschätzt werden, wenn man sie mit „ebenefalls möglich gewesen Modellen vergleichen kann“ (13).

Darüber hinaus sieht sie die Entwicklung der Mitbestimmung grundsätzlicher: „Die Geschichte der Unternehmensmitbestimmung (sollte) gelesen werden als Paradigma für den Ablauf eines gesellschaftlichen Reformprozesses innerhalb demokratischer Entscheidungsstrukturen“ (13).

Zunächst stellt die Autorin die verschiedenen Modelle der Mitbestimmung vor. Entgegen ihrer Absicht verzichtet sie jedoch auf die entwicklungsgeschichtliche Einordnung der Modelle. Dies würde zweifellos erfordern, die politische Entwicklung nach 1945, insbesondere die Rolle der Gewerkschaften und der Restauration des Kapitalismus in Beziehung zur Mitbestimmungsforderung zu setzen.

Anschließend an die Darstellung der Modelle will Brinkmann-Herz die Funktionsfähigkeit der Mitbestimmung in der Montanindustrie anhand ihrer eigenen Untersuchung aus dem Jahre 1969 mit dem Titel „Entscheidungsprozesse in den Aufsichtsräten der Montanindustrie“ belegen. Das Erfolgskriterium für die Untersuchung lautet: „Die Funktionsfähigkeit des gegebenen Wirtschaftssystems soll durch die Unternehmensmitbestimmung nicht beeinträchtigt werden, und es soll keine nachteiligen Folgen für irgendeine am Wirtschaftsverlauf beteiligte Personengruppe geben“ (56).

Einmal mehr kommt hier das der ganzen Arbeit zugrundeliegende Gesellschaftsbild zum Vorschein: Innerhalb der ökonomischen Rationalität des Kapitalismus sollen die Konflikte der beteiligten Gruppen in rationaler Diskussion zu Kompromissen geführt werden, die keiner Gruppe wehtun. Diesem Gesellschaftsbild entspricht auch das methodologische Verfahren mit dem die Mitbestimmung untersucht wird. Zunächst wird das Unternehmen als Organisation beschrieben und festgestellt, daß die formalen mit den realen Entscheidungsstrukturen nicht übereinstimmen. Letztere sind zu bestimmen, wenn man die Kommunikationsstruktur im Aufsichtsrat sowie zwischen dem Aufsichtsrat und dem Vorstand analysiert. Diese Analyse unternimmt Brinkmann-Herz mit den Mitteln der Kommunikations- und Gruppensoziologie. Im Ergebnis stellt sie dann, zusammen mit anderen Untersuchungsergebnissen fest, „daß auch ein entsprechend dem Montanmitbestimmungsgesetz paritätisch zusammengesetzter Aufsichtsrat nicht in der Lage ist, das Ziel der Unternehmensmitbestimmung — die gleichberechtigte Beteiligung der Arbeitnehmer an den Unternehmensentscheidungen — zu erreichen, weil der Aufsichtsrat als Gremium der realen Unternehmensstruktur nicht die Gestaltungsaufgabe wahrnimmt, die ihm das Aktiengesetz vorschreibt“ (105/6).

Aus diesem Untersuchungsergebnis resultiert Brinkmann-Herz' Kritik am DGB, der sich entschlossen hätte, sein Konzept des paritätisch besetzten Aufsichtsrates nicht in Zweifel ziehen zu lassen und die „Erkenntnisse der vorliegenden Untersuchung, die diese Zweifel provoziert hätten, nicht zur Kenntnis zu nehmen und auch innerhalb der Gewerkschaftsorganisation nicht zur Diskussion zu stellen“ (107). Besser verstanden fühlt sich die Autorin von den Sozialausschüssen der CDU, die allerdings vergeblich versucht hätten, auf dem Parteitag 1973 die Rolle des Vorstandes mehr in den Vordergrund zu rücken.

Im letzten Kapitel versucht Brinkmann-Herz den Zusammenhang zwischen „Investitionslenkung, Vergesellschaftung und überbetrieblicher Mitbestimmung als gesamtwirtschaftlicher Ergänzungskonzepte“ (112) darzustellen. Aufgrund der erwähnten theoretischen und methodischen Schwächen bleibt dieser Abschnitt aber unvermittelt mit dem übrigen Inhalt der Arbeit.

Jörg Bohnsack (Berlin/West) und Jürgen Hutterer (Hamburg)

Raehlmann, Irene: Der Interessenstreit zwischen DGB und BDA um die Ausweitung der qualifizierten Mitbestimmung. Eine ideologiekritische Untersuchung. Bund-Verlag, Köln 1975 (254 S., br., 9,80 DM).

Der Untersuchung sind zwei einführende Teile zur Methode der Ideologiekritik und zum historischen Hintergrund des Themas vorangestellt. In Teil I wird der Begriff der Ideologiekritik aus den Emanzipationsinteressen des aufstrebenden Bürgertums entwickelt, das sich gegen feudale Traditionszusammenhänge kritisch wandte. Mit der Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft wurden die Gehalte der Aufklärung selbst zur Ideologie im Sinne der Rechtfertigung bestehender Herrschaftsverhältnisse. Ideologiekritik müsse heute an die sozialkritisch-utopischen Momente der Aufklärung anknüpfen und die Adäquanz von Theorien über gesellschaftliche Verhältnisse an ihnen messen. In Teil II wird der der bürgerlichen Gesellschaft immanente Widerspruch zwischen den sie legitimierenden demokratischen Ideen und der durch die Produktionsverhältnisse bedingten Unmöglichkeit, sie zu realisieren, als einer der realhistorischen Ausgangspunkte der sozialen Bewegung dargestellt. Die Marxsche Theorie wird als Erklärung dieses Widerspruchs aus den kapitalistischen Produktionsverhältnissen benannt. Den Abschluß des Einleitungsteiles bildet ein Versuch, die sozioökonomischen Entwicklungstendenzen vom „liberalen“ zum „organisierten“ Kapitalismus und die damit verbundene Veränderung der Staatstätigkeit wie auch entsprechende Veränderungen der Arbeiterbewegung nachzuzeichnen. Hier wird besonders auf die Entwicklung der Gewerkschaften in Deutsch-

land und ihre zunehmende Integration in den Staat abgehoben. Die Mitbestimmung wird hier als ein Element der Wirtschaftsdemokratie-Konzeption der Gewerkschaften begreifbar, eine Konzeption, die auch für die Gewerkschaftspolitik nach 1945 bestimmend war. Im Zuge des Wirtschaftsaufschwunges traten diese Intentionen allerdings weitgehend in den Hintergrund zugunsten einer Beschränkung der gewerkschaftlichen Aktivitäten auf „expansive“ Lohnpolitik.

Erneut aufgenommen wurde das Thema „Mitbestimmung“ — und hier setzt die Untersuchung des Mitbestimmungsstreites ein — in der Zeit der inflationären und rezessiven wirtschaftlichen Entwicklung der Jahre 1963—66. Die Gewerkschaften forderten die Ausweitung der qualifizierten Mitbestimmung, um einen größeren Einfluß auf die sozialen Folgewirkungen von Krisenerscheinungen zu gewinnen. Einer detaillierten Darstellung der Entwicklung der Mitbestimmungsdiskussion in ihrem Zusammenhang mit der ökonomischen und politischen Entwicklung der BRD bis 1975 folgt in der Arbeit der eigentlich ideologiekritische Teil, nämlich der Versuch, die Argumentationslinien von Unternehmerverbänden und Gewerkschaften auf wirtschaftlich-politische Grundvorstellungen zurückzuführen. Dabei kommt die Autorin zu dem Schluß, daß die Bewußtseinsstrukturen der Unternehmer, wie sie sich in den offiziellen Äußerungen zur Mitbestimmung widerspiegeln, als konservativ-ideologisch zu bezeichnen sind, während die gewerkschaftliche Argumentation eher progressiv-utopische Strukturen aufweist. Dies wird damit belegt, daß die Unternehmer in ihrem Denken eher am konkreten Einzelnen ansetzen, ohne die Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung als Ganze zu thematisieren, daß sie ein eher statisch-pessimistisches Menschenbild haben und Zielvorstellungen nur als individuell-moralische gelten lassen. Demgegenüber argumentieren die Gewerkschaften für eine umfassendere Neugestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft, sie vertreten ein eher optimistisches Menschenbild und sind auf eine kollektive Verwirklichung von „Utopie“ orientiert. Entsprechend wird auf der einen Seite Geschichte als Schicksal, auf der anderen Seite als Ergebnis menschlichen Handelns begriffen, erscheint auf der einen Seite die Zukunft als prinzipiell nicht planbar, während auf der anderen Seite eine Planung in Richtung auf gesellschaftlichen Fortschritt für notwendig und möglich erachtet wird. Hinsichtlich des gewerkschaftlichen gesellschaftspolitischen Grundverständnisses wird einschränkend festgestellt, daß sich die fortschrittlich-utopischen Momente ausschließlich auf ein evolutionär-reformerisches Theorie- und Praxiskonzept beziehen. Die Untersuchung läßt allerdings auch erkennen, daß es sich bei diesem gewerkschaftlichen Bewußtsein zwar um eine *reformistische* Variante, aber eben auch nur um eine *Variante* fortschrittlichen, nicht mit den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen ausgesöhnten Bewußtseins handelt. Zwar ist für die Gewerkschaften „Utopie nur noch als ‚reale‘ im Sinne von Gesellschaftsreform“ (224) möglich, aber sie halten „strikt an der Entgegensetzung von Ideologie und Utopie fest“ (230).

Bärbel Meurer (Bielefeld)

Jura

Mayer, Udo, u. Gerhard Stuby (Hrsg.): Die Entstehung des Grundgesetzes. Beiträge und Dokumente. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1976 (338 S., br., 14,80 DM).

Die Relevanz der Veröffentlichung wird damit begründet, keine verfassungsrechtliche Position — gleich welchem politischen Ziel sie diene — könne die Entstehungsgeschichte des GG ausblenden. Die demokratisch engagierten Verfasser folgen damit der maßgeblich von W. Abendroth vertretenen Auffassung, es sei unzulässig, aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Gegenwart Maßstäbe zur Auslegung der Grundgesetznormen abzuleiten. Nach Abendroth ist der Wille des Gesetzes mit dem des Gesetzgebers identisch, der nicht allein durch philologisch genaue Interpretation der Gesetzgebungsmaterialien, sondern „nur im Zusammenhang der politisch-sozialen Realität ihrer Entstehungszeit, des durch sie erkennbaren wirklichen politischen Sinns der Äußerungen und Formulierungen der am Gesetzgebungsprozeß beteiligten Repräsentanten von politischen Kräften wirklich begriffen werden“ kann (Das Grundgesetz. Pfullingen 1975, S. 15). Dieser Ansatz — implizierend, daß eine verfassungskonforme sozialistische Umgestaltung der BRD möglich ist — hat als Begründungsstrategie gegen reaktionäre Verfassungsinterpretationen bislang keine ausreichende Umsetzung in Darstellungen zur westdeutschen Verfassungsgeschichte gefunden.

Die Autoren beanspruchen nicht, bereits eine geschlossene alternative Verfassungsgeschichte vorzulegen, der Band — im Vorwort als „Bausteine für eine noch zu erarbeitende Verfassungsgeschichte“ (10 f.) charakterisiert — darf als Niederschlag einer intensiven Einarbeitung angesehen werden, dessen Veröffentlichung vor allem angesichts der gegenwärtigen antidemokratischen Tendenzen zu begrüßen ist. Die Einordnung der GG-Entstehung in den realhistorischen Bezugsrahmen sollen vornehmlich die ersten beiden Aufsätze von G. Stuby und U. Mayer leisten. Stuby zeichnet die Herausbildung der Prinzipien der Anti-Hitler-Koalition nach und wendet sich gegen die herrschende Interpretation, die das Bündnis der UdSSR mit den Westmächten als „widernatürlich“ in ein historisches Kuriositätenkabinett verbannen und damit auch die völkerrechtliche Entwicklung dieser Jahre ungeschehen machen möchte. Der Autor stellt die völkerrechtliche Verbindlichkeit des Potsdamer Abkommens mit den entsprechenden Auswirkungen auf Art. 25 und 139 GG heraus. Offen bleibt, wie weit er den Ansatz Abendroths, für die rechtliche Norminterpretation der Verfassung sei wesentlich die „Willensbildung der deutschen politisch-sozialen Gruppierungen“ (a.a.O., S. 16) entscheidend, teilt. Die Ausführungen Mayers über die Periode der Länderverfassungen, die wegen der ausgeprägteren anti-

faschistisch-demokratischen Inhalte besonders wichtig sind, lehnen sich stark an die Darstellung Abendroths an und sind allzu kurz geraten. Die weitere Entwicklung bis zur Einsetzung des Parlamentarischen Rats verfolgt der Autor über Truman-Doktrin, Marshall-Plan, Bizonen-Gründung, Friedensvertragsproblematik, Londoner Empfehlungen, Frankfurter Dokumente und Ruhrstatut und weist damit auf die Funktion des GG bei der deutschen Spaltung hin. Möglichkeiten alternativer Entwicklung sieht Mayer in der Aktionseinheit von SPD und KPD und der Volkskongreßbewegung. Im zweiten Teil skizziert B. Gromoll die Debatte um einige wesentliche Grundrechte im PR und die Verfassungsstrategie vor allem der SPD; der Verfasser schlußfolgert aus dem Verzicht auf soziale Grundrechte die Offenheit des GG in Fragen der Wirtschafts- und Sozialordnung, die ihre Grenze aber in der „verbürgten Minimierung sozialer Defizite“ (143) finde. Die in einem weiteren Aufsatz von Stuby zur Eigentumsproblematik vertretene These, nach welcher der PR „eine Differenzierung des Eigentumsbegriffs vornahm, der ... sich in wesentlichen Punkten den nach 1945 von den antifaschistisch-demokratischen Kräften entwickelten Vorstellungen anlehnte“ (164), bedarf angesichts ihrer zentralen Bedeutung flankierender Untersuchungen zu rechtssozialdemokratischen sowie bürgerlichen und katholischen Neuordnungsplänen. Wichtige Erkenntnisse gerade auch zur „Treuepflicht“ enthält ein Aufsatz Mayers über die Beamtenfrage nach 1945. W. Leschmann zeigt, wie unter anachronistischem Mißbrauch der Gewaltenteilungslehre Montesquieus die Volkssouveränität Beschränkungen unterworfen wurde, die teilweise über die Weimarer Verfassung hinausgehen.

Der Dokumentenanhang von mehr als hundert Seiten überschreitet den engeren Rahmen der Verfassungsgeschichte und stellt eine notwendige Erweiterung zu dem von E.-U. Huster u. a. (Determinanten der westdeutschen Restauration 1945—1949. Ffm. 1972) zusammengetragenen Material dar. Das Fehlen einiger wichtiger Dokumente vor allem zur Politik der Westalliierten, die im letztgenannten Band abgedruckt sind (z. B. Direktive JCS 1067) wird mehr als ausgeglichen durch die Aufnahme von Quellen zur Politik von KPD und Gewerkschaften sowie der UdSSR, der Frankfurter Dokumente, wichtiger Auszüge der Hessischen und Sächsischen Landesverfassungen, des Besatzungsstatuts von 1949 u. a.

Leider verzichten die Autoren darauf, den antifaschistischen Charakter des GG zusammenfassend einzuschätzen, so daß dieser teilweise in Einzelbefunden über die Durchsetzung reaktionärer Vorstellungen zu zerrinnen droht. Die verfassungsgeschichtlich relevanten Bestrebungen der Widerstandskreise und der Parteien werden höchstens ansatzweise dargestellt. Trotzdem bietet der Band eine Ausgangsbasis für weitere Forschungen und wird besonders in der politischen Bildung gute Dienste leisten.

Wolf-Dietrich Schmidt (Hamburg)

Ridder, Helmut: Die soziale Ordnung des Grundgesetzes. Leitfaden zu den Grundrechten einer demokratischen Verfassung. Westdeutscher Verlag, Opladen 1975 (168 S., Ln., 19,— DM).

Die im Grundgesetz angelegten demokratischen Grundrechte und -freiheiten sind in öffentlich-rechtlichen Untersuchungen in letzter Zeit verschiedentlich in der Konfrontation mit einer zunehmend autoritativen und restriktiven Staatspraxis herausgearbeitet worden. Ridders „Leitfaden“ nimmt nunmehr auch die juristische Methode, mit der das „üppig wuchernde Dickicht von Rechtsprechung und Fachliteratur“ (10) den Abbau demokratischer Freiheiten und die Ausdehnung von Eigentümerbefugnissen zu Verfassungsrecht erhebt, zum Untersuchungsgegenstand. Ihren Hauptbestandteil sieht er in einer als wirklichkeitsorientiert und elastisch ausgegebenen Verfassungsauslegung, die das schon seit seiner Entstehung „links“ von der sozialstrukturellen Wirklichkeit angesiedelte Grundgesetz beständig an die zur Rechtsquelle erhobene „Verfassungswirklichkeit“ anzupassen sucht und damit das politisch und wirtschaftlich vorherrschende „Fragment“ der gesellschaftlichen Wirklichkeit (19) zu Verfassungsrecht stilisiert. Effektiver als der herkömmliche Rechtspositivismus vollziehe der neuere soziologische Positivismus die Ersetzung der Rechtsanwendung auf die Wirklichkeit durch „die Wirklichkeitsanwendung auf das Recht“ (19) — allerdings um den Preis eines entsprechend größeren Rationalitätsverlustes, „da er auf diese Weise das in der Praxis erscheinende Recht mit den sich immer mehr multiplizierenden Widersprüchen der Wirklichkeit anreichert und in ein kasuistisches Gewoge kautschukartiger ‚Prinzipien‘, ‚Grundsätze‘, ‚Gedanken‘ o. ä. verwandelt“ (19).

Von dieser Kritik ausgehend, stellt der Verfasser die im Grundgesetz bereits erreichten Rechtspositionen gegen die vordringenden und sich als Verfassungsrecht ausgehenden demokratieeinschränkenden Juristenkonstruktionen. Auf der Grundlage eines an Abendroths Positionen zum Sozialstaat anschließenden Verständnisses des GG als „Gesamtverfassung“ (35 ff.) braucht Ridder dabei die Grundrechte nicht als wechselseitige Ausgrenzungen von Staat und Gesellschaft zu sehen; die sozial *gestaltende* Funktion vieler Grundrechte kann sich vielmehr darin erweisen, daß sie „einen bestimmten Freiheitsraum organisieren“ (76) sollen. Die gegenüber scheinbar „gesicherter“ Lehre überraschenden Konsequenzen werden vom „Leitfaden“ für eine Reihe von Grundrechten im Rahmen eines Überblicks über „Felder der sozialen Ordnung des Grundgesetzes“ vorgeführt. Dabei werden weite Teile der seit Jahrzehnten nur noch in ihrer Ausgestaltung umstrittenen Dogmatik in konkreter Auseinandersetzung mit den Weichenstellungen der Rechtsprechung in Frage gestellt.

Indem Ridder den normierenden Charakter der Verfassung und ihren Gestaltungsauftrag gegenüber dem Demokratiedefizit der gesellschaftlichen Wirklichkeit hervorhebt, gewinnt für ihn die Rechtswissenschaft gerade von ihrem Gegenstand her wesentliche Bedeu-

tung in den Auseinandersetzungen um eine demokratische Entwicklung in der Bundesrepublik. Darin liegt eine Position gegen Luhmanns Reduktion des Rechts auf „Legitimation durch Verfahren“ und gegen die entsprechende Einschätzung der Juristen als bloßer „spezialisierte(r) technische(r) Hilfskräfte der Sozialingenieure höherer Ränge, die mit dem Recht, das auch nichts zu entwerfen hat, nichts im Sinne haben dürfen“ (50).

Seinen eigenen methodischen Standort sieht Ridder in der Tradition des juristischen Positivismus. Dem Positivismus müsse „der Star der partiellen historischen, politischen und soziologischen Blindheit gestochen“ (11) werden; er bleibe aber die „einzige legitime Methode, die der juristischen Aufgabe gerecht werden kann, das positive Recht zu ermitteln“ (11). Soweit Ridder sich gegen die heute vorherrschende „Wirklichkeitsorientierung“ in der Staatsrechtslehre wendet, kann er mit diesem Ansatz den „dürftige(n) Soziologismen . . . die die Funktion erloschener und erlöschender naturrechtlicher Irrlichter übernommen haben“ (11), Elemente juristischer Arbeitsweise entgegensetzen, die schon der Positivismus deutlich herausgestellt hat. Damit wird es abgelehnt, methodengleich zur vorherrschenden Lehre, aber unter Berufung auf andere Seiten gesellschaftlicher Wirklichkeit als Recht postulierte juristische Bedarfskonstruktionen gegen das positive Recht zu errichten. Der „Leitfaden“ stellt sich hier einer für das Vorgehen kritischer Juristen entscheidenden Frage: Ließe er sich auf die vorherrschende Methode mit bloßem Seitenwechsel ein, würde bereits im methodischen Vorfeld der Verwirklichungsanspruch der positivierten demokratischen Rechtspositionen gegen eine fragwürdige Konkurrenz mit besser etablierten „Rechtskonstrukteuren“ eingetauscht.

Ridder erkennt dabei, daß das, was in seinem Ansatz „vom sog. Positivismus auf jeden Fall übrig bleiben muß“ (16) — nämlich vor allem die Bereitschaft, vom Normtext auszugehen, und das Festhalten am „Syllogismus“ als *erstem Ansatz* der Rechtsinterpretation — nur allgemeine Voraussetzungen des Rechtsbegriffs und der Rechtsanwendung sind, die „weder für diese noch für irgendeine andere einzelne ‚Methode‘ spezifisch“ (16) sind. Mit seinem (auf diese allgemeinen Voraussetzungen der Rechtsanwendung bezogenen) „Nur-Insoweit“ (16) lehnt er eine darüber hinausgehende Renaissance des Positivismus im Sinne der Reinen Rechtslehre ausdrücklich ab. Zu diesem auf die allgemeinen Voraussetzungen juristischer Arbeitsweise reduzierten, aber immer noch als solchem verstandenen „Positivismus“ tritt andererseits neu das Erfordernis geschichtlicher, politischer, soziologischer Betrachtung des Standortes des Normerlasses hinzu; aber auch die Einbeziehung dieses Erfordernisses wird lediglich als „Ergänzung“ (11) des Positivismus verstanden. Doch gerade in dieser notwendigen „Ergänzung“ zeigt sich, daß ein Selbstverständnis eines solchen juristischen Ansatzes als eine Art geläuterter Rechtspositivismus mit historisch-sozialem Umblick unzulänglich bleiben muß. Denn aus dieser „Ergänzung“ muß sich zwangsläufig als weitere — vom „Leitfaden“ nicht mehr gezogene — Konsequenz

die Aufgabe ergeben, den juristischen Ansatz in seiner Abhängigkeit von den damit einfließenden, gesellschaftswissenschaftlichen Grundpositionen zur Geschichte, Politik, Soziologie zu bestimmen.

Reiner Schulze (Berlin/West)

Seifert, Jürgen: Kampf um Verfassungspositionen.
Materialien zur Bestimmung der Grenzen und Möglichkeiten von Rechtspolitik. Europäische Verlagsanstalt, Köln-Frankfurt/M. 1974 (238 S., br., 23,— DM).

Der Verfasser hat in diesem Sammelband Aufsätze und Referate der letzten Jahre zusammengestellt, in denen er sich zu einem im Augenblick besonders aktuellen Thema geäußert hat, das man „Sozialisten und Verfassung“ nennen könnte. Abgesehen davon, daß diese Diskussion für diejenigen wichtig ist, die vom Berufsverbot potentiell oder unmittelbar betroffen sind, fällt ein weiterer wichtiger Aspekt in den Blick: Welchen Sinn hat eigentlich das Eintreten für den unverfälschten Gehalt der Verfassungsnormen für das Proletariat? Seifert beruft sich auf Rosa Luxemburg, die meinte, daß die garantierten Rechte die Möglichkeit des offenen Kampfes um die Befreiung der Arbeiterklasse eröffnen. Außerdem müsse es Gesetze geben, die das Leben und die Gesundheit der Arbeiter vor der Habgier der Kapitalisten schützen (44 ff.). Nur die Freiheit der Meinung, die Vereins-, Versammlungs- und Pressefreiheit könnten die freie Agitation ermöglichen (117). Darum habe es auch in der europäischen Arbeiterbewegung stets den Kampf um die Verfassungspositionen gegeben (110). „Der Kampf um die Realisierung oder Erhaltung der demokratischen Rechte ist in allen diesen Äußerungen kein Wert an sich. Es geht um die Bewegungsfreiheit der Arbeitnehmer und ihrer Organisationen“ (112). Da das Grundgesetz ein Kompromiß, eine Waffenstillstandsbedingung (113) sei zwischen den Vertretern bestimmter Klasseninteressen und ein Waffenstillstand sich niemals von selbst verwirkliche (116), müsse man für die Realisierung der in den Waffenstillstandsbedingungen festgelegten Rechte eintreten. Jedes Stück Realisierung manifestiere sich in einer Rechtsnorm. In diesem dem Grundgesetz untergeordneten Rechtsnormen müsse aber der Sinn der Verfassung erhalten bleiben. Dementsprechend sind „neue Rechtspositionen als juristische Zwischenpositionen zu bestimmen, die ihrerseits die proletarische Aktion initiativ beeinflussen können“ (52). Nur in einem entsprechenden Kräftefeld, in dem auch die revolutionäre Klasse eine Macht darstelle, könne dieser Mechanismus wirken (53).

In der Bundesrepublik wird die Macht (noch) nicht willkürlich ausgeübt. Die politischen Kräfte sind an einer Legalisierung ihrer Machtpositionen interessiert. Deshalb kann man beobachten, daß sich der politische Machtkampf auf die rechtliche Ebene verschiebt. Sollten die Verfassungen in der frühen bürgerlichen Gesellschaft noch

sicherstellen, daß die Monarchie ihre Privilegien nur noch in einem begrenzten Rahmen ausüben konnte, so wurden sie andererseits allmählich auch zur Basis für die Durchsetzung von politischen Forderungen des Bürgertums. Dies führte zu dem, was heute sinnfällig wird: zur Verrechtlichung der Politik (6 f.). Fast jede politische Entscheidung bedarf der Absegnung durch das Bundesverfassungsgericht. Es ist juristisch möglich, jede Verfassungsnorm bestimmten Interessen gemäß zu interpretieren, ohne daß auch nur der leiseste Verdacht einer Rechtsbeugung aufkommen kann. Sozialisten sollen sich darum nicht von konservativen Staatslehrern ins Bockshorn jagen lassen, denn sozialistische Prinzipien sind durchaus demokratisch und freiheitlich, selbst wenn das Wunschdenken und der Auftrag der konservativen Staatsdenker das bezweifeln läßt. Bisher sind Konservative nämlich den Beweis schuldig geblieben, daß ihre Ideen nicht demokratischen Prinzipien widersprechen (vgl. dazu den Aufsatz „Eigentum und Demokratie“, S. 66 ff.).

Würde man allerdings die Argumentation dabei belassen, daß die Verfassungsnormen durchaus alternativ interpretiert werden können und es nur auf die dahinterstehenden Interessen ankomme, wie die jeweilige Verfassungsauslegung ausfällt, würde man ungewollt dem Pluralismus huldigen. Um dem vorzubeugen, versucht der Verfasser auch, Herkunft und Stellung der Verfassungsnormen im gesellschaftlichen Gefüge zu analysieren. Die „ökonomische“ Begründung wird ansatzweise versucht, aber dann doch verworfen, weil die Politische Ökonomie offenbar als ein Gebiet empfunden wird, für das der Verfasser nicht zuständig ist. Die Andeutungen, daß alles doch irgendwie mit der Ökonomie zusammenhinge, sind auch unnötig und lassen den Verdacht aufkommen, daß für Seifert die Ökonomie etwas von der Gesellschaft Verschiedenes ist. Das gilt besonders für den zweiten Aufsatz. Dies nun beiseite lassend, sagt Seifert dann, daß entscheidend sei, daß die großen bürgerlichen Verfassungen als Emanzipationsformeln entstanden seien (29), und darauf müsse man sich beim alternativen Gebrauch des Rechts berufen (40). Ich meine allerdings, daß man sich nicht so umstandslos auf diese Freiheitsrechte berufen kann. Denn die Freiheitsrechte haben durchaus ambivalenten Charakter. Einerseits sind sie zwar Emanzipationsformeln gewesen, und ihre genuinen Inhalte sind bisher nie verwirklicht worden. Andererseits ist diese Freiheit aber auch die Freiheit des Kapitalismus, die Freiheit, die es Adam Smith möglich machte, seinen wirtschaftlichen Prinzipien eine naturrechtliche Grundlage zu geben. Die Freiheit ist durchaus auch der Geburtshelfer des industriellen Kapitalismus gewesen. Sozialistische Freiheit hat darum notwendig einen anderen Inhalt. Dies ist für Sozialisten allerdings zu bedenken!

Trotz der kritischen Einschätzung dieses Punktes meine ich, daß das Buch eine empfehlenswerte Diskussionsorientierung ist, die not tut bei der Vielfalt der linken Diskussion. Es ist auch eine Hilfe bei der Orientierung über das, was im rechtlichen Spektrum unserer Gesellschaft geschieht. Das sieht der Verfasser mit ungeheurer Sen-

sibilität und gibt es in klaren verständlichen Worten hier wieder. Nicht zu gebrauchen ist es allerdings für die, die sich Sozialisten nennen, die Verfassung aber von vornherein als bürgerlich und undiskutabel abtun. Für die hat Seifert auch nicht geschrieben, wie er in der Einleitung bemerkt (VII). Detlef Horster (Hannover)

Karsch, Friederun Christa: Demokratie und Gewaltenteilung. Zur Problematik der Verfassungsinterpretation in der BRD. Beihefte zur Zeitschrift Demokratie und Recht (3). Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1973 (125 S., br., 14,80 DM).

Verfassungsinterpretation bedeutet stets konkrete Aktualisierung der in einer Gesellschaft geltenden Grundnormen. Da mit der politökonomischen und sozialen Entwicklung gesamtgesellschaftliche Veränderungen eintreten, gerät auch das Grundgesetz notwendig in ein Spannungsverhältnis zur historisch bedingten Rechtsnorm als selbständiger gesellschaftlicher Artikulation. Von jeher war es daher der Wissenschaft, Justiz und Verwaltung aufgegeben, die Geltungsbedingungen der Verfassung zu prüfen bzw. zu erkennen und Entscheidungen zu legitimieren.

Das vorliegende Buch nimmt dieses Thema vor dem Hintergrund eines zentralen gesellschaftstheoretischen Problems auf: Welche politischen, ökonomischen und sozialen Bedingungen verhindern Machtmißbrauch und garantieren individuelle Freiheit? Die Autorin ist dieser Frage im Rahmen einer verfassungspolitischen Analyse unter dem Gesichtspunkt nachgegangen, wie sich das Verhältnis von Demokratie und Gewaltenteilung anhand der Verschränkung des Gewaltenteilungsbegriffs mit dem Demokratieverständnis namhafter Verfassungsinterpreten im ersten Geltungsjahrzehnt des Grundgesetzes bestimmt. Die Arbeit spricht daher neben (historisch und theoretisch interessierten) Juristen vorwiegend Politikwissenschaftler an, zumal das Thema „politologisch und nicht juristisch begriffen wird“ (9).

Nach dem Selbstverständnis der Autorin kann gültige Verfassungsinterpretation methodisch nur anhand der konkreten Ausformung der Demokratie durch die Verfassung gewonnen werden (15 f.). Dieser auf Hesse und Ramm zurückgehende verfassungspositivistische Interpretationsansatz wird nun den unterschiedlichen Positionen zum Demokratiebegriff in der bundesrepublikanischen Staatsrechtslehre chronologisch gegenübergestellt (16 ff.). Dabei wäre eine materielle Kategorisierung unter demokratie-theoretischen Bezugspunkten vorzuziehen, zumal die politökonomischen Auswirkungen der unterschiedlichen Positionen unberücksichtigt bleiben. Repräsentationsprinzip, Antinomie von Staat und Gesellschaft, Herrschaft legitimierende Akklamation durch das Volk und Dezisionismus als Topoi konservativen Demokratieverständnisses, das in der Konsequenz Demokratie als totalitäre Willkürherrschaft versteht

(Kägi, Martini, 23 f.), stehen der Auffassung von Demokratie als umfassende Rechtsgestalt der Gesellschaft (Ridder, 26), als Form der politischen Organisation der Gesellschaft gegenüber, in der mit der Verbindung von politischer und sozialer Demokratie die freie Selbstbestimmung der Gesellschaft erreicht werden soll (Abendroth, 22).

Plausibler wird die Gegenüberstellung der „Positionen der Gewaltenteilungslehre und ihre Verschränkung mit dem Demokratie-begriff“ (30 ff.). Hier werden die unterschiedlichen Folgerungen des funktionalen bzw. sozialen Demokratieverständnisses im Hinblick auf das Gewaltenteilungsprinzip dargelegt: Gewaltenteilung als Hemmnis für Demokratie (Weber, 30 ff.) bzw. als Hilfe gegen Demokratie (Martini, Kägi, Peters, 38 ff.) und als Ausdruck für Demokratie (Drath, Ridder, 45 ff.). Dabei entwickelt Karsch ihre eigene Position: „Konstitutives Element der Demokratie ist aber die permanente Machtkontrolle, die nur durch vielfältige Teilhaberechte, das sind z. B. auch Mitbestimmungsrechte, realisiert werden kann, und zwar nur im permanenten Prozeß. Denn Demokratie ist nicht, wenn sie nicht ständige Demokratisierung beinhaltet. Demokratisierung ist dann aber ein Synonym für Gewaltenteilung“ (50).

Im zweiten Teil des Buches werden die heutige Gewaltenteilungslehre (auch anhand der leider nur älteren Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts) und das Problem der Montesquieu-Rezeption in der Tradition der deutschen Staatsrechtslehre erörtert. Die fehlende (von Karsch bewußt ausgesparte) Einordnung in ökonomische Formbestimmtheiten erweist sich hier deutlich als Mangel. Anhand gängiger juristischer Studienliteratur weist Karsch nach, daß Gewaltenteilung — aus dem Prinzip der einheitlichen Staatsgewalt abgeleitet — meistens Synonym für unterschiedliche Staatsfunktionen bleibt (57 ff., Ausnahme: Hesse). Die Gründe für das konstatierte entpolitisierte Staatsfunktionenverständnis sieht die Verfasserin in der Tradition der deutschen Staatsrechtslehre begründet (69 ff.), in der man zur Weimarer Zeit sogar den von Montesquieu gemeinten Gedanken des Machtmißbrauchs gegen das demokratisch-parlamentarische System mobilisierte (Naawiaskey, 71). Die Abspaltung der Rechtsform von der politischen Struktur geht jedoch schon auf den Rechtspositivismus vor 1918 zurück. Zu Recht verweist Karsch auf dessen Beziehung zur wirtschaftlichen und politischen Entfaltung des Bürgertums (74 f.).

Daß die Montesquieu'sche Gewaltenteilung nicht Balancierung und richtige soziale Placierung der Gewalten (Forsthoff) bedeutet, sondern Machtkontrolle, ist für Karsch Anknüpfungspunkt ihrer eigenen These. Zwar hat Montesquieu das Problem der Machtverteilung und -kontrolle als ständige Aufgabe, als Prozeß im historischen Maßstab über eine Funktionsverteilung zu lösen gesucht. Dies bedeutete jedoch nicht, daß dies für jegliche gesellschaftliche Formation gelten muß. Karsch sieht deshalb die Progressivität im Denken Montesquieus darin, „daß er das Teilhabeproblem überhaupt zum Gegenstand verfassungsrechtlicher Lösungen machte“ (98 f.). „Von Montesquieus These der Machtmäßigung durch Machtverteilung und -kontrolle

führt also — freilich als gedankliche Leistung im Interesse anderer Sozialschichten — der Weg weiter zur demokratischen These von der Notwendigkeit des permanenten Abbaus von Herrschaft überhaupt“ (99/100). Im Anschluß daran versteht Karsch das Gewaltenteilungsprinzip als inhärentes Element des Demokratisierungsprozesses (108).

Unklar bleibt, was Karsch unter sozialer Gewaltenteilung versteht. Die vereinfachte Gleichsetzung von Demokratie mit dem Abbau jeglicher Herrschaft bleibt letztlich zu plakativ. Die Bedeutung dieses verfassungsinterpretatorischen Ansatzes mag jedoch darin liegen, daß das Gewaltenteilungsprinzip als Ausdruck sich konkretisierender Volkssouveränität inhaltlich als Demokratisierung verstanden wird. Sofern Gewaltenteilung danach Mitbestimmung meint, sollte sie als Erfüllung des Demokratiegebotes des Grundgesetzes aufgefaßt werden. Anknüpfungspunkt hierfür sind die Artikel 9 und 21 des Grundgesetzes als Konkretisierungen zu den Artikeln 1, 2, 3 und insbesondere 20 GG. Es bleibt künftiger Verfassungsinterpretation aufgegeben, die im Rahmen der Grundrechtstheorie entwickelten sozialen Teilhabeberechtigungen in Übereinstimmung mit dem Postulat sozialer Gewaltenteilung als Mitbestimmung zu bringen. Die historische Erscheinungsform von Gewaltenteilung bleibt allerdings auch in der BRD über die Grenzen der Verfassungsinterpretation hinaus eine Frage politökonomischer Fortentwicklung.

Klaus Sieveking (Hamburg)

Raiser, Thomas: Grundgesetz und paritätische Mitbestimmung. Die Vereinbarkeit der Entwürfe eines Gesetzes über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer mit dem Grundgesetz. Walter de Gruyter Verlag, Berlin-New York 1975 (109 S., br., 18,— DM).

Das Buch ist die überarbeitete Fassung eines Gutachtens zu der Frage, ob die Paritätische Mitbestimmung mit der Eigentumsgarantie des Art. 14 GG und der Koalitionsfreiheit nach Art. 9 Abs. 3 GG vereinbar ist.

Das — am 1. 7. 1976 in Kraft getretene — Mitbestimmungsgesetz sieht vor, daß in Betrieben ab 2000 Arbeitnehmern der Aufsichtsrat von einer gleichen Anzahl von Arbeitnehmer- und Arbeitgebervertretern besetzt wird. Können sich die beiden Gruppen nicht auf einen Aufsichtsratsvorsitzenden einigen, so wird dieser von der Arbeitgeberseite allein bestimmt. Besteht in einer konkreten Abstimmungsfrage Stimmgleichheit zwischen den beiden Gruppen im Aufsichtsrat, so wächst dem von der Arbeitgeberseite gestellten Vorsitzenden — oh Wunder — eine zweite Stimme zu, mit der er dann den Ausschlag geben kann.

Diese Form der Mitbestimmung ist nach Ansicht Raisers so lange verfassungsgemäß, wie die Parität nicht in eine „Überparität“ um-

schlägt, d. h. solange in das Gesetz Sicherungen eingebaut sind, die gewährleisten, daß die Anteilseigner in allen Konfliktfällen das letzte Wort behalten. Die Gefahr einer solchen „Überparität“ sieht er bei den seitens der Bundesregierung vorgelegten Entwürfen nicht als gegeben an, da diese, wie er richtig feststellt, eindeutig unterhalb einer echten Parität bleiben. Das gilt um so mehr für die endgültige Gesetzesfassung, in der die Beteiligung der Arbeitnehmervertreter gegenüber den Entwürfen noch um einen Schritt zurückgenommen wurde.

Das Buch vertritt in seinen wesentlichen Aussagen jenen „modernen“, „aufgeklärten“ Standpunkt, der die Stabilisierung der kapitalistischen Ordnung durch die Integration der Arbeiterschaft erreichen will und der auch dem Mitbestimmungsgesetz zugrunde liegt. Charakteristisch für diesen Standpunkt ist die Konstruktion eines sogenannten Unternehmensinteresses, welches — abgehoben von dem gewöhnlichen Profitinteresse der Anteilseigner — auf eine abstrakt verstandene wirtschaftliche Effektivität gerichtet sei und das als oberstes Leitziel einer jeden wirtschaftlichen Tätigkeit nicht in Frage gestellt wird. Diesem Ziel optimaler wirtschaftlicher Effektivität hat sich ohne weiteres auch die Mitbestimmung unterzuordnen. Maßstäbe wie Selbstverwirklichung des Menschen in der Arbeit oder sozialer Fortschritt bleiben unberücksichtigt.

Raisers Mitbestimmungsbegriff kennzeichnet — wie in der westdeutschen Mitbestimmungsauseinandersetzung vorherrschend — eine legalistische Einengung auf institutionelle Konstruktionen. Der Schwerpunkt liegt nicht — wie anderswo in Westeuropa — auf der Gewinnung faktischer Machtpositionen durch die Lohnabhängigen, sondern auf der Schaffung und gesetzlichen Absicherung institutioneller Positionen. Auffallend ist schließlich die starke Orientierung auf das Bundesverfassungsgericht. Die entscheidende Frage in Raisers Erörterungen lautet immer: Was meint das Bundesverfassungsgericht dazu und wie wird es mutmaßlich entscheiden? Raiser leistet so der Tendenz Vorschub, Verfassungsauslegungen nicht in der demokratischen Auseinandersetzung zu suchen, sondern in der autoritären Entscheidung eines der demokratischen Kontrolle weitgehend entzogenen Organs.

Raiser geht auch darauf ein, daß neben der Mitbestimmung noch ein anderer Weg für die Arbeitnehmer denkbar ist, Einfluß auf die Unternehmensentscheidungen zu gewinnen: Sie können selbst Anteilseigner werden. Beispielsweise könnte sich eine im Betrieb vertretene Gewerkschaft durch Erwerb eines Aktienpakets in entsprechendem Umfang eine Sperrminorität sichern. Dadurch böte sich den Arbeitnehmern die Möglichkeit, durch Kombination der Mitbestimmungsrechte im Aufsichtsrat und der Sperrminorität in der Hauptversammlung zu gewichtigem, unter Umständen entscheidendem Einfluß im Unternehmen zu kommen. Man sollte annehmen, daß dies ein normaler Vorgang in einer Wirtschaftsordnung sei, in der jedem das Recht zusteht, unbegrenzt Eigentum zu erwerben, in der das Eigentum mit all seinen Rechten und Vorzügen garantiert ist

und in der die Vermögensbildung breiter Kreise propagiert wird. Das sieht Raiser aber ganz anders. Nach seiner Meinung muß ein „über das unbedenkliche Maß hinaus“ gehender Einfluß der Arbeitnehmer verhindert werden (68). Er schlägt vor, für die von Arbeitnehmern oder Arbeitnehmerorganisationen gehaltenen Unternehmensanteile eine Stimmrechtsbeschränkung einzuführen, sobald der Anteil der Arbeitnehmerstimmen in der Hauptversammlung 25 % übersteigt. Damit wird eine Art von Eigentum zweiter Klasse eingeführt. Während der Eigentumserwerb im Normalfall unmittelbar die mit dem Eigentum verbundene Verfügungsgewalt begründet, soll der Erwerb von Unternehmensanteilen durch Arbeitnehmer in mitbestimmten Unternehmen mit Stimmrechtsverweigerung belegt werden und damit leerlaufen. Mit dieser Konstruktion, die in krassem Gegensatz zu aller bürgerlichen Ideologie von Gleichheit, Freiheit des Eigentumserwerbs und Garantie des Eigentums steht, und die natürlich auch mit der Eigentumsgarantie des Art. 14 GG nicht vereinbar ist, unterläuft Raiser eine bemerkenswerte Entschleierung dieser Ideologie: Das Eigentum ist offenbar nur so lange garantiert, als es sich bei den richtigen Leuten befindet. Andernfalls kann es willkürlich eingeschränkt werden. Die Garantie des Eigentums, diese heiligste aller heiligen Institutionen der bürgerlichen Ordnung, erweist sich als Fassade, hinter der die kleine Minderheit der Besitzenden ihre Privilegien pflegt.

Trotz seines eindeutigen gesellschaftspolitischen Standorts macht Raiser schließlich noch auf einen wichtigen Umstand aufmerksam: Die Paritätische Mitbestimmung wird sich auf die verschiedenen Unternehmenstypen (AG, Kommanditgesellschaft usw.) unterschiedlich auswirken. Es ist daher nicht auszuschließen, daß die Unternehmer in solche Organisationsformen flüchten werden, in denen die Mitbestimmung ihnen am wenigstens zu schaffen macht. Hierhin liegt die Gefahr einer unauffälligen Aushöhlung des Mitbestimmungsgesetzes.

Hans Olbert (Bremen)

Ökonomie

Klaus, Joachim: *Inflationstheorie*. Unter Mitarbeit von Norbert Müller. Erträge der Forschung Band 30. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1974 (126 S., br., 22,50 DM, Mitgliederpreis 14,50 DM).

Die Arbeit bietet eine gute und knappe einführende Übersicht über die Inflationstheorien der herrschenden Wirtschaftswissenschaft. Das in drei (jeweils durch ein kommentiertes Literaturverzeichnis komplettierte) Teile gegliederte Buch beginnt mit einer Darstellung des empirischen Erscheinungsbildes der Inflation, um im Hauptteil die verschiedenen Erklärungsansätze zur Entstehung der Inflation (Nachfrage-Sog, Kosten-Druck, Mischformen, Geldmengen-Änderung) zu skizzieren. Im dritten Teil schließlich werden die Möglich-

keiten (oder besser Unmöglichkeiten) der staatlichen Stabilitätspolitik (Fiskal-, Geld- und Einkommenspolitik) zur Bekämpfung der Inflation dargestellt.

Versucht man, das, was Klaus als „Erträge der Forschung“ über die Inflation präsentiert, zusammenzufassen, so ergibt sich folgendes Bild: es existiert eine Reihe unterschiedlicher Theorien über die Ursachen der Inflation — Theorien über deren Wirkungen fehlen in dem Buch fast völlig —, deren jede weder ganz richtig noch ganz falsch ist; je nachdem, welche Theorie zur Erklärung herangezogen wird, variiert die aus ihr resultierende Stabilitätspolitik; den diversen Stabilitätspolitiken ist lediglich gemeinsam, daß sie sämtlich recht ineffektiv sind — wenngleich man wiederum keiner einzigen von ihnen empirisch nachweisen kann, sie sei definitiv und völlig ineffektiv. Trotz dieser relativ dürftigen Forschungserträge besteht für Klaus kein Anlaß, den begrifflichen Rahmen der bürgerlichen Volkswirtschaftslehre zu verlassen. Nur an wenigen Stellen wird etwa sichtbar, daß der „Verteilungskampf“ der Tarifparteien etwas mit der Produktion des zu Verteilenden zu tun hat: die unterschiedliche Stärke der am „Verteilungskampf“ beteiligten „Gruppen“ (Unternehmer, Arbeitnehmer, Landwirte und Empfänger von Transferzahlungen) „resultiert daraus, daß . . . die drei erstgenannten Gruppen das Sozialprodukt selbst produzieren helfen, auf das sie zugleich ihre Ansprüche richten“ (34). — Auch der Tatsache, „daß in einer mit Oligopolen und Monopolen durchsetzten Volkswirtschaft die Preise auch bei gegebener Nachfrage erhöht werden können, um unliquidierte Monopolgewinne zu realisieren“ (62), verdiente systematischer nachgegangen zu werden, als Klaus dies tut. Statt dessen fordert er eine „gebündelt, gegenseitig abgestimmt und in richtigem zeitlichen Einsatz“ vorzunehmende „Nutzung des gesamten konjunkturpolitischen Instrumentariums (Geld-, Fiskal-, Einkommens- und Außenwirtschaftspolitik)“ (113/112), obwohl nach der Lektüre des Buches klar ist, daß gerade die Fragen, ob, wie und wann die Instrumente koordiniert eingesetzt werden können bzw. sollen, offen sind.

Karl-Ernst Lohmann (Berlin/West)

Nachtwey, Hermann (Hrsg.): Lebensqualität? Von der Hoffnung, Mensch zu sein. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1974 (317 S., br., 24,— DM). — zit. I

Schulz, Uwe (Hrsg.): Lebensqualität. Konkrete Vorschläge zu einem abstrakten Begriff. Aspekte-Verlag, Frankfurt/M. 1975 (170 S., br., 10,— DM).

Lebensqualität, ein amerikanischer Importbegriff (I, 131), erlangte 1972 seine Popularität in der Öffentlichkeit der BRD als „Leitthema eines Gewerkschaftskongresses“ (I, 55) sowie als „Erkennungsparole eines Wahlkampfprogramms“ (I, 55). Er löste somit den von Politikern aller Couleur jahrzehntelang kämpferisch vertretenen Begriff „Lebensstandard“ ab (I, 131). Die Gründe einer solchen Begriffsablösung werden in beiden Sammelbänden allerdings nicht hinterfragt. Es handelt sich hierbei im wesentlichen um folgende Ursachen:

Zum einen darum, die seit Beginn der 60er Jahre verstärkt auftretenden Lücken im gesellschaftlichen Infrastrukturbereich politisch-ideologisch aufzufangen, zum anderen wurde der Begriff Lebensqualität notwendig, um die in der zweiten Hälfte der 60er Jahre beginnende Entwicklung eines politischen Bewusstseins großer Teile der Bevölkerung in systemintegrative Bahnen zu lenken, womit gleichzeitig das propagandistische Instrumentarium für die intensiver werdende Systemkonkurrenz mit den sozialistischen Staaten geschaffen worden ist.

Diese doppelte Absicht des Begriffs Lebensqualität kommt in dem Sammelband von Nachtwey zum Ausdruck. Er umfaßt Referate, die auf Hochschultagen für politische Bildung vor Pädagogen gehalten worden sind. Die Beiträge versuchen eine genauere Bestimmung dessen zu leisten, was unter Lebensqualität verstanden werden könnte. Vertreter der drei großen Parteien (SPD, FDP, CDU), des DGB, des Kapitals und der politischen Wissenschaft schildern den Pädagogen die von ihren jeweiligen Interessen und Blickwinkeln bestimmten Definitionen und Auffassungen zum Thema Lebensqualität.

Für Claus Offe beinhaltet der Begriff „seiner logischen Struktur nach“ implizit „antikapitalistische Forderungen“ (I, 135). Johannes Rau (SPD) erwähnt noch einmal die wesentlichsten innen- und wirtschaftspolitischen Probleme der vergangenen Jahre, um schließlich als Problemlösung die Belebung einer sog. aktiven Öffentlichkeit (Wissenschaftler, Lehrer, Studenten, Journalisten, Verbände) anzubieten. Er wendet sich strikt gegen Lösungsversuche, die auf eine „Detailplanung nach östlichem Vorbild“ hinauslaufen würden (I, 51). Für Werner Maihofer, Innenminister und Berufsverbotsverfechter, bedeutet Lebensqualität ein „Schlüsselwort zur Demokratisierung der Gesellschaft“ (I, 64). Die CDU fordert anstelle von Lebensqualität mehr Individualrechte und bietet als Alternative den Begriff „Gemeinwohl“ an (I, 73). Heinz Markmann (DGB) reduziert Lebensqualität auf Humanisierung der Arbeit und gibt die Maßnahmen zur Humanisierung der Arbeit, die seitens des Kapitals vorgenommen wurden, undifferenziert als die des DGB aus (I, 80). Von den Kapitalvertretern wird Lebensqualität auf Umweltschutz reduziert (I, 93). Damit knüpfen sie an die aktuellen Probleme der Umweltverschmutzung an, dessen Verursacher sie allerdings selbst sind. Dies soll aber gerade dadurch verschleiert werden, daß sie das Konsum-wegwerf-Verhalten der Bevölkerung mit der Absicht anprangern, die Behebung der Schäden von den Steuerzahlern zu verlangen. Abschließend bieten sie Lösungsmöglichkeiten an, die ihnen selbst nicht eben geringen Profit versprechen. Mit dem Hinweis auf die Umweltprobleme in den „Zentralverwaltungswirtschaften im Osten“ (I, 103) wird schließlich ausgedrückt, daß sie keine Alternative zum System der Marktwirtschaft darstellen (I, 102). Das Gros der zehn anderen Beiträge fördert im wesentlichen den inflationären Gebrauch der Worthülse Lebensqualität, in die — je nach Interesse — der je genehme Inhalt hinein-gepreßt wird.

Die Autoren des von U. Schulz herausgegebenen Sammelbandes verstehen allesamt ihre Beiträge als ein „kritisches Veto“ (II, 6) gegenüber dem bisherigen Gebrauch des Begriffes und wollen eigentlich Basisinformationen geben über: Stadtplanung (Th. Sieverts, M. Bächer), Altersversorgung (O. Blume), Familie (C. Schütze, E. Lausch), Arbeitsplatz (G. Wallraff, K. Antes), Gesundheitswesen (E. Zylmann), Freizeit (G. Kreysing) und schließlich Innenarchitektur (O. Bode). Obwohl die Autoren eine „Konkretisierung eines abstrakten Begriffs“ zum Ziele haben, erreichen sie tatsächlich nur eine oftmals oberflächliche Auffüllung des Begriffes mit allen nur möglichen und denkbaren Forderungen, die in den letzten Jahren in den entsprechenden gesellschaftlichen Bereichen aufgestellt wurden. Besonders deutlich läßt sich dies am Beitrag von Carl Amery zeigen, der Lebensqualität auf Umweltschutz reduziert, weil es seiner Meinung nach nur dort handfeste Indikatoren gäbe. Damit propagiert er unter der Form eines „kritischen Vetos“, inhaltlich die Forderungen des Kapitals. — Der eigene Anspruch, ein „kritisches Veto“ zu formulieren, geht nicht so weit, den Begriff selbst in Frage zu stellen oder ihn etwa begründet abzulehnen. Zum Teil werden nicht einmal die politischen und ökonomischen Hintergründe und Interessen aufgedeckt, die zu seiner Popularisierung geführt haben. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß dieses Buch dazu beiträgt, den von den Autoren selbst kritisierten inflationären Gebrauch des Begriffes zu potenzieren.

Eberhard Göbel (Berlin/West)

Die Arbeitsgruppe „**Dokumentation für den Bereich der Warenästhetik und Alltagskunst**“ an der Technischen Universität Berlin führt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine Erhebung über öffentliche und private Sammlungen von Produkten im Bereich Massenkultur, Alltagskunst und Warenästhetik durch. In Sonderheit private Sammler solcher Produkte (z. B. Werbematerialien, Groschenhefte, Comics, Flugblätter, Kataloge, Kitsch, populärer Wandschmuck, Nippes) werden gebeten, sich in Verbindung zu setzen mit der Arbeitsgruppe Dokumentation für den Bereich der Warenästhetik und Alltagskunst, Institut für Deutsche Philologie, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (H 60), Technische Universität Berlin, Straße des 17. Juni 135, 1000 Berlin 12, bzw. mit Dr. Ludwig Fischer (Regensburger Str. 25, 1000 Berlin 30) oder mit Dr. Dietger Pforte (Prinzregentenstraße 89, 1000 Berlin 31).

Blätter für deutsche und internationale Politik

8 '76

Kommentare und Berichte

W. Rügemer: Zur „Extremismusstudie“ des Innenministeriums

W. Schilling: H. Schmidt und die italienische Regierungsbildung

Hauptaufsätze

H.-J. Axt: Das „Europa der Bürger“ — Ideologie und Wirklichkeit

J. Prokopczuk: Die Entwicklung der Dritten Welt

B. Greiner: Zweihundertjahrfeier und soziale Realität der USA

D. Basten: Ich, die „Verfassungsfeindin“. Ein Lebenslauf

N. R. Wiener: Zur Rolle von „Radio Liberty“ und „Radio Free Europe“

F. Hervé, R. Wisbar: Wirtschaftskrise und Situation der Frauen in der BRD

J. Klopp, P. Körner, R. Saloch, H. Walden: Verdeckter Rüstungstransfer. Beiträge der BRD zur militärischen Stärkung der Republik Südafrika (II)

Medienkritik

H. Walter: Keine Alternative zum Erfolg

Wirtschaftsinformation

21. Jahrgang, August 1976, Heft 8

9 '76

Kommentare und Berichte

B. Greiner: Kandidat Carter

F. Deppe: Modell SPD

H.-H. Wüstenhagen: Seveso und die Folgen

Hauptaufsätze

K. D. Bredthauer: Modell Deutschland? Scheinalternativen und Alternativen im Wahljahr 1976

K. Unger: Die Bundesdeutschen und ihre Freiheit

H. Trofimenko: Sowjetisch-amerikanisches strategisches Gleichgewicht und die Entspannung

M. L. Berg, A. Kettig, H. Proft, E. Steinmann: Feststellungen und Forderungen der demokratischen Frauenbewegung in der BRD

J. Kuczynski: Die Weltwirtschaft des Kapitals. Vierteljahresübersicht

M. L. Sarin: Zur jüngsten Entwicklung in Indien

Medienkritik

H. Walter: Die große Kunst des Weglassens

Wirtschaftsinformation

21. Jahrgang, September 1976, Heft 9

Erscheint monatlich. Einzelheft 5,— DM, im Jahresabo 3,50, für Studenten, Schüler, Wehrpflicht- und Ersatzdienstleistende 3,— DM. Bestellungen über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, Vorgebirgstr. 115, 5000 Köln 51

Demokratie und Recht

Vierteljahresschrift

2 '76

E. Roppo: Verbraucherschutz und Klassentheorie

J. Blau: Über Hermann Heller

G. Stuby: „Freiheitlich demokratische Grundordnung“ als verfassungsrechtlicher Begriff

W. Borchers u. a.: Das Grundgesetz — eine antifaschistische Wertordnung?

H. Ridder, H. A. Lennartz: „Bekämpfung“ des „Rechtsextremismus“

4. Jahrgang, April/Mai/Juni 1976,
Heft 2

3 '76

C. U. Schminck-Gustavus: Justizkrise in Italien

K. Tonner: Verbraucherschutz und Klassentheorie. Erwiderung auf E. Roppo

M. O. Hinz: Kernkraftwerke vor Gericht

P. Derleder, G. Winter: Die Entschädigung für Contergan

G. Grünwald: Die Gesetzesentwürfe zur Bekämpfung terroristischer Gewalttaten

4. Jahrgang, Juli/August/September
1976, Heft 3

Erscheint vierteljährlich. — Preis des Einzelheftes 6,— DM, im Jahresabo 5,— DM, für Studenten 4,— DM. — Bestellung über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, Vorgebirgsstraße 115, 5000 Köln 51

Demokratische Erziehung

5 '76

Eltern(mit)arbeit

H. Holzer: Eltern(mit)arbeit in der Hauptschule

L. Doormann: Elterninitiative oder „freie Schule“?

M. Knilli: 30 Jahre Elternarbeit in Westdeutschland

L. Dietze: Elternrecht und staatliche Schulhoheit

D. Brühl, H. Knake: Wie groß ist das Interesse der Eltern an der Schule wirklich?

M. Knilli: Elternmitarbeit an öffentlichen Schulen Kaliforniens

K. Bunke: Student und Gewerkschaft

U. Schröter: Friedenserziehung im Geschichtsunterricht

B. Nikitin, L. Nikitin: Begabung und frühkindliche Erziehung

D. Pollmann: Erziehungsrevolution in Kuba

E. Busche: Vererbung bei Krupp, Krause und Klett

H. D. Strüning: Schulentwicklungsplanung als Bildungsdemonstage

2. Jahrgang, September 1976, Heft 5

Erscheint alle zwei Monate. — Einzelheft 5,— DM, im Jahresabo 3,50 DM, für Schüler, Studenten, Wehrpflicht- und Ersatzdienstleistende 3,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Pahl-Rugenstein Verlag, Vorgebirgsstraße 115, 5000 Köln 51

3. WELT MAGAZIN

KRITIK DER POLITISCHEN ÖKONOMIE

Beiträge des internationalen
Marxismus

8/9/10 '76

Libanon

Farsoun, Caroll: Historischer Hintergrund: Sektentum und koloniales Erbe

Farsoun, Caroll: Die libanesische Krise: Ausbruch und Entwicklung

A. Elias: Ideologie und Politik der libanesischen Phalange

E. Rouleau: Hintergründe der syrischen Invasion

B. Sirhan: Die Palästinenser im Libanon

Interview mit einem Arzt aus Tel-Al-Zaatar

Dokumente

M. Hinz: Zur Colombo-Konferenz (mit Dokumenten)

R. Molteno: US-Sozialwissenschaft gegen Befreiung im südlichen Afrika (II)

C. Wauthier: Afrika-Studien in der UdSSR

A. Hürter: Sozialismus in Tansania

G. Stempel: Gesundheitsversorgung in Angola

H. Regen: Gewerkschaften in Südafrika

K. Funke: Opposition in Argentinien

2. Jahrgang, August/September/Oktober 1976, Heft 8/9/10

Erscheint in 12 Heften pro Jahr z. T. in Mehrfachheften. — Jahresabo 36,— DM, für Schüler, Lehrlinge und Studenten 24,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Verlag Progress Dritte Welt, Buschstr. 20, 5300 Bonn 1

8/9/10

Spanien

Die zweite Revolution?

1. *Kontinuität und Bruch nach Francos Tod*

R. Fraser: Spanien am Wendepunkt

2. *Bürgerkrieg und traditionelle Arbeiterbewegung*

F. Claudin: Die ungelegene Revolution — Spanien 1936—39

F. Claudin: Die Spaltung in der Kommunistischen Partei Spaniens

3. *Sozialstruktur des Francismus*

L. Paramiro: Der herrschende Block im Spanien Francos

F. Claudin: Die neue spanische Arbeiterbewegung

A. Figuerelo: Das Erwachen des Volksbewußtseins in Spanien

F. Cordero: Der spanische Militärapparat

4. *Grundriß der spanischen Wirtschaft*

J. M. Reverte: Die Wirtschaftskrise in Spanien

3. Jahrgang, Heft 2—4

Erscheint viermal im Jahr. — Einzelheft 6,— DM, Doppelheft 9,— DM, dieses Dreifachheft 15,— DM; Abonnement (4 Nummern) 21,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Verlag Olle & Wolter, Postfach 4310, 1000 Berlin 30.

MARXISMUS DIGEST

Theoretische Beiträge
aus marxistischen
und orientalistischen
Zeitschriften

herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt/Main

MARXISTISCHE BLÄTTER

ZEITSCHRIFT FÜR PROBLEME
DER GESELLSCHAFT, WIRT-
SCHAFT UND POLITIK

27

Die Arbeiterklasse der UdSSR

M. N. Rutkewitsch: Die Entwicklung der Sozialstruktur der UdSSR zur sozialen Homogenität

L. A. Gordon, E. W. Klopow: Die sowjetische Arbeiterklasse in Zahlen

N. A. Aitow, S. F. Jelissejew: Wissenschaftlich-technische Revolution und Strukturveränderungen der Arbeiterklasse

M. N. Notschewnik: Kultur- und Bildungsniveau der Arbeiterklasse in der UdSSR

L. A. Gordon, E. W. Klopow, W. J. Neigoldberg, T. B. Petrow: Entwickelter Sozialismus und Wohlstand der Arbeiter

Konferenzbericht: Ein neues Industriezentrum. Die Herausbildung von Arbeitskollektiven

G. Badejewa u. a.: Werk tätige und Leitung der Produktion

A. Semjonow: Importiert die UdSSR mit westlichen Maschinen auch westliche Arbeitsbedingungen?

J. V. Todorskij: Arbeiter und Bauern im Obersten Sowjet der UdSSR

F. Cohen: Eine „neue Klasse“ in der UdSSR?

Bibliographie

7. Jahrgang, Juli—September 1976,
Heft 3

Erscheint vierteljährlich — Einzelheft 6,— DM, Jahresabo 22,— DM, für Studenten, Schüler, Lehrlinge, Wehrdienst- und Ersatzdienstleistende 18,— DM zuzüglich Porto — Bestellungen über Buchhandel oder Institut für Marxistische Studien und Forschung, Liebigstr. 6, 6000 Frankfurt/M.

DAS ARGUMENT 99/1976

5 '76

Rüstung und Abrüstung

M. Buschmann: NATO-Wirklichkeit und Helsinki

L. Knorr: Sicherheit durch nukleare Drohung?

J. Kuczynski: Rüstung — soziale Sicherheit und Inflation

J. Pomorin: Die Wehrkonzeption der Bundeswehr

D. Proektor: Militärische Entspannung als gemeinsame Aufgabe

S. P. Iwanow: Entspannung und Militärdoktrin

M. Cieslak: Thälmann und die Gewerkschaften

G. Matthiessen: Die gegenwärtigen Abrüstungsverhandlungen

F. Krause: Zur Berliner Konferenz der kommunistischen und Arbeiterparteien

Tagungsberichte

Monopoltagung des IMSF
Bremer Erkenntnistheorietagung

14. Jahrgang, September/Oktober 1976,
Heft 5

Erscheint alle zwei Monate. — Einzelpreis 4,— DM; auch im Abo erhältlich. Bestellungen über Buchhandel oder Verlag Marxistische Blätter, Hedderheimer Landstr. 78a, 6000 Frankfurt (Main) 50

NEUES FORVM

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT
ENGAGIERTER CHRISTEN
UND SOZIALISTEN

PROBLEME DES KLASSEN- KAMPFS

Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik

271/272

Freier Markt in Chile

A. G. Frank: Ökonomischer Völkermord in Chile. Zweiter offener Brief an M. Friedmann und A. Harberger

M. Friedmann, G. Tintner: Briefwechsel über die Diktatur in Chile

Sozialdemokratie

W. Brandt, G. Nanning, S. Segre: Alte und neue Sozialdemokratie Linksruck. Wahlen in Italien

H. G. Haasis: Druckerstreik

23. Jahrgang, Juli/August 1976,
Heft 271/272

273/274

Lateinamerika: Die Basis spricht

R. Reynaga: Indianisiert den Marxismus! Interview

L. Gabriel: Basisbewegung in Lateinamerika

L. Gabriel, W. Hörtnner, K. Troger: Über Argentinien, Guatemala, Peru und Mexiko

V. Wassin: Zur UdSSR. Antwort auf G. Nanning

A. Buro, G. Dill: Vietnam vergessen?

H. Marcuse: Faschismus in den USA?

23. Jahrgang, September/Oktober 1976,
Heft 273/274

Erscheint in 12 Heften im Jahr, z. T. in Doppelheften. — Einzelheft 6,50 DM, 44,— öS, im Jahresabo 4,41 DM, 30,— öS. — Bestellungen über Buchhandel oder Neues Forum, Museumstraße 5, A 1070 Wien

23

B. Blanke: Inhalt und Stil innerlinker Auseinandersetzung

M. Massarrat: Linksbürgerliche Analysen der „Energiekrise“

B. Schulz: Bäuerliche Interessenvertretung in der BRD (II)

Autorenkollektiv: Betriebspolitik am Beispiel OSRAM-Westberlin

E. Altvater, B. Zeuner: Sontheimers Polemik gegen „unsere Intellektuellen“

6. Jahrgang, Juni 1976, Heft 2

24

E. Hildebrandt u. a.: Grenzen gewerkschaftlicher Internationalisierung

M. Deutschmann: Kritik an Ronge/Schmiege

P. Dudek: Engels und das Problem der Naturdialektik

U. Krause: Zur Struktur des Monopols

Diskussion:

C. Diefenbach u. a.: Wie real ist die Realanalyse?

E. Altvater u. a.: Zum Problem der Profitratenberechnung

6. Jahrgang, September 1976, Heft 3

Erscheint viermal im Jahr. — Einzelheft 9,— DM, im Abo 7,— DM. — Bestellungen über Buchhandel oder Rotbuch Verlag, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30

psychologie heute

8 '76

Jean Piaget über Jean Piaget

Aus Piagets Autobiographie

D. Storz: Politische Psychiatrie

Training, Planung und Psychologie: Gespräch mit W. Thüne und E. Gienger

G. A. Pilz: Was wissen Verhaltensforscher über den Menschen?

R. Gould: Mit 50 akzeptiert man sich

E. Bornemann: Kritik an der Encounter-Bewegung

H. Frisch: Kontakt im Acht-Minuten-Takt. Die Bürgerinitiative „Aktion billiges Telefon“

D. Müller: Psychochirurgie

H. J. Ahrens: Hypothese und Experiment in der Psychologie

A. Smith: Was passiert, wenn Menschen von allen Umweltreizen abgeschlossen werden?

L. Berkowitz: Aggressionsforschung — Müssen immer Fetzen fliegen?

3. Jahrgang, August 1976, Heft 8

9 '76

Eheberatung

H. F. Latka: Was erwartet Sie in der Eheberatung?

P. Watson: Psychologen im Schweinestall? Die Anwendung der Psychologie in der Landwirtschaft

W. G. Bringmann, W. D. G. Balance: Über Gustav Theodor Fechner

A. F. Zander: Teamgeist, Leistungsmotivation, Arbeitsmoral

H. E. Richter: Zwei Jungen, die nicht einkaufen wollten. Protokoll einer Kurztherapie

L. Montada: Wie entsteht Erkenntnis? Über Jean Piaget

S.-P. Ballstaedt, S. Hinkelbein: Alltagsfern, oberflächlich und unverständlich. „Tagesschau“ und „Heute“ fördern politische Apathie

D. Storz: Politische Psychiatrie

R. Melzack: Wie wirkt Akupunktur?

G. Keller, W. Keller, E. Klein: Wahljahr 1976 — Meinungshörer-Studie

3. Jahrgang, September 1976, Heft 9

Erscheint monatlich — Einzelheft 5,— DM + —,70 DM Versandkosten. Jahresabo 45,— DM. — Bestellung über Buchhandel oder Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

AS 3 Vom Faustus bis Karl Valentin. Der Bürger in Geschichte und Literatur

Editorial: Der Bürger in Geschichte und Literatur; *W. F. Haug*: Die Einübung bürgerlicher Verkehrsformen bei Eulenspiegel; *T. Metscher*: Faust und die Ökonomie; *U. Stadler*: Notiz über den „Faustus“; *G. Voigt*: Forster, Lichtenberg und die Revolution; *O. A. Böhmer*: Revolution, Vernunftsapriorität und Hofmeisterei; *M. L. Könniker*: Der Struwwelpeter als Radikaler; *J. Moebus*: Zur Figur des bürgerlichen Heros; *A. Hauff*: Die einverständigen Katastrophen des Karl Valentin

Soeben erschienen:

AS 9 Gulliver Deutsch-Englische Jahrbücher, Bd. 1

Editorial
Deutsch-Englische Jahrbücher
Programm und Aufruf zur Mitarbeit

Robert Weimann
Geschichtsbewußtsein und Weltaneignung bei Shakespeare

Thomas Metscher
Shelley und Hölderlin

Heiner Schwinning
Der Maskenzug der Anarchie

Hans-Jürgen Stöppler
Über britische Arbeiterautobiographien

Ian Watson
„Industrial Folk Music“: ein Träger der zweiten Kultur in Großbritannien

Priscilla Metscher
James Conolly: ein politisch-historisches Porträt

H. Gustav Klaus
Politisch-kulturelle Periodika der englischen Linken

Rüdiger Hillgärtner
Ideologiekritische Überlegungen zu Segals *Love Story*

Anna Maria Stuby
Ideologievermittlung im Englischunterricht

Dieter Herms
Agitations- und Straßentheater in den USA

H. Gustav Klaus
Sammelbesprechung und Bibliographie zu C. Caudwell

Ian Watson
Die Entdeckung der Arbeiterklasse in der Anglistik

Rezensionen

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS

Ende November erscheint:

AS 10 **Massen / Medien / Politik**

Editorial

I. Neue Techniken

Ekkehardt Jürgens

Neues vom Hörensehen. Die neuen audiovisuellen Medien

Horst Holzer

Kabel-Fernsehen in der BRD?

Jean Rocchi

Möglichkeiten alternativer Nutzung der neuen audiovisuellen Medien in Frankreich

II. Mediengeschichte

August Soppe

Die Einführung des Rundfunks in Deutschland. Ein Beitrag zur Historisierung der Diskussion um das Kabelfernsehen

Erwin Reiss und Siegfried Zielinski

Internationaler Medienzusammenhang. Am Beispiel der Entwicklung des Rundfunks in Deutschland, Frankreich und England

Jörg Jochen Berns

„Parteilichkeit“ und Zeitungswesen. Zur Rekonstruktion einer medienpolitischen Diskussion an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert

III. Medienarbeiter

Cornelie Unger

Journalisten und Gewerkschaft. Materielle Bedingungen und Bewußtseinsstrukturen

Dieter Kramer und Gerd Würzberg

Gewerkschaften und öffentlich-rechtliche Medien

* * *

Burkhard Hoffmann

Die Entwicklung einer materialistischen Theorie der Massenkommunikation in der BRD

ARGUMENT-SONDERBÄNDE AS 11

Ende November erscheint:

AS 11 Brechts Tui-Kritik

Editorial

I. Aufsätze

W. F. Haug
Zur Aktualität von Brechts Tui-Kritik

Karen Ruoff
Tui oder Weiser? Zur Gestalt des Philosophen bei Brecht

Franco Buono
Die drei Kongresse der Tui

Gerhard Pickerodt
Die Lehren der Tui

Werner Mittenzwei
Der Dialektiker Brecht oder Die Kunst Me-Ti zu lesen

Dieter Schlenstedt
Das Demonstrandum des Dreigroschen-Romans

Rainer Kawa
Die Kopflanger der Feudalaristokratie. Miscelle zur Vorgeschichte der Erforschung des Tuismus

Dieter Thiele
Brecht als Tui oder Der Autor als Produzent? Diskussion einer Behauptung

Werner Mittenzwei
Brecht und die Schicksale der Materialästhetik

II. Buchbesprechungen

Mittenzweis neue Me-Ti-Ausgabe / Neuaufnahme der Auseinandersetzung mit Lukács in der DDR / Arbeiten zu Brechts Lyrik / Literatur zu Brechts Theater / Schriften von Manfred Wekwerth und Volker Braun / Völkers Brecht-Biographie

III. Geschichten

Herbert Claas
Die Verwirrung der Wörter

Wolfgang Fritz Haug
Der Kongreß der Ausdrucksberater. Zeitungsgeschichten

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

72 Probleme der Ästhetik (IV) Literatur- und Sprachwissenschaft

B. J. Warneken: Abriss einer Analyse literarischer Produktion; *G. Glesenfeld:* Zum Stand der Trivialliteratur-Forschung; *G. Voigt:* Sachlichkeit und Industrie; *Ch. Friemert:* Das Amt „Schönheit der Arbeit“; *M. Nerlich:* Romanistik und Antikommunismus; *D. Richter:* Ansichten einer marktgerechten Germanistik; Diskussion: *P. Eisenberg u. H. Haberland:* Das gegenwärtige Interesse an der Linguistik; Besprechungen: Soziolinguistik; Rechtsradikalismus

77 Widerspiegelungstheorie und Ideologiekritik Fragen der marxistischen Theorie (V)

Th. Metscher: Ästhetik als Abbildtheorie; *H. J. Sandkühler:* Materialistische Hermeneutik; *J. Hodek:* Musikpädagogik als Ideologie; Vietnam-Aufruf; Besprechungsschwerpunkte: Kritische Theorie; Musik und Gesellschaft; Faschismus; allgemeine Politologie; politische und ökonomische Kybernetik; Haushaltspolitik der BRD

90 Widerspiegelungs-Diskussion: Literatur- und Kunsttheorie Streitfragen materialistischer Dialektik (IV)

Editorial: Anführungs-Zeichen in „Prokla“; *P. Bürger:* Was leistet der Widerspiegelungsbegriff in der Literaturwissenschaft?; *Th. Metscher:* Ästhetische Erkenntnis und realistische Kunst; *U. Hahn:* Kagans System der Ästhetik; *W. Pfaffenberger:* Sachverständigengutachten 1974; *H. Immler:* Literaturbericht zur Umweltpolitik; Besprechungsschwerpunkte: Einführungen in die Philosophie; Sprache im 20. Jh.; Ausbildung; Sozialrebell; Sozial- und Wirtschaftsge-schichte; Außenpolitik; Arbeitsrecht

95 Sprachtheorie und Sprachunterricht

Interview des Lesers mit dem Herausgeber; Editorial: Sprachtheorie und Sprachunterricht; *P. Eisenberg:* Wissenschaftliche Grammatik in der Sprachlehre; *W. Dieckmann:* Bedarf an Rhetorik? *J. Ellerbrock, P. Jaritz, W. Kühnert, U. Schmitz:* Arbeit und Sprache bei Rossi-Landi, Habermas und Leist; *F. Tomberg:* Warum an unseren Hochschulen Marxisten unentbehrlich sind; *D. Hassens-pflug:* Umwelt zu Marktpreisen? (II) *R. Dutschke:* Antwort auf Schmidt und andere; *G. Armanski:* Antwort auf Müller; Redaktionelle Anmerkungen zur Diskussion; Besprechungsschwerpunkte: Allgemeine Psychologie; Demokratische Erziehung; Faschismus; Berufsverbote

Argument (Zeitschrift) – Gesamtverzeichnis

- 1–21 Argument-Reprint AS 1/1 u. AS 1/2
- 22 Emanzipation der Frau / Sexualität und Herrschaft (I)
- 23 Emanzipation der Frau / Sexualität und Herrschaft (II)
- 24 Sexualität und Herrschaft (III)
- 26 Probleme der Ästhetik (I)
- 28 Probleme der Ästhetik (II)
- 29 Schule und Erziehung (I)
- 30 Faschismus-Theorien (I)
- 31 Schule und Erziehung (II)
- 32 Faschismus-Theorien (II)
- 33 Faschismus-Theorien (III)
- 34 Probleme der Entwicklungsländer (I)
- 35 Sexualität und Herrschaft (IV)
- 36 Die Amerikaner in Vietnam / Probleme der Entwicklungsländer (II)
- 37 Theorien der Vergeblichkeit / Zur Ideologiekritik des Nihilismus
- 38 Probleme der Entwicklungsländer (III)
- 39 Wirtschaftsmodelle im Sozialismus
- 40 Politische Bildung / Schule und Erziehung (III)
- 41 Staat und Gesellschaft im Faschismus / Faschismus-Theorien (IV)
- 42 „Formierte“ Demokratie (I)
- 43 Wissenschaft als Politik (I)
- 44 Städtebau im Kapitalismus (I)
- 45 Dritte Welt und Opposition im Spätkapitalismus
- 46 Brecht/Lukács/Benjamin / Fragen der marxistischen Theorie (I)
- 47 Faschismus und Kapitalismus/Faschismus-Theorien (V) / Diskussion
- 48 Kalter Krieg und Neofaschismus in der BRD / Materialien zur „formierten Demokratie“ (II)
- 49 Kritik der bürgerlichen Germanistik / Wissenschaft als Politik (II)
- 50 Kritik der bürgerlichen Sozialwissenschaften
- 51 Zur Politischen Ökonomie des gegenwärtigen Imperialismus / Probleme der Entwicklungsländer (IV)
- 52 Entfremdung und Geschichte / Fragen der marxistischen Theorie (II)
- 53 Zur politischen Ökonomie des gegenwärtigen Imperialismus / Probleme der Entwicklungsländer (V)
- 54 Vom Bildungsbürgertum zur Funktionselite / Schule und Erziehung (IV)
- 55 Argument-Register / 1.–11. Jahrgang 1959–1969
- 56 Sexualität und Herrschaft (V) / Schule
- 57 Revolution und Konterrevolution in Griechenland
- 58 Faschismus-Theorien (VI) / Diskussion
- 59 Afrika zwischen Imperialismus und Sozialismus / Probleme der Entwicklungsländer (VI)
- 60 Kritik der bürgerlichen Medizin
- 61 Klassenstruktur und Klassenbewußtsein / Die Arbeiterklasse im Spätkapitalismus (I)
- 62 Klassenbewußtsein und Klassenkampf / Die Arbeiterklasse im Spätkapitalismus (II)

Argument (Zeitschrift) — Gesamtverzeichnis

- 63 Geschichte und Geschichtsschreibung der deutschen Arbeiterbewegung (I)
- 64 Probleme der Ästhetik (III)
- 65 Fragen der marxistischen Theorie (III)
- 66 Wissenschaft als Politik (III)
- 67 Emanzipation der Frau / Sexualität und Herrschaft (VI)
- 68 Ausländerbeschäftigung und Imperialismus / Die Arbeiterklasse im Spätkapitalismus (III)
- 69 Lohnarbeit und Medizin / Kritik der bürgerlichen Medizin (II)
- 70 Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft (I)
- 71 Argumente für eine soziale Medizin (III)
- 72 Probleme der Ästhetik (IV) / Literatur- und Sprachwissenschaft
- 73 Probleme der Produktivkraftentwicklung (I)
- 74 Fragen der marxistischen Theorie (IV)
- 75 Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft (II)
- 76 Entwicklungstendenzen der politischen Ökonomie in der DDR
- 77 Widerspiegelungstheorie und Ideologiekritik / Fragen der marxistischen Theorie (V)
- 78 Argumente für eine soziale Medizin (IV)
- 79 Kapitalistische Entwicklung und koloniale Unterentwicklung – Genese und Perspektive / Probleme der Entwicklungsländer (VI)
- 80 Schule und Erziehung (V)
- 81 Widerspiegelungs-Diskussion / Streitfragen materialistischer Dialektik (I)
- 82 Beiträge zu Theorie und Praxis des Sozialismus
- 83 Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Theorien
- 84 Zum Verhältnis von Logischem und Historischem / Streitfragen materialistischer Dialektik (II)
- 85 Widerspiegelungs-Diskussion / Streitfragen materialistischer Dialektik (III)
- 86 Klassenkämpfe in der BRD / Die Arbeiterklasse im Spätkapitalismus (IV)
- 87 Faschismus – Entstehung/Verhinderung. Faschismus-Theorien (VII)
- 88 Naturwissenschaftliche Erkenntnis und gesellschaftliche Interessen (I)
- 89 Anti-Psychiatrie – Konservative Gehalte radikaler Entwürfe / Argumente für eine soziale Medizin (VI)
- 90 Widerspiegelungs-Diskussion: Literatur- und Kunsttheorie / Streitfragen materialistischer Dialektik (IV)
- 91 Diskussion von Verhaltenstherapie und Gruppendynamik / Kritische Psychologie (I)
- 92 Widerspiegelungs-Diskussion: Praxis / Streitfragen materialistischer Dialektik (V)
- 93 Umwelt – Zum Verhältnis von Gesellschaft und Natur
- 94 Antworten auf Althusser
- 95 Sprachwissenschaft und Sprachunterricht
- 96 Naturwissenschaftliche Erkenntnis und gesellschaftliche Interessen (II)
- 97 Marxismus und Kritische Theorie
- 98 Sozialismus-Diskussion (I)
- 99 Faust-Diskussion
- 100 Ideologischer Klassenkampf / Sozialismus-Diskussion (II)
- 101 Sozialismus-Diskussion (III)

Argument-Sonderbände – Gesamtverzeichnis

- 50 Kritik der bürgerlichen Sozialwissenschaften
- 60 Kritik der bürgerlichen Medizin
- 70 Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft (I)
- 75 Kritik der bürgerlichen Geschichtswissenschaft (II)
- 80 Schule und Erziehung (V)
- AS 1/1 Argument-Reprint 1–17
- AS 1/2 Argument-Reprint 18–21
- AS 2 Gewerkschaften im Klassenkampf
Die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung in Westeuropa
2. verbesserte Auflage
- AS 3 Vom Faustus bis Karl Valentin / Der Bürger in Geschichte und Literatur
- AS 4 Entwicklung und Struktur des Gesundheitswesens / Argumente für eine soziale Medizin (V)
- AS 5 Hanns Eisler
- AS 6 Zur Theorie des Monopols / Staat und Monopole (I)
- AS 7 Projekt Automation und Qualifikation: Automation in der BRD
Probleme der Produktivkraftentwicklung (II)
2. verbesserte und erweiterte Auflage
- AS 8 Jahrbuch für kritische Medizin, Band 1
- AS 9 Gulliver. Deutsch-Englische Jahrbücher / German-English Yearbook,
Band 1
- AS 10 Massen / Medien / Politik
- AS 11 Brechts Tui-Kritik

Im Dezember erscheint:

AS 12 Lohnarbeit, Staat und Gesundheitswesen

Vicente Navarro

Staatliche Interventionen im Gesundheitswesen

Hagen Kühn

Der gesamtwirtschaftliche Bedingungswandel von Krankenhauspolitik

Hans-Ulrich Deppe

Zur Soziologie des niedergelassenen Arztes

Peter Higer

Das neue Kassenarztrecht oder Die verhinderte Neuordnung des Gesundheitswesens

P. Derleder u. H. Winter

Die Entschädigung für Contergan

Rolf Rosenbrock

Preiskonkurrenz auf dem Pharmamarkt

Karin Lüsebrinck

Gesundheitliche Auswirkungen von Nacht- und Schichtarbeit

Dieter Henkel und Gerhard Löhlein

Sozialepidemiologische Daten zur Häufigkeit, Sozialverteilung und Verursachung psychischer Störungen in der BRD

Rupprecht Thorbecke und Franz Friczewski

Myocardinfarkt und Arbeitsplatz

Im Dezember erscheint:

DAS ARGUMENT 100 **Ideologischer Klassenkampf**

Editorial: Statt der Hundertfeier: Nachdenken über unsere theoretische Praxis

Wolfgang Fritz Haug
Was ist ideologischer Klassenkampf?

Frank Niess
Zur Soziologie und Geschichte des Antikommunismus

Mathias Greffrath
Das endgültige Ende der Ideologie? Schelskys Weg von der „Technokratie“ zum „Klassenkampf“

Sozialismus-Diskussion (II)

Wolfgang Abendroth
Vorschläge zur Sozialismus-Diskussion

Frigga Haug
Aufträge der Leser an die Zeitschrift. Ergebnisse der Leserumfrage

Tagungsbericht: Internationaler Hegelkongreß

NEU Herbst '76

Politische Ökonomie, Geschichte und Kritik

Jörn Köster, Jan Meyer
Volksrepublik China
Ökonomisches System und
wirtschaftliche Entwicklung
300 Seiten, kartoniert, 28 – DM,
Leinen 38 – DM
ISBN 3 434 30177 1 (kart.)
ISBN 3 434 30178 x (Ln.)

Oskar Lange
**Ökonomisch-theoretische
Studien**
Herausgegeben von
Hajima Jaroslawska
Mit einem Vorwort von W. Brus
Ca. 480 Seiten, kartoniert,
ca. 38 – DM, Leinen ca. 48 – DM
ISBN 3 434 30172 0 (kart.)
ISBN 3 434 30175 5 (Ln.)

EVA Europäische Verlagsanstalt
Postfach 210140
5000 Köln 21

Studien zur Gesellschaftstheorie

Antonia Grunenberg
Bürger und Revolutionär
Georg Lukács 1918 – 1928
Mit einem Vorwort von Frank Benseler
Ca. 280 Seiten, kartoniert,
ca. 28 – DM
ISBN 3 434 20094 0

Franz Neumann
Behemoth
Struktur und Praxis des National-
sozialismus 1933 – 1944
Aus dem Amerikanischen von
Heida Wagner und Gert Schäfer
Herausgegeben und mit einem
Nachwort „Franz Neumanns
Behemoth und die heutige
Faschismuskritik“ von
Gert Schäfer
Ca. 592 Seiten, kartoniert,
ca. 30 – DM
ISBN 3 434 20100 9

Michael Neumann
Methode der Klassenanalyse
Untersuchungen zu einem Problem
der marxistischen Soziologie
212 Seiten, kartoniert, 22 – DM
ISBN 3 434 20096 7

Besprechungen

Philosophie

<i>Klaus, Georg: Rationalität — Integration — Information (E. Sens)</i>	838
<i>Klaus, Georg, u. Heinz Liebscher: System, Information, Strategien (E. Sens)</i>	838
<i>Brand, Gerd: Die grundlegenden Texte von Ludwig Wittgenstein (K. Bayertz)</i>	840
<i>Kenny, Anthony: Wittgenstein (K. Bayertz)</i>	840

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Walter, Hans-Albert: Deutsche Exilliteratur 1933 bis 1950, Bde. 1, 2 und 7 (B. Frei)</i>	794
<i>Grimm, Reinhold, u. Jost Hermand (Hrsg.): Exil und innere Emigration (L. Winckler)</i>	796
<i>Hohendahl, Peter Uwe, u. Egon Schwarz (Hrsg.): Exil und innere Emigration II (L. Winckler)</i>	796
<i>Ammon, Ulrich, u. Gerd Simon: Neue Aspekte der Soziolinguistik (W. Kühnert)</i>	843
<i>Hamm, Heinz: Der Theoretiker Goethe (W. Busch)</i>	845
<i>Dorner, Rainer: Doktor Faust (J. Dahle)</i>	849

Soziologie

<i>Jahnke, Hans, u. Werner van Treeck (Hrsg.): Journal Medien (I) (A. Soppé)</i>	851
<i>Straschek, Günter Peter: Handbuch wider das Kino (J. Brunow)</i>	853
<i>Kurowski, Ulrich, u. Jürgen Römer (Hrsg.): Lexikon des internationalen Films, Band 1 und 2 (J. Brunow)</i>	855
<i>Eisenstein, Sergej M.: Schriften. 3 Bände (J. Brunow)</i>	857
<i>Sudendorf, Werner: Eisenstein, Materialien zu Leben und Werk (J. Brunow)</i>	859

Erziehungswissenschaften

<i>Winkel, Rainer: Das Ende der Schule (R. Wicke)</i>	859
<i>Wellendorf, Franz: Schulische Sozialisation und Identität (A. Bammé)</i>	860
<i>Hänsel, Dagmar: Die Anpassung des Lehrers (A. Bammé)</i>	864
<i>Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Der heimliche Lehrplan (A. Bammé)</i>	867

Psychologie

- Autorenkollektiv Wissenschaftspsychologie: Materialistische Wissenschaft und Psychologie (B. Wilhelmer)* 869
Lorenzer, Alfred: Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis (H. Schindler) 871
Moser, Tilmann: Psychoanalyse und Justiz (G. Ziob) 873

Geschichte

- Kocka, Jürgen: Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914—1918 (H. Haumann)* 875
Kolb, Eberhard (Hrsg.): Vom Kaiserreich zur Weimarer Republik (A. Lüdtke) 877
Kluge, Ulrich: Soldatenräte und Revolution (B. Meurer) 882
Ritter, Gerhard A., u. Susanne Miller (Hrsg.): Die deutsche Revolution 1918—1919 (H. Krause) 883

Soziale Bewegung und Politik

- Bergmann, Joachim, Otto Jacobi u. Walther Müller-Jentsch: Gewerkschaften in der Bundesrepublik (S. Bönsch)* 884
Brinkmann-Herz, Dorothea: Die Unternehmensmitbestimmung in der BRD (J. Hutterer, J. Bohmsack) 885
Raehlmann, Irene: Der Interessenstreit zwischen DGB und BDA um die Ausweitung der qualifizierten Mitbestimmung (B. Meurer) 887

Jura

- Mayer, Udo, u. Gerhard Stuby (Hrsg.): Die Entstehung des Grundgesetzes (W. D. Schmidt)* 889
Ridder, Helmut: Die soziale Ordnung des Grundgesetzes (R. Schulze) 891
Seifert, Jürgen: Kampf um Verfassungspositionen (D. Horster) 893
Karsch, Friederun Christa: Demokratie und Gewaltenteilung (K. Sieveking) 895
Raiser, Thomas: Grundgesetz und paritätische Mitbestimmung (H. Olbert) 897

Ökonomie

- Klaus, Joachim: Inflationstheorie (K. E. Lohmann)* 899
Nachtwey, Hermann Josef (Hrsg.): Lebensqualität? (E. Göbel) 900
Schulz, Uwe (Hrsg.): Lebensqualität — konkrete Vorschläge für einen abstrakten Begriff (E. Göbel) 900